PHILIP GOUREVITCH
ERROL MORRIS

Die Geschichte von Abu Ghraib

HANSER

Abu Ghraib war der Wendepunkt. Im Mai 2004 sah die Öffentlichkeit erste Bilder, auf denen irakische Häftlinge von amerikanischen Soldaten gefoltert und erniedrigt wurden. Spätestens jetzt waren alle Versuche, den Krieg gegen Saddam Hussein moralisch zu rechtfertigen, zum Scheitern verurteilt. Abu Ghraib galt fortan als Symbol eines Krieges, der außer Kontrolle geraten war.

Gemeinsam mit dem Oscar-Preisträger Errol Morris hat der New Yorker Starjournalist Philip Gourevitch den Fall Abu Ghraib in all seinen Facetten untersucht. Aus ihren Recherchen ergibt sich das Bild einer Armee, die sich über alle Tabus hinwegsetzte, weil sie im Irak gegen die Drahtzieher des weltweiten Terrorismus zu kämpfen glaubte. Unter den Soldaten waren einige schon als Zivilisten rücksichtslos und gewalttätig, andere entwickelten erst unter dem Druck des Krieges einen Sadismus, über den sie später selbst erschrocken sind. Ihre Vorgesetzten, von denen übrigens keiner zur Verantwortung gezogen wurde, versuchten bis zuletzt, die Verbrechen zu vertuschen. Verblendung, Aggression und Überheblichkeit: In Abu Ghraib hat sich der Skandal des Irak-Kriegs in einer Orgie der Gewalt entladen. Philip Gourevitchs Buch dokumentiert schonungslos die Verbrechen, die dort im Namen des freien Westens begangen worden sind.

C
H
V

PHILIP GOUREVITCH UND ERROL MORRIS

DIE GESCHICHTE VON ABU GHRAIB

Aus dem Amerikanischen
von Hans Günter Holl

CARL HANSER VERLAG

Titel der Originalausgabe:
Standard Operating Procedure. A War Story.
First published 2008 by the Penguin Press, New York.
First published in Great Britain 2008 by Picador,
an imprint of Pan Macmillan Ltd., Basingstoke and Oxford

1 2 3 4 5 13 12 11 10 09

ISBN 978-3-446-23295-2
© Philip Gourevitch and Errol Morris 2008.
All rights reserved
Alle Rechte der deutschen Ausgabe:
© Carl Hanser Verlag München 2009
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany

Für L. M. & J. S.

VORBEMERKUNG ZUR URHEBERSCHAFT

Dieses von Philip Gourevitch verfasste Buch ist ein Gemeinschaftswerk, hervorgegangen aus anderthalbjährigen intensiven Diskussionen mit Errol Morris, der als Vorbereitung für seinen Film *Standard Operating Procedure* Hunderte von Stunden Interviews geführt und Tausende von Dokumenten gesammelt hat. Alle im Text zitierten Aussagen stammen aus den besagten Interviews und Dokumenten. Die Quellen sind im Anhang umfassend nachgewiesen.

Das Mögliche ist zugleich das Unvermeidliche …
Allons! Commençons la danse.

WILLIAM CARLOS WILLIAMS

INHALT

Bagdad, Oktober 2002 11

ERSTER TEIL
VORBEREITUNGEN 15

ZWEITER TEIL
VOLLZUG 79

DRITTER TEIL
NACHBEREITUNG 271

ANHANG
Abkürzungen 295
Anmerkungen und Danksagung 296

BAGDAD, OKTOBER 2002

EINES SONNTAGMORGENS ließ der Präsident alle Gefangenen frei, und niemand – vielleicht nicht einmal er selbst – wusste, warum. Die Ankündigung wurde im Rundfunk verlesen. Auf diesem Wege wolle der Präsident, so erklärte der Sprecher, dem Volk für seine Wiederwahl bei dem nationalen Referendum wenige Tage zuvor danken. Alle wussten, dass der Bürgerentscheid eine Farce war – ohne Gegenkandidaten hatte Saddam Hussein hundert Prozent der Stimmen reklamiert –, doch die Bekanntgabe der »unwiderruflichen, vollständigen und umfassenden« Amnestie (von Zionisten und amerikanischen Spionen abgesehen) fand auf den Straßen echt begeisterte Aufnahme, wie Hupkonzerte und freudige Schüsse aus Sturmgewehren bezeugten. Auf einmal fanden sich überall im Lande Menschen vor Gefängnistoren ein, in der Erwartung, seit langem vermisste Personen wiederzusehen: Diebe oder Intellektuelle, Bürgerrechtler oder Vergewaltiger.

Saddams Gefängnisse, Fabriken des Terrors und der Vernichtung, hatten den Rückhalt seiner Macht gebildet. Schon wer ein Huhn oder eine Flasche Shampoo stahl, konnte jahrelang darin verschwinden, doch bei – wirklich oder angeblich verübten – Staatsverbrechen drohte endlose Folter. In der dreißig Kilometer westlich von Bagdad gelegenen Haftanstalt Abu Ghraib fanden mittwochs und sonntags die Hinrichtungen statt. Nicht selten endeten dort pro Woche hundert Insassen am Galgen, und wenn man bei akuter Überfüllung Platz für Neue brauchte, mussten die Henker Überstunden machen. Abu Ghraib war das größte und das am meisten berüchtigte von Saddams Gefängnissen, eine Hölle auf Erden, und dort, wo die äußeren Ränder Bagdads jenseits des Flughafens schon im graubraunen Wüstensand ausliefen, löste die Nachricht von der

Amnestie die umfangreichste spontane Menschenansammlung aus, an die sich irgendwer im Irak erinnern konnte.

Am späten Vormittag liefen anscheinend außerhalb der Mauern von Abu Ghraib ebenso viele Schaulustige umher wie im Innern Häftlinge – Reportern zufolge zehn- bis fünfzehntausend –, und von allen Seiten stießen weitere Neugierige hinzu. Gegen Mittag schätzte man ihre Zahl auf fünfzigtausend, und schließlich riss der Mob in einer Aufwallung das Tor des verhassten Verlieses aus den Angeln und strömte ins Innere. Von dort kam ihm jene andere vielköpfige Menge entgegen: die nach draußen drängenden ausgemergelten, ungewaschenen, weinenden Insassen, ihre einzige Habe, die stinkenden eingerollten Bettmatten, umklammernd. Manche, die zu schwach zum Laufen waren, hingen über den Schultern ihrer Zellennachbarn, während andere in etwas besserer Verfassung kurz vor dem Schritt ins neue Leben zu Tode getrampelt wurden. In dem lärmenden Aufruhr schlossen sich einige der Wärter jener freiheitstrunkenen Karnevalsstimmung an, schlugen Breschen in Kerkermauern, um die Häftlinge zu befreien, und tanzten glückselig mit ihren ehemaligen Schutzbefohlenen; weniger anpassungsfähige Wärter dagegen prügelten so lange weiter auf Gefangene ein, bis sie keinen mehr erwischen konnten. Manche sollen sogar die Gelegenheit genutzt haben, um noch ein paar letzte Hinrichtungen zu vollstrecken.

Auf diese Weise verschwand mit einem Schlag der gesamte Strafvollzug und ließ mindestens hundertfünfzigtausend Internierte davonkommen. So etwas hatte die Welt noch nicht gesehen – und obendrein veranstaltete Saddam noch am selben Tag eine landesweite Massenhochzeit, zu der Hunderte von Paaren gleichzeitig antraten, ebenfalls zur Feier seiner Wiederwahl, wie der Rundfunk verkündete. Erneut hörte man auf den Straßen wilde Hupkonzerte und Schüsse. Für die Zeremonie kleidete der Staat die Bräute sogar von Kopf bis Fuß ein, Schleier, Schuhe, Täschchen und Handschuhe inklusive, allerdings nur leihweise.

Häftlinge, Bräute – solch ein Prunk, solche heftigen Gefühlsaus-

brüche! Zwar spielte sich das Ganze vor aller Augen ab, doch auch wer es sah, konnte kaum verstehen: Was führte Saddam damit im Schilde?

Der Präsident der Vereinigten Staaten drohte, sein Land zu übernehmen. Das war eine ebenso persönliche wie unerbittliche Drohung. In Washington drängten einige ungeduldig darauf, den Krieg abzuschließen: den Irak zu erledigen, wie es hieß. Wer würde schließlich schon Saddam mit seinen Kerkern und Folterkammern eine Träne nachweinen? Niemand – das war eines der Argumente. So besagten nach der Öffnung von Abu Ghraib einige Berichte, dass er einlenken oder zumindest nachgeben wolle, um Schönwetter zu machen und zu beschwichtigen; derart hätte man ihn, ohne einen Schuss abfeuern oder mit Schiffen im Irak landen zu müssen, dazu gebracht, eine der schlimmsten Geißeln seines Regimes abzuschaffen. Mehrere ausländische Journalisten verglichen jenen Sonntag von Abu Ghraib sogar mit dem Sturm auf die Bastille, der den Auftakt zur Französischen Revolution bildete: dem historischen Moment, in dem ein Volk seine Souveränität geltend machte und den absoluten Herrscher in die Schranken wies. Das war allerdings bloßes Wunschdenken. In Wirklichkeit zeugte die Öffnung der irakischen Gefängnisse nämlich einmal mehr von der launischen Willkür des Tyrannen – war somit kein Zugeständnis, sondern eine Machtdemonstration.

Das vielleicht erstaunlichste Schauspiel inmitten dieses irrsinnigen Aufruhrs widerstreitender Eindrücke, die Abu Ghraib mit sich brachte – der penetrante Gestank und höllische Schmutz, das plötzliche Knallen von Pistolenschüssen, um die Massen zu beruhigen, das Weinen einer Mutter, die ihren Sohn wiederfand, und das Weinen einer Mutter, die erfuhr, dass man ihren Sohn bereits hingerichtet hatte –, boten fliehende Gefangene, die sich heiser sangen mit dem Gelübde: »Dir, o Saddam, opfern wir unser Blut und unsere Seele.«

ERSTER TEIL

VORBEREITUNGEN

1.

ZEHN MONATE SPÄTER, im August 2003, fuhren Lane McCotter und Gary Deland, beide ehemals leitende Beamte der Gefängnisbehörde von Utah, durch Bagdad, um nach einem Schlosser zu suchen, der ihnen Stockbetten liefern konnte. Sie hatten den Sommer damit verbracht, in Abu Ghraib eine Anzahl von Zellenblocks aufarbeiten zu lassen. In den alten Zeiten unter Saddam hatten die Gefangenen in kahlen Zellen auf dem Boden geschlafen. »Es gab keine Standards«, sagte McCotter, »man stapelte die Leute einfach wie Brennholz.« Und er meinte, Stockbetten würden ein deutliches Zeichen für die Erneuerung des Gefängnisses setzen. Doch verstanden die Iraker gar nicht, was er wollte. Betten übereinander? »Wir mussten es ihnen aufzeichnen«, erläuterte er. »Schließlich fanden wir jemanden. Er baute uns einen Prototyp, an dem wir ein paar Änderungen vornahmen und dann tausend Stück schnellstmöglich bestellten, um damit diese Zellen auszustatten.«

Deland machte Fotos von McCotter, wie er stolz neben den ersten Stockbetten des Irak stand. Auch Deland war stolz. Im Juli hatte er die erste Strafvollzugsakademie des Landes überhaupt eröffnet, und die erste Klasse neuer irakischer Gefängniswärter stand kurz vor dem Ende ihrer Ausbildung. McCotter und Deland beschlossen, das Ergebnis ihrer Mühen in Abu Ghraib mit einem Tag der offenen Tür nebst einer Abschlussfeier für die Vollzugsakademie vorzuführen. Da ihre Abreise bevorstand – ihr Vertrag mit dem US-Justizministerium lief Ende des Monats aus –, luden sie auch ihre Kollegen von der Koalitions-Übergangsverwaltung (CPA), von der Armee und vom angehenden irakischen Justizministerium ein. Sie baten einige Soldaten vom Militärgefangenenlager Abu Ghraib hinzu, mieteten Busse für die Absolventen der Akademie inklusive

der Angehörigen, bestellten ein Büffet und engagierten sogar eine irakische Kapelle mit Dudelsackspielern und Trommlern. »Das Übelste, was ich je gehört habe«, klagte Deland, »ein im wahrsten Sinne des Wortes ohrenbetäubender Lärm.«

Das große Ereignis fand am 25. August statt. Eine Woche zuvor hatten mehrere Reporter das Gefängnis besucht, um über die Nachwehen eines Mörserangriffs zu berichten, bei dem sechs Häftlinge in den Zeltlagern der Armee getötet und mehr als fünfzig verwundet worden waren, und dabei hatte ein amerikanischer Soldat ein Mitglied der Gruppe – einen Kameramann von Reuters, der mit Erlaubnis der Militärpolizei jenseits der Mauer filmte – im Vorbeifahren von einem Panzerturm aus erschossen. Jetzt strahlten die frisch renovierten Zellenblocks, die neue Gefängnisküche war beinahe fertig, ein Gefängniskrankenhaus im Entstehen begriffen – »eine erstklassige Einrichtung«, schwärmte McCotter, »wahrscheinlich die beste im gesamten Irak« –, die Kapelle spielte, und McCotter und Deland zeigten ihren Gästen die neuen, dem Auslauf der Insassen dienenden Gefängnishöfe von Abu Ghraib.

»Wir hielten Festreden«, sagte McCotter. »Wir schnitten ein Band durch. Wir machten einen kleinen Rundgang, um den Gästen zu zeigen, wie diese Zellenblocks aussehen würden, wenn einmal das ganze Gefängnis fertig wäre, richtig behaglich. Wir hatten alle Zellen eingerichtet: mit Stockbetten, mit Matratzen, mit Waschlappen, mit Handtüchern, mit Zahnpasta, mit Zahnbürsten, und daneben gab es auch Artikel für das körperliche und seelische Wohlbefinden – auf den Fußböden lagen sogar Gebetsteppiche für die Muslime, was selbst die meisten amerikanischen Gefängnisse nicht bieten. Wir versuchten, ihnen nahezubringen, nach welchen humanitären Prinzipien wir in Amerika, oder im Westen, Gefängnisse führen. Mir erschien es als ein wahres Wunder, das alles in vier Monaten geschafft zu haben. Was wir da leisteten, das ist in der Geschichte des Strafvollzugs einzigartig. Auch wenn wir viel Unterstützung bekamen, war es trotzdem ein Wunder.«

ALS IHN MITTE APRIL eine telefonische Anfrage erreichte, ob er Lust hätte, in den Irak zu gehen, hielt Lane McCotter das anfangs für einen Witz. Es war an einem Sonntagmorgen gegen acht, und er saß zu Hause in Midway, Utah, mit seiner Frau am Frühstückstisch. Soeben hatten US-Truppen Bagdad eingenommen – im Fernsehen konnte man verfolgen, wie Meuten plündernd über die Ministerien der Hauptstadt herfielen –, und der Anrufer erklärte McCotter im Namen des Generalbundesanwaltes der Vereinigten Staaten, dass man ein Team zusammenstelle, um vor Ort zu überprüfen, was man aus dem irakischen Strafjustizsystem machen könne. »Dabei kam auch Ihr Name ins Spiel«, sagte der Beamte.

McCotter hörte zu und merkte, dass seine Frau ihn genau beobachtete. »Als alte Soldatenfrau kennt sie wahrscheinlich alle Signale«, erklärte er: der Anruf zu einer derart ungewöhnlichen Zeit, das einseitige Gespräch (der anderen, für sie nicht verständlichen Seite), die plötzlich so angespannte Miene. Er sagte dem Anrufer, dass er darüber nachdenken müsse, und beruhigte seine Gattin schon beim Auflegen: »Selbstverständlich gehe ich nicht hin. Schließlich bin ich dreiundsechzig.« Doch sie kannte ihren Lane besser. Zwar hatte er seit Vietnam nicht mehr in Übersee gedient, sich allerdings immer unwohl dabei gefühlt, wie sein Land die Vietnamesen am Ende im Stich ließ – und sie wusste, dass er sich gerne ausmalte, zur Abwechslung einmal alles richtig zu machen. Daher erwiderte sie: »Wenn dein Land dich ruft, wirst du gehen. Also geh. Probier's noch mal, um das Kapitel für dich abzuschließen. Tu, was sie von dir wollen. Aber komm mir gesund wieder heim.«

Daraufhin ging McCotter wieder ans Telefon, rief zurück und sagte: »Wenn es ernst gemeint ist, bin ich bereit.«

Eine Woche später bekam er in Washington seine Einweisung. Der Tenor lautete: Wir haben so etwas noch nie gemacht. In diesem oder jenem kaputten Land beim Neuaufbau der Polizei oder bei der Richterausbildung zu helfen, ja. Aber im Anschluss an massive Feindseligkeiten alles von A bis Z – Polizei, Gerichte, Vollzug –, eine

ganze Strafjustiz nach unserem Vorbild umzugestalten, das ist eine Premiere. Und wir wollen es richtig machen, erst Lagebeurteilung, dann Wiederaufbau. Sie – das Sichtungsteam – werden vier Monate Zeit haben, die Zustände vor Ort zu inspizieren, einen umfassenden Bericht über die Verhältnisse in den vorhandenen Polizeirevieren, Gerichten und Gefängnissen des Landes anzufertigen und einen Plan für ihre Instandsetzung zu entwickeln. Danach kommen Sie wieder nach Hause. Soll sich das nächste Team um die Ausführung kümmern.

McCotter hörte das gerne. Er hatte ein Drittel seines Lebens in Gefängnisbehörden gearbeitet, die Vollzugssysteme von drei Bundesstaaten geleitet und sich einen teuflischen Ruf erworben. Doch war der Strafvollzug nicht McCotters Berufung, zumindest nicht von vornherein, denn zunächst ging es darum, ein Mädchen zu erobern – oder besser zu behalten. Seine erste große Liebe war allerdings das Militär, und 1962 in Vietnam machte es ihn stolz, Infanterist zu sein, als Leutnant eines den einheimischen südvietnamesischen Truppen zugeteilten Artilleriekorps für Sondereinsätze. Dabei wurde er dreimal vom Feind überrannt und kehrte als Hauptmann zurück, ausgezeichnet mit diversen Gefechtsorden und Einsatzmedaillen. Danach heiratete er und erkannte bald, dass er den Beruf um seiner Ehe willen wechseln musste. Deshalb ging er zur Militärpolizei, stieg dort zum Major auf und landete 1968 erneut in Vietnam, direkt nach dem verhängnisvollen Tag Anfang September, als das dortige US-Militärgefängnis Long Binh Jail bei Unruhen in Flammen aufging. Bei McCotters Ankunft hatte sich der Rauch noch nicht ganz verzogen, und er nahm am Wiederaufbau teil.

Das war McCotters erste Arbeit im Bereich des Strafvollzugs. Vielleicht hätte es nach seinem Geschmack auch die letzte sein können, doch da er nach wie vor einen Weg suchte, mit seiner Frau zusammenzuleben, bewarb er sich für ein Hochschulstudium. Wenig später schickte man ihn an die Sam Houston University in Huntsville, Texas, wo er den Magister für Kriminologie und Straf-

vollzug erwerben wollte. Nach dem Abschluss des Studiums 1972 übertrug man ihm das Kommando über das Militärgefängnis in Fort Sill, Oklahoma. Ein Jahrzehnt später leitete er die United States Disciplinary Barracks in Fort Leavenworth, Kansas, den damals einzigen militärischen Hochsicherheitstrakt. Mit diesem Ort ließ er dann auch die Armee hinter sich – immerhin im Rang eines Obersten verabschiedet –, um bei den Gefängnisbehörden von Texas und damit dem seinerzeit zweitgrößten, aber gewiss in jeder Hinsicht schlechtesten staatlichen Strafvollzugssystem der USA anzufangen.

Die Arbeit in Texas bezeichnete McCotter als seinen dritten Kampfeinsatz. Im Jahr 1980 hatte ein Bundesgericht die dortigen Haftanstalten als völlig barbarisch beurteilt und die texanische Vollzugspraxis insgesamt für verfassungswidrig erklärt, wozu Richter William Wayne Justice schrieb: »Mir fehlen die Worte für die menschenunwürdigen Haftbedingungen, das Elend und die Erniedrigungen, die man gewöhnlichen Strafgefangenen des TDC zumutet.« Anschließend zählte Richter Justice einige der schlimmsten Missstände auf: Vergewaltigung und Mord unter den Insassen; grausame, manchmal erstickende Überbelegung; willkürlich und missbräuchlich angeordnete Einzelhaft; die unablässige körperliche und seelische Misshandlung von Insassen durch Häftlingsbanden und Wärter; und die völlige Entmündigung der Insassen, die man auch noch systematisch daran hindere, juristisch gegen diese Übel vorzugehen. 1985 trat McCotter sein Amt als Strafvollzugsdirektor von Texas an, der vierte binnen zweier Jahre, nachdem der Staat in beiden Jahren alle nationalen Rekorde in Häftlingsmorden gebrochen hatte. McCotter ordnete sofort an, die Hälfte aller Gefängnisse des Staates vollständig abzuriegeln, worauf die Zahl der Angriffe auf Insassen um vierzig Prozent sank. In seinem zweiten Jahr verzeichnete Texas nur noch zwei Häftlingsmorde. Doch dann trat Bill Clements – als erster Republikaner seit der Rekonstruktion – sein Amt als Gouverneur von Texas an, verurteilte McCotter als zu liberal und begrüßte seinen Rücktritt.

Kaum einen Monat später leistete McCotter den Amtseid als

Strafvollzugsminister des Staates Neumexiko, der sich gerade von einer der hässlichsten Häftlingsrevolten seit seiner Gründung erholte. Erneut trat McCotter als Reformer auf den Plan, und erneut konnte er sich zwei Jahre halten. Danach folgte Utah, wo er fünf Jahre lang blieb, bis ihm ein neunundzwanzigjähriger Schizophrener namens Michael Valent, der im Staatsgefängnis von Draper einsaß, nachdem er, einer inneren Stimme folgend, seine Großmutter umgebracht hatte, einen Strich durch die Rechnung machte: Er stülpte sich einen Kissenbezug über den Kopf und war nicht bereit, ihn wieder abzunehmen. Daraufhin ließ das Anstaltspersonal ihn sechzehn Stunden lang an einen Zwangsstuhl geschnallt, und als man Valent wieder befreite, sank er tot um, da ein Blutpfropf ihm eine Herzarterie verstopft hatte. McCotters Verteidigung des Zwangsstuhles kam bei der Öffentlichkeit nicht gut an, so dass er zurücktreten musste.

So gehe es eben einem Strafvollzugsdirektor, erklärte McCotter: Was du auch machst, du bist immer entweder zu weich oder zu hart. »Tagtäglich bewirft dich jemand mit Teer. Du lebst im Glashaus. Irgendwer schießt immer auf dich.« Daraus zog er seine Konsequenzen und fing als Vertriebsleiter bei der Management & Training Corporation an, dem drittgrößten Produzenten der USA für Gefängnisausstattungen. Diesen Posten hatte er sieben Jahre lang inne, als er sich in den Irak aufmachte. Er hatte den Krieg dort mit großem Interesse verfolgt und betonte: »Ich glaube, wir haben Verpflichtungen gegenüber der Welt. Als das am reichsten gesegnete Land der Erde müssen wir anderen Völkern helfen, an den Grundrechten teilzuhaben, die unsere Kinder und Enkel buchstäblich an jedem Tag ihres Lebens als selbstverständlich voraussetzen, bis sie in ein Land wie den Irak kommen, wo es diese Rechte nicht gibt.«

Insofern erschien es McCotter »irgendwie interessant«, dass sein Team in Kuwait landete und die versprochenen Waffen für ihre Fahrt in den Irak nicht bereitstanden. Schon in Washington hatte ein Beamter den Pass von Gary Deland falsch gehandhabt, so dass er aufgehalten wurde und das Strafvollzugsteam des Justizministe-

riums nur noch aus drei Personen bestand. Als der unbewaffnete Konvoi tags darauf kurz vor dem Morgengrauen die irakische Grenze erreichte, ließ sich auch die angekündigte Militäreskorte nicht blicken, was McCotter veranlasste, seine Lagebeurteilung in »sehr interessant« hinaufzustufen. Die Gruppe traf kurz vor Mitternacht in Bagdad ein. Trotz einer Ausgangssperre hörte man ringsum überall Gewehrfeuer.

Am Morgen ließ McCotter sich ins Zentrum zur Grünen Zone fahren, der am Ufer des Tigris, rings um den ehemaligen Palast Saddam Husseins, gebildeten US-Garnison. Die Stadt wirkte verdreckt und verwaist – kein Mensch auf den Straßen; McCotter erschien sie »gespenstisch«. Doch als Kontrast zu dieser Trostlosigkeit hoben sich die durch Truppen- und Panzerkordons gesicherten Barrikaden ab, die den äußersten Rand der Grünen Zone absteckten. Automatisch nahm McCotter die Sicherheitsstufe zur Kenntnis, und im Geiste ergänzte er die Aussage über das »Ende der Feindseligkeiten« um das Beiwort »angebliche«, denn es lag auf der Hand, dass man noch mit viel Ärger rechnen musste.

Das Strafvollzugsteam residierte im Palast selbst, einem riesigen, unübersichtlichen Prunkbau, der als Sitz der Koalitions-Übergangsverwaltung nach wie vor das Machtzentrum bildete. Nur gab es dort weder Strom noch fließendes Wasser, und wie McCotter bei einer Einweisung der CPA am ersten Morgen erfuhr, lief auch die Zeit davon. Daher hieß es jetzt: Vergesst die vier Monate. Legt eure Lagebeurteilung in dreißig Tagen vor, stellt euren Plan auf – und nebenbei muss in diesen dreißig Tagen auch schon das erste Gefängnis seinen Betrieb aufnehmen.

MCCOTTER WIDERSPRACH dem derart geänderten Auftrag nicht. Er hielt ihn vielmehr für »extrem interessant« und hatte auch schon eine Idee, wo man anfangen könnte – bei der Militärpolizei, seiner ehemaligen Truppe. Zu jener Zeit gab es keine unabhängige zivile

Polizeibehörde, und für Recht und Ordnung im Irak war daher die 18. Militärpolizeibrigade zuständig. Diese hatte während der Invasion Kriegsgefangenenlager eingerichtet – große Gelände wie Camp Bucca unten an der kuwaitischen Grenze und daneben über das ganze Land verteilte kleine örtliche Sammelstellen –, und jetzt mussten diese Anlagen auch als Haftanstalten für Irakis fungieren. Da es keine Mittel gab, Kriegsgefangene von gewöhnlichen Straftätern oder Verdächtigen zu trennen, wie es die Armeedoktrin und die Genfer Konventionen verlangen, nutzten die MPs gerne die Gelegenheit, das Strafvollzugsteam herumzufahren und vorzuführen, welche Arten von Einschlüssen der Irak zu bieten hatte. Noch am selben Nachmittag, an McCotters erstem Tag im Land, machte man sich auf den Weg, und bis Ende der Woche hatte das Team sieben leerstehende Gefängnisse gefunden – allesamt völlig ausgebrannt wie nach Explosionen.

In einem nach dem anderen bot sich ein Bild restloser Zerstörung. Die Dolmetscher erklärten McCotter, dass die ehemaligen Insassen und Wärter nach Saddams Amnestie zurückgekehrt waren, um die Gefängnisse mit derart brachialer Gründlichkeit auszuschlachten, dass dagegen die Brandschatzung Bagdads in den ersten Besatzungstagen fast zaghaft erschien. Alle Türen fehlten, ebenso wie bei den Fenstern mitsamt den Rahmen. Alle Fliesen, alle Steckdosen, alle Lichtschalter – sogar die Kabel und Leitungen der Wände – waren herausgerissen. Man hatte nichts von Wert zurückgelassen und den Rest in Brand gesetzt, so dass nur verkohlte Wände und Schutt blieben. McCotter meinte, einige dieser Skelette retten zu können, und sein Team begann, Angebote von örtlichen Bauunternehmern einzuholen. Doch der Bedarf an nutzbaren Gefängnissen stieg rapide. Das Land war unbändig und faktisch rechtlos; viele der Einwohner besaßen Maschinenpistolen, darunter mindestens hunderttausend Exsträflinge, die man nach der Amnestie bewaffnet hatte, damit sie gegen die Amerikaner kämpfen konnten. Als zuletzt einer der Militärpolizisten, die das Strafvollzugsteam begleiteten, McCotter von einem großen Gefängnis am Rande Bagdads berichtete, das

er sich einmal anschauen solle, beschloss er, am nächsten Morgen dorthin zu fahren.

MCCOTTERS ERSTER EINDRUCK von Abu Ghraib wirkte nicht gerade ermutigend. Der Eingang war mit aufgestapelten Sandsäcken und Stacheldraht gesichert, und das Gelände diente seit einem halben Jahr als Müllhalde. So stank es überall, und auch die schieren Ausmaße verwirrten die Sinne: Die von vierundzwanzig Wachtürmen überragte Außenmauer war vier Kilometer lang, umschloss mehr als hunderttausend Quadratmeter. McCotter brauchte den ganzen entsetzlich heißen Morgen, um das überwiegend unbebaute Terrain abzuschreiten – eine Ödnis aus Müll, überzogen von grobkörnigem Wüstensand. Direkt hinter dem Haupteingang hatte man soeben einen provisorischen amerikanischen Stützpunkt eingerichtet. Diese Ansammlung von Zelten und Panzern mit einer großen Einfriedung aus Stacheldraht hieß jetzt Camp Vigilant, und dort hielt die Militärpolizei drei- bis vierhundert Gefangene in primitiven Verhältnissen fest: ohne fließendes Wasser, ohne Strom, ohne warme Mahlzeiten und ohne sanitäre Einrichtungen; als Toilette diente eine ausgehobene Grube, die keinerlei Sichtschutz bot.

Doch McCotter fielen besonders die verlassenen Gebäude von Saddams alter Strafkolonie ins Auge: fünf Mitte der sechziger Jahre von britischen Ingenieuren nach amerikanischen Plänen gebaute, in sich abgeschlossene Gefängniskomplexe, angelegt wie ein Universitätscampus mit Verwaltungszentrum, Todeshaus, Wäscherei und Wachbaracken. Eines der Gebäude bestand nur noch aus Schutt, einem Gewirr von Eisenträgern und zerbrochenen Balken, und McCotter erkannte sofort, dass auch zwei weitere irreparabel beschädigt waren. Während die Plünderer auch jene beiden anderen in Schutt und Asche gelegt hatten, war ein viertes noch weitgehend intakt – ein zweistöckiger Betonbau mit Flachdach und einem Mittelgang, von dem links und rechts zehn Zellenblocks abzweigten,

ein Grundriss, den Fachleute als Telegrafenmastaufbau bezeichnen. Als McCotter das Gebäude erkundete, fühlte er sich fast heimisch. »Es erinnerte mich stark an meine Gefängnisse in Texas«, berichtete er, »sogar mit amerikanischen Folger-Adam-Schlössern an den Türen. So amerikanisiert war diese Anstalt. Es war von allen, die wir fanden, die einzige Anlage, die sich auch als Hochsicherheitstrakt eignete. Für mich war Abu Ghraib buchstäblich das erste richtige Gefängnis im gesamten Irak, das auch unsereins als ein solches bezeichnen würde, ungelogen. Also stieg mein Puls ein bisschen.«

Wieder zurück in Bagdad, unterrichtete McCotter seine Leute: »Wir müssen zwei Zellenblocks in Betrieb nehmen, um die schlimmsten der wirklich schlimmen Finger unter den Verhafteten einsperren zu können. Wenn das geschafft ist, komme ich zurück, und wir bauen das gesamte Gefängnis neu auf.« Er erstellte eine Skizze für die Instandsetzung des bevorzugten Gebäudes – des harten Kerns, wie alle es bezeichneten, da es kugelsicher war im Unterschied zu den in Camp Vigilant vom Militär errichteten Zelten mit ihren weichen Planen –, und er bekam auch grünes Licht von der Finanzbehörde der CPA. Immer noch erregt, war McCotter unbefriedigt. Er war in den Irak gekommen, um Dinge in Ordnung zu bringen, und ließ seine Leute immer ehrgeizigere Pläne für das Projekt Abu Ghraib entwerfen. »Wir wollten wirklich erstklassige medizinische Einrichtungen«, betonte er. »Wir wollten eine Küche, Speisesäle, eine Bäckerei. Kurz, wir wollten ein Vorzeigegefängnis daraus machen.«

McCotter wandte sich an seine Behörde, um eine weitere Million Dollar für den harten Kern zu beantragen. »Doch diesmal«, sagte er, »klingelte es bei jemandem – ›Ist dies nicht das Abu-Ghraib-Gefängnis, in dem all die Leute gehängt wurden?‹ Ich sagte, ›Ja, Sir, das ist es.‹ ›Dann können wir das nicht bewilligen.‹ Darauf erwiderte ich: ›Sie haben ja bereits die ersten beiden Zellenblocks genehmigt, und wir bauen längst.‹ ›Ja, also unter diesen Voraussetzungen hätten wir dem niemals zugestimmt. Das ist politisch viel zu brisant. Wir können Sie das unmöglich machen lassen.‹«

2.

GANZ AM ANFANG, als McCotter das große Potenzial Abu Ghraibs beeindruckte, hatte er selber weder die Geschichte noch die Symbolik der Stätte gekannt. Die Gebäude als solche waren ja stumm, und die großspurigen Saddam-Abbildungen an ihren Wänden unterschieden sich nicht von den Tausenden anderer, die er im Irak gesehen hatte: ein strenger Saddam mit erhobenem Zeigefinger, ein Playboy-Saddam mit Sonnenbrille und Panamahut; ein fideler Soldat Saddam mit Epauletten, gekrönt von gekreuzten Schwertern und umflattert von weißen Tauben. Doch dann hatte er grauenhafte Berichte über die Vergangenheit des Gefängnisses gehört: In einige Zellen habe man so viele Häftlinge gepfercht, dass die eine Hälfte stehen musste, während die andere schlief; die einzige Tagesmahlzeit habe aus Suppe, Reis oder Linsen und einer Scheibe Brot bestanden; Wärter hätten Schutzgelder von Insassen und deren Angehörigen erpresst; ab und zu sei Saddams Sohn Qusay, der Chef der Geheimpolizei, vorbeigekommen, um tausend Hinrichtungen anzuordnen, einfach weil ihm danach zumute war; man habe Insassen auf den Boden genietet oder an Dachsparren aufgehängt und so lange mit Elektroschocks malträtiert oder geschlagen, bis sie sich nur noch zu sterben wünschten. McCotter hatte das Todeshaus inspiziert – die Folterkammern und Todeszellen in Hörweite von den grässlich scheppernden eisernen Falltüren der Galgen. Seine Dolmetscher hatten ihm dort in die Zellenwände geritzte letzte Worte der Anbetung oder der Verzweiflung vorgelesen, und eines Tages, als er vor Ort den Stand der Arbeiten überprüfte, hatte ihn jemand zum Tor gerufen, wo ein amerikanischer Reporter mit vier Irakern stand, die eine besonders traurige Bitte hatten.

»Ihnen allen fehlten die Hände oder gar Unterarme«, sagte

McCotter. »Bei ihrer Einlieferung unter dem Regime Saddam Husseins habe man ihnen die Gliedmaßen amputiert. Sie wüssten, wo auf dem Gelände die Körperteile vergraben lägen, und wollten die Knochen und Reste für eine angemessene Bestattung, Beisetzung oder etwas dieser Art abholen.« McCotter erklärte, dass er ihnen wegen der Sicherheitsvorschriften keinen Zugang gewähren konnte. Außerdem hätten die amerikanischen Reporter ihre Kameras mitgebracht, und er wollte unter gar keinen Umständen jemanden auf einem Gefängnishof fotografieren lassen.

McCotter und sein Team erkannten also die politische Brisanz von Abu Ghraib, sahen jedoch keine Alternative. »Selbstverständlich hatte es einen schlechten Ruf«, bestätigte Gary Deland, »aber zeigen Sie mir eine Einrichtung im Irak, die keinen schlechten Ruf hatte. Wer stand an der Spitze des Systems? Saddam Hussein und Konsorten. Seine Söhne töteten aus Spaß, zum Teufel noch mal.« Ein gleichwertiges Gefängnis ganz neu zu bauen hätte zwei Jahre gedauert. Mit einem fertigen Neubau würde McCotter gesagt haben, gut, Sie können das Ding abreißen oder damit machen, was Sie wollen – so aber brauchte der Irak Abu Ghraib vorerst noch, und Abu Ghraib war sein Baby. »Also setzte ich mich mit aller Macht dafür ein«, sagte er. »Dafür übernehme ich die volle Verantwortung. Als Fachmann für Strafvollzug bereue ich auch nichts.« Doch je heftiger er drängte, desto mehr Widerstand regte sich. »Die Sache ging bis rauf nach Washington«, sagte er, »für mich etwas zu hoch.« Ende Juni berichtete Amnesty International über Vorwürfe, dass Iraker im Militärgewahrsam von Abu Ghraib und Camp Cropper, einem militärischen Gefangenenlager am Bagdader Flughafen, misshandelt würden. In dem Bericht hieß es, man halte dort Verdächtige wochenlang unter elendigsten Bedingungen ohne Anklage oder Haftprüfung fest und lasse auch keine Kontakte zu Angehörigen oder Anwälten zu. Am 12. Juni demonstrierten die Insassen von Abu Ghraibs Camp Vigilant und forderten Angaben zu ihrer Haftdauer. Ein MP-Hauptmann versprach ihnen die Auskünfte für den nächsten Tag, doch als sie dann ausblieben, fand

eine weitere Demonstration statt. Diesmal schleuderten die Häftlinge Backsteine und andere Wurfgeschosse auf die MPs, die sofort das Feuer eröffneten und einen der Häftlinge erschossen, der sich allerdings in seinem Zelt befand. Sieben weitere wurden verwundet, zum Teil ebenfalls in ihren Zelten.

Die ersten Presseberichte über die Wiedereröffnung von Abu Ghraib erschienen zwei Wochen später. Am 13. Juli hieß es in einer Meldung der Associated Press: »Offenbar in Anerkennung der PR-Problematik haben die Amerikaner ein Saddam-Porträt im Gefängnis durch ein großes Schild ersetzt, das auf Englisch und Arabisch verkündet: ›Amerika ist ein Freund aller Iraker.‹« Man las von Einheimischen, die sich bei sengender Hitze am Gefängnistor versammelten, um abweisende MP-Wachen zu befragen, ob dort vermisste Angehörige einsaßen. Der CPA-Chef, US-Botschafter L. Paul Bremer, soll Amnesty International dafür gescholten haben, überhaupt nicht zu erwähnen, dass »das irakische Volk heute in Freiheit lebt«. Es sei doch eine Tatsache, so Bremer, »dass die Grundrechtslage der gewöhnlichen Iraker heute um Lichtjahre besser ist als noch vor zwölf Wochen«. Bremer, der trotz seines zivilen Diplomatenstatus vom Pentagon bezahlt wurde, sagte jedoch auch, die militärischen Gefangenenlager im Irak seien »nach allen internationalen Maßstäben vollkommen unannehmbar«, worauf CPA-Beamte versprachen, sie umgehend zu verbessern.

Solche Berichte dienten nicht gerade McCotters Anliegen, als er dafür warb, Abu Ghraib zum Vorzeigegefängnis des Irak zu machen. Dabei erklärte er immer wieder, dass sein Projekt, den harten Kern herzurichten, nicht auf militärische Internierung abziele, und sagte sich, wenn das Problem Abu Ghraibs in der Symbolik liege, so müsse man dem eben mit einer symbolischen Geste begegnen. Er ließ seine Unternehmer die Außenmauer derart ausbuchten, dass sie einen Bogen um das alte Todeshaus machte und es von dem Gelände abschnitt, und sogar mit einem eigenen Zugang versehen. »Sollen die Iraker halt ein Museum oder Denkmal daraus machen«, sagte er. Das schien tatsächlich zu helfen. In der dritten Juliwoche

traf Bremer zusammen mit Sergio Vieira de Mello, dem Sondergesandten der Vereinten Nationen, im Hubschrauber ein, um das Gefängnis zu inspizieren. »Als Nächstes weiß ich noch«, erzählte McCotter, »dass der stellvertretende Verteidigungsminister Paul Wolfowitz sich sehen ließ. Wir verbrachten einen halben Tag da draußen, führten ihn überall herum und gingen mit ihm durchs Todeshaus. Wir erklärten ihm genau, was wir brauchten, informierten ihn auch über den Zustand der anderen Gefängnisse. Er nahm das alles sehr, sehr ernst, und in kaum einer Woche kam der Bescheid: Baut den Komplex wieder auf.«

»HABEN SIE JE EINEN HEILBUTT GEFANGEN?«, fragte Gary Deland. »Das ist, als zöge man an einem Holzklotz. Nicht, dass der Heilbutt sich so furchtbar wehren würde. Es hat auch nichts mit der Aerodynamik zu tun. Nein, er ist eben ein großer Plattfisch, der am Grund liegt. Faktisch rollt er die Augen so, dass er nach oben schauen kann. Und man bekommt ihn kaum an Land, ohne schwer zu kämpfen. Mit der Bürokratie war es ganz ähnlich, dieses ständig ziehende Gewicht, bei dem man wusste, egal was man wollte, es würde ein zähes Ringen.«

Im Vergleich damit sei der Beschuss im Irak noch harmlos gewesen – ehrlich gesagt sogar ein Teil des Nervenkitzels. Vietnam habe Deland dank seiner Studienrückstellung nicht miterlebt, bedauere jedoch inzwischen, die großen Gefechte verpasst zu haben. »Ich stellte mir vor, dass ich meinem Land etwas schuldete. Andere hatten sich für mich Gefahren ausgesetzt. Weshalb sollte ich jetzt, wo es ging, nicht das Gleiche tun?« Dann setzte er hinzu: »Außerdem brauche ich ab und zu solche Adrenalinstöße.«

Davon bekam Deland im Irak mehr als genug. Die Sicherheitslage verschlechterte sich rapide; der zivile Mobilfunk bekam keine Verbindung mit dem militärischen Netz; die Militärpräsenz am Boden war zu schwach, um zuverlässige Eskortendienste aufzubauen.

Doch Deland liebte es, »mit leichtem Herzklopfen« unaufhaltsam durch ungesicherte Viertel Bagdads zu brettern, im Wagen begleitet von bewaffneten Männern, die Taschen mit Zehntausenden von Dollar in bar gefüllt (als Ersatz für die fehlenden Banken), um auf dem örtlichen grauen Markt (als der einzig möglichen Bezugsquelle) Fotokopierer oder eine Flotte von Bussen zu kaufen, die man als Gefängniswagen einsetzen wollte. »Es war mehr als aufregend«, sagte er. Einmal habe das Strafvollzugsteam drei Millionen Dollar in bar zusammen mit den Waffen im Bad hinter dem Büro versteckt – einer Narretei aus Marmor und Blattgold, jedoch ohne fließendes Wasser.

Deland gefiel der waghalsige Irrsinn dieses Kassensystems, bei dem man sich die Quittungen auf Arabisch ausstellen ließ, und betete, dass die Summe stimmte. Er liebte es, heute im Black Hawk nach An Najaf zu fliegen, um ein Projekt zu inspizieren, und morgen im Auto nach Al Hillah oder Abu Ghraib zu rasen, um Baufortschritte zu begutachten. Nur zu gerne verließ er die Grüne Zone. Fernab der sklerotischen, engstirnigen Bürokratie bot ihm das Pandämonium des Irak fast unbegrenzte Möglichkeiten, da keine Verwaltung ihn dabei störte, weitreichende institutionelle Maßnahmen mit einer bis dahin ungekannten Geschwindigkeit und Autonomie durchzusetzen. Als sich zum Beispiel herausstellte, dass die Wärter der Saddam-Ära, die das Strafvollzugsteam im Eifer des Gefechts wiedereingestellt hatte, nur jene Häftlinge ernährten, deren Angehörige sie bestachen, warf Deland die ganze korrupte Bande hinaus und gründete in der Folge eine eigene Strafvollzugsakademie, um eine völlig neue Generation von Wärtern auszubilden.

»Bei unserer ersten Akademie verließ ein Drittel der Klasse am ersten Tag den Kurs, als wir erklärten, dass man Insassen und ihren Angehörigen kein Geld abpressen darf«, berichtete er. »Die Leute standen einfach auf und gingen – ›Was glauben Sie? Wovon soll ich dann meine Familie ernähren, bei dem, was Sie uns bezahlen?‹ Sie bemühten sich gar nicht, irgendetwas abzustreiten. So hätten sie es schon immer gemacht.« Man hatte also schlechte Tage, und die

Rückschläge nahmen kein Ende. »Wir erfanden diese Rollenspiele«, sagte Deland und nannte ein Beispiel.

»Also, wir haben diesen Insassen, der dieses sagt und jenes macht, und fordern ihn auf, seine Zelle zu verlassen. Aber er will nicht. Was würden Sie gestützt auf das soeben Gelernte tun?

Nun, man prügelt ihn so lange, bis er rausgeht oder tot zusammenbricht.

Ja gut, das wäre eine Möglichkeit. Nun wollen wir einmal schauen, ob es noch andere gibt.«

ANFANG JULI hatten sich zwei der ursprünglichen Mitglieder des Strafvollzugsteams verärgert zurückgezogen, und Ende des Monats musste Lane McCotter kurzfristig einen Sonderurlaub nehmen, nachdem sein Schwiegervater gestorben war. So blieb Gary Deland im August drei Wochen lang »der alleinige Abgesandte des Justizministeriums im Irak mit dem Auftrag, ein Strafvollzugssystem aufzubauen und in Gang zu halten«. Auch er würde bald abreisen, doch vorerst war noch kein Nachfolger ernannt. Deland hielt standhaft an seiner Vollzugsakademie fest, betreute seine Gefängnisprojekte und bezahlte seine Bauunternehmer in Abu Ghraib dafür, die Belegschaft zu verdreifachen und rings um die Uhr zu arbeiten, um die neue medizinische Einrichtung in einem Monat, anstatt in einem halben Jahr, fertigzustellen. Gleichzeitig jedoch errichteten Unternehmer der Armee in Abu Ghraib ein riesiges neues Zeltlager – Camp Ganci, benannt nach einem der New Yorker Feuerwehrleute, die am 11. September 2001 ums Leben gekommen waren –, um damit die Aufnahmekapazität des Militärs zu verdoppeln oder gar zu verdreifachen, bevor Deland im harten Kern auch nur einen Zellenblock eröffnen konnte.

Deland befiel »eine schreckliche Enttäuschung«. Gewiss hatte er beim Herumrasen von einem Gefängnisprojekt zum nächsten genügend gefährliche Situationen erlebt, um den Umfang und das

Tempo des Bauvorhabens von Camp Ganci nachvollziehen zu können. Das Militär führte im Durchschnitt zweitausend Patrouillen täglich durch, um Gesetzwidrigkeit und bewaffneten Widerstand zu bekämpfen. »Statt einfach hinzugehen und massenweise Leute niederzumähen, ließen sie immer mehr einsperren«, rekapitulierte Deland. Das Problem war bloß, dass er nicht die nötigen Gefängnisse hatte, um sie aufzunehmen. Er habe die Bevölkerungszahlen anderer Länder der Region analysiert – Iran, Jordanien, Kuwait, Türkei, Syrien und Saudi-Arabien –, die Statistiken ausgewertet und errechnet, dass er für den im Irak aufzubauenden Strafvollzug fünfundsiebzigtausend Betten brauchen würde; bis dahin verfügte sein Team aber gerade erst über drei Anstalten mit insgesamt höchstens siebzehnhundert. Durch den harten Kern würden im Spätsommer zweihundert weitere hinzukommen, und wenn die Arbeiten in Abu Ghraib bis zum Herbst anhielten, dann noch einmal tausend. »Es ist nach wie vor nur ein Tropfen auf den heißen Stein«, resümierte er. »Trotz größtmöglicher Anstrengungen, die Sache durchzuziehen, waren wir hoffnungslos unterbesetzt.«

Nicht nur das fehlende Personal entmutigte Deland. Noch mehr brachte ihn auf, dass man die begrenzten Besatzungsmittel dafür verschwendete, eine wachsende Zahl von Menschen ohne Grund in Haft zu halten. »Wir hatten Leute, die bereits bei meiner Ankunft da waren und bei meiner Abreise immer noch – allerdings ohne den geringsten Grund. Man nahm sie in Horden fest, und dann wusste niemand, wie man sie wieder freilassen konnte. Oft lautete der Vorwurf nur auf «zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort», was auch buchstäblich im Protokoll stand. Man schickt Soldaten die Straße entlang, und jemand fängt an, auf sie zu schießen, also sperrt man die Straße ab und greift Leute auf. Doch sobald man festgestellt hat, dass der eine nur am Straßenrand einen Coca-Cola-Stand betreibt und der andere auf seiner Veranda saß, kann man sie doch laufen lassen.« Im übrigen seien »Freudenschüsse da drüben ziemlich weit verbreitet. Was also, wenn jemand mit seiner Maschinenpistole aus dem Autofenster feuert, doch gewiss niemanden treffen will?« »Sie

nehmen ihn trotzdem fest«, sagte Deland. »Sein vierzehnjähriger Sohn sitzt bei ihm im Auto. *Den* nehmen sie auch fest. Weshalb? Wussten eben nicht, was sie mit ihm machen sollten. Konnten ihn doch nicht auf der Straße sitzen lassen. Jetzt bekommen wir ihn nicht mehr aus dem Gefängnis heraus.«

Camp Ganci sollte dieses Problem in Abu Ghraib lösen helfen. Offiziell war das Lager nur für rein zivile irakische Straftäter gedacht, so dass Kriegsgefangenen im engeren Sinne das Camp Vigilant vorbehalten blieb. In der Praxis jedoch hätte man die Unterscheidung zwischen Straf- und Kriegsgefangenen immer lasch gehandhabt und oft bei wachsenden Insassenzahlen sogar völlig missachtet. Und auch wenn Deland Richter habe bewegen können, Unschuldige wieder auf freien Fuß zu setzen, dann Anwälte fand, die mit den Entlassungspapieren zum Gefängnis gingen, ließen die Militärpolizisten am Tor sie nicht durch.

Zwar habe es Ausnahmen gegeben: Allwöchentlich bekamen einige Gefangene einen Richter oder Rechtsanwalt zu sehen und konnten ihre Entlassung erwirken, aber das ganze Verfahren erschien zunehmend willkürlicher. »Immer wieder hörten wir, der Nachrichtendienst brauche sie«, so Deland. »Elender Quark! Der Nachrichtendienst kann jeden gebrauchen. Man soll sie verhören und rauskriegen, ob sie was wissen. Halten Sie mich ja nicht für einen Gutmenschen, der nur diesen armen Kerlen helfen wollte, auch wenn ich das versuchte. Es gab nämlich auch ganz praktische Gründe. Wir hatten einfach nicht genug Platz für die schlimmen Finger – und warum die Zellen mit den anständigen Jungs belegen?«

Deland war stolz darauf, wie viel sein kleines Team mit Hilfe örtlicher Unternehmer geleistet hatte. Doch als seine Dienstzeit im Irak ablief und die Lage im Land – täglich, wie es schien – immer tückischer wurde, rückten die Aussichten für eine irakische Selbstverwaltung in weite Ferne. Deland musste befürchten, dass der eben erst begonnene Wiederaufbau des irakischen Strafvollzugs gleich wieder ins Hintertreffen geriete, und das löste bei ihm jene »schreckliche Enttäuschung« aus.

»Ich bin in den vierziger Jahren mit Helden wie John Wayne und Roy Rogers aufgewachsen«, erzählte er, »und dieser ganze Kram prägte gewisse Ideale in dir aus.« Den Irak habe er zuerst so gesehen, wie er sich in seinen verwüsteten Gefängnissen darbot – als Neuland, fast als eine Tabula rasa. Die Leitung seiner Strafvollzugsakademie eröffnete ihm eine andere Perspektive. »Wir sehen Dinge meist durch die amerikanische Brille«, erklärte er, »aber man muss sie auch mit den Augen der Gegenseite sehen. Denen war das alles fremd, weil sie keine Erfahrung mit Rechtsstaatlichkeit hatten. Uns verwunderte das, also dachten wir eine Zeitlang darüber nach: Was verwunderte uns? Man repariert da ja nicht nur Leitungen, sondern verändert eine ganze Kultur. Abgesehen vom Strafvollzug glaube ich nicht, dass die amerikanische Regierung eine genaue Vorstellung davon hatte, auf was für ein gewaltiges Projekt man sich dort einließ. Alle hecheln nur, ›Na, als ihr da ankamt, gab es ja überhaupt keine Massenvernichtungswaffen. Ihr müsst einen ganz schön bekloppten Geheimdienst haben.‹ Zum Teufel, es gibt doch genügend Gründe zu sagen, dass wir keinen sehr guten Geheimdienst haben – zum Beispiel wussten wir bei der Ankunft fast nichts über das Land.«

Auch wenn man auf der Landkarte *einen* Irak sieht, vereinfachte Deland die Dinge gewiss, als er von *einer* irakischen Kultur sprach. Das Land war ein Wirrwarr von Kulturen – antiken und modernen, religiösen und säkularen, mit je eigenen Clans, Stammesgebieten, Klassen, Regeln und Normen – und nach dem Sturz Saddams erhob sich alles, was er niedergehalten hatte: die gewaltsam unterdrückten Leidenschaften, geboren aus Demütigung und Rache, Ausgrenzung und Ehrgeiz, Ideologie und Gier, politischen und privaten Fehden. Auch die Besatzung selbst war etwas grundlegend Zersplittertes, eine Wundertüte unkoordinierter Pläne mit zerklüfteten und widersprüchlichen Grenzen von Macht und Zuständigkeit, durch örtliche Opportunismen mal da-, mal dorthin gedrängt, aber blockiert durch politische Berechnungen, die oft weniger mit dem Irak selbst zu tun hatten als mit der Bürokratie und den Karrieristen in Washington.

Gewiss stand für Amerika sehr viel auf dem Spiel, freilich niemals so viel wie für die Iraker. Jedermann wusste, dass die Amerikaner früher oder später je einzeln und im Kollektiv wieder abziehen und dann die Folgen des Kriegs Mächten überlassen würden – müssen –, auf die sie keinen Einfluss mehr hätten. Bis dahin, so die große nebulöse Vorstellung, musste man eben den Irak wieder aufgebaut haben, nicht nach einer einheitlichen Gesamtvision, sondern Stück für Stück, so dass in den meisten Fällen die Linke eigentlich nicht wusste, was die Rechte tat. Doch mangels einer zivilen Aufsichtsbehörde galt beim fortschreitenden Zusammenbruch nur ein schlüssiger Imperativ, und der war militärischer Natur.

3.

DIE DOKTRIN DER US-ARMEE über den Umgang mit Gefangenen in Kriegszeiten orientiert sich an den Genfer Konventionen, ja ihre einschlägige Vorschrift (AR 190–8) bestimmt sogar, im Zweifelsfall habe Genf als die höhere Autorität zu gelten. Und in dieser Hinsicht ist die dritte Genfer Konvention, bezogen auf die Behandlung von Kriegsgefangenen, völlig eindeutig: Ihr zufolge sind Kriegsgefangene keine Verbrecher oder Parias, sondern lediglich Angehörige der feindlichen Streitkräfte, die man durch Entfernung aus dem Kampfgeschehen neutralisiert hat. Sie sind genauso Kämpfer wie jene Soldaten, die sie gefangen genommen haben, anstatt sie zu töten, und daher nach Kriegsende freizulassen. In der Zwischenzeit gilt gemäß Artikel 14 der dritten Genfer Konvention: »Die Kriegsgefangenen haben unter allen Umständen Anspruch auf Achtung ihrer Person und ihrer Ehre.«

Das Genfer Abkommen III ist sehr gründlich und für einen Gesetzestext außergewöhnlich klar und eindeutig formuliert, vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil eine seiner Vorschriften regelt, dass der vollständige Wortlaut allen Kriegsgefangenen in ihrer Muttersprache zur Verfügung zu stellen ist. Ferner sind sie nach ihrer Gefangennahme »möglichst bald in Lager zu schaffen, die von der Kampfzone so weit entfernt sind, dass sie sich außer Gefahr befinden«, und »kein Kriegsgefangener darf jemals in ein Gebiet gebracht oder dort zurückgehalten werden, wo er dem Feuer der Kampfzone ausgesetzt wäre«. Sie müssen die Gesetze der Armee beachten, in deren Gewahrsam sie sich befinden, genießen jedoch auch ihren Schutz. Außerdem »müssen die Unterkunftsbedingungen der Kriegsgefangenen ebenso günstig sein wie diejenigen der in der gleichen Gegend untergebrachten Truppen des Gewahrsams-

staates«, und ihr militärischer Rang ist zu achten. Die Unterkünfte müssen trocken und angemessen beleuchtet sein. Zudem stehen ihnen angemessene Ernährung, Bekleidung und medizinische Versorgung zu, daneben sanitäre Einrichtungen wie Toiletten und Duschen. Es ist streng untersagt, körperlichen oder seelischen Zwang auf sie auszuüben oder ihnen Leid zuzufügen, und sie müssen der fremden Macht nur Name, Geburtsdatum, Rang und Dienstnummer bekanntgeben; verboten ist, sie als Geiseln zu benutzen, sie als Trophäen vorzuführen oder anderweitig auszustellen, und sie sind nicht nur vor Gewalt und Einschüchterung zu schützen, sondern auch vor Beleidigungen und vor öffentlicher Neugier zu bewahren. Nicht gestattet ist die Haltung in Zuchthäusern oder die Verschleppung an geheime Orte. Ab der Gefangennahme und bei jeder Verlegung steht ihnen das Recht zu, Angehörige mit Postkarten über ihren Aufenthaltsort und Gesundheitszustand zu unterrichten. Sie dürfen Sendungen empfangen, darunter Proviant, Bücher, Devotionalien, wissenschaftliche Utensilien, Zeugnisse, Musikinstrumente und Sportartikel; sie dürfen ihre Uniformen nebst Orden, Rang- und Nationalitätsabzeichen tragen und Sport treiben. Es ist zulässig, ihre Arbeitskraft gegen Bezahlung für nichtmilitärische Zwecke zu nutzen. Und so fort.*

Das dritte Genfer Abkommen setzt einen konventionellen Krieg zwischen Armeen souveräner Staaten voraus, und am Anfang – im sechswöchigen Feldzug der USA und ihrer Verbündeten gegen Saddams Truppen mit dem Ziel der militärischen Niederwerfung des Landes – fiel die Invasion des Irak in diese Kategorie. In jener Zeit gerieten Tausende von irakischen Soldaten in Kriegsgefangenschaft, die man überwiegend weit hinter der Front im Camp Bucca festhielt, das in der südlichen Sandwüste nahe der Hafenstadt Umm Quast, etwa drei Kilometer von der kuwaitischen Grenze entfernt lag. Am Maifeiertag hielt der Präsident der Vereinigten Staaten eine Rede, in der er die Hauptkampfhandlungen für beendet erklärte.

* Siehe dazu http://www.drk.de/voelkerrecht/genfer_abkommen.html (A.d.Ü.).

Allerdings ging die ganze Tragweite dieser Erklärung in ihrer triumphalen Inszenierung unter, denn der Oberkommandierende landete im Düsenjäger auf dem Flugzeugträger *USS Abraham Lincoln*, entstieg ihm in voller Luftkampfmontur, mit Fliegerbrille, streckte vor den laufenden Kameras die Daumen hoch, posierte inmitten von Matrosen in orangeroten Overalls, bevor er sich anschickte, unter einem Sternenbanner mit der Aufschrift MISSION ACCOMPLISHED – Auftrag erledigt – seine Rede zu halten. Auch wenn davon vor allem das Angeberische und der Brustton verfrühten Eigenlobes in Erinnerung blieb, besonders als der Krieg im Laufe der folgenden Monate und Jahre eskalierte, sollte der zugrunde liegende Text eine viel komplexere Botschaft vermitteln.

Obwohl Bush bereits den Sieg verkündete und »den Beginn einer neuen Ära« der Freiheit, des Wiederaufbaus und des politischen Wandels im Irak, hob der Präsident hervor, dass der Krieg noch nicht zu Ende war. Nur bezeichnete er den Kampf im Irak nicht als einen Krieg, sondern als eine Schlacht im Krieg gegen den Terror, der am 11. September 2001 begonnen habe. Das war der eigentliche Kern seiner Botschaft: Während sich die Hälfte der Rede mit dem langen Krieg gegen den Terror befasste, ging er nur mit einem Satz darauf ein, dass Saddam und ein Großteil seiner Führungsriege noch frei im Irak herumliefen. Bush nannte Saddam nicht beim Namen, sondern bezeichnete ihn nur als »den Diktator«, allerdings erwähnte er al-Qaida vier- und den 11. September dreimal, obgleich der Irak mit beidem nichts zu tun hatte. Am selben Tag verkündete in Afghanistan der Verteidigungsminister erheblich leiser, dass auch dort die »Hauptkampfhandlungen« jetzt beendet seien, nachdem die US-Streitkräfte ursprünglich doch schon achtzehn Monate vorher behauptet hatten, den Sieg in diesem Lande errungen und eine neue Regierung eingesetzt zu haben. Was hatte das zu bedeuten?

FÜNF TAGE NACH DEN ATTENTATEN vom 11. September eröffnete der Vizepräsident, im Anschluss an eine sechsunddreißigstündige Marathonsitzung mit dem Präsidenten und seinem nationalen Sicherheitsrat, dem Fernsehreporter Tim Russert, Amerika werde den Krieg gegen den Terror nicht nur auf dem Schlachtfeld führen, sondern auch »im Verborgenen«. Ferner sagte er: »Wir müssen uns in die Niederungen der Geheimdienstzone begeben. Vieles von dem, was jetzt zu tun ist, muss in aller Stille geschehen, ohne irgendwelche Diskussionen und unter Einsatz von Quellen und Methoden, die nur unseren Geheimdiensten zur Verfügung stehen.«

Russert griff die vagen Andeutungen des Vizepräsidenten auf: »Die Informationsbeschaffung der US-Geheimdienste unterliegt Einschränkungen, zum Beispiel keine zwielichtigen Figuren einzuspannen, die Menschenrechte verletzt haben«, sagte er und fragte: »Werden einige dieser Einschränkungen fallen?«

»Nun, ich glaube schon«, antwortete der Vizepräsident. Er rechne mit »einer sehr gründlichen Überprüfung unserer Methoden und der Auswahl unserer Mitarbeiter«, denn: »Wenn man nur mit amtlich anerkannten und beglaubigten guten Jungs zusammenarbeitet, so kann man kaum herausfinden, was die schlechten machen. Man muss in diese Organisationen eindringen. Man muss ein paar ganz zwielichtige Figuren auf der Gehaltsliste haben, um alles auszubaldowern, was man lieber abwenden will. Das da draußen ist ein übles, fieses, gefährliches, schmutziges Geschäft, doch wir müssen auf diesen Feldern mitmischen. Ich bin überzeugt, wir können das. Und zwar erfolgreich. Aber wir dürfen unseren Geheimdiensten nicht die Hände binden.«

In den nächsten Monaten ließ der Rechtsberater des Vizepräsidenten, David Addington, eine Reihe von geheimen Aktenvermerken anfertigen, die – gegen mehrere Jahrhunderte der US-amerikanischen Verwaltungspraxis und Verfassungsgerichtsbarkeit verstoßend – feststellten, dass der Präsident in Kriegszeiten prinzipiell über absolute Macht verfüge, darunter auch die, Folter anzu-

ordnen. Im November verfasste der Präsident einen militärischen Befehl, worin es hieß, dass die Fortführung des Kriegs gegen den Terror einen »außergewöhnlichen Notstand« schaffe, der es erlaube, jeden beliebigen ausländischen Bürger im In- oder Ausland allein auf der Grundlage festzunehmen, dass der Präsident befunden habe, dass diese Person »Akte des internationalen Terrorismus gegen US-amerikanische Ziele begangen, unterstützt, angezettelt oder geplant« oder solchen Personen »bewusst Unterschlupf gewährt hat«. In dem Befehl hieß es weiter, dass die Betreffenden militärische Häftlinge ohne den Status von Kriegsgefangenen wären, abzuurteilen von Militärtribunalen, für die »nicht die sonst üblichen Rechtsgrundsätze und Beweisnormen der amerikanischen Strafgerichtsbarkeit gelten«. Im Januar 2002 verfügte der Präsident, dass die Genfer Konventionen nicht auf Häftlinge anwendbar seien, die man im Krieg gegen al-Qaida und die afghanischen Taliban gefasst habe: Deren Kämpfer und aktive Helfer seien kollektiv als »ungesetzliche Kombattanten« einzustufen.

Der Innenminister focht diese Entscheidung an, und der Rechtsberater des Präsidenten, White House Counsel Alberto Gonzales, prüfte in einem Aktenvermerk, was dafür und was dagegen sprach, einer ganzen feindlichen Streitmacht kollektiv und nicht auf Einzelfallbasis den Status als Kriegsgefangene abzusprechen. Dabei musste Gonzales einräumen, dass die Entscheidung die »Flexibilität« einer »neuartigen Kriegführung« wahrte, welche »die strengen Auflagen von Genf für Verhöre an Gefangenen ebenso obsolet machte wie einige der übrigen Vorschriften«, etwa das Recht von Kriegsgefangenen auf Trainingsanzüge oder wissenschaftliche Utensilien. Auch halte die Verfügung Spielräume für die Zukunft offen, da sie vorsorge für Konflikte, »in denen es noch viel schwieriger sein könnte zu bestimmen, ob eine ganze feindliche Streitkraft den Kriterien des Kriegsgefangenenstatus genügt«. Im Übrigen, so Gonzales, »vermindert die Entscheidung ganz wesentlich die Gefahr inländischer Strafverfolgung nach dem War Crimes Act«, einem US-amerikanischen Gesetz, das die Verletzung des Genfer Abkommens

III durch amerikanische Staatsbürger, darunter Staatsbeamte, als Kriegsverbrechen ahndet, in besonders schweren Fällen sogar mit der Todesstrafe. Über dieses Gesetz zeigte sich Gonzales wahrhaft besorgt und wies auf die Unberechenbarkeit unabhängiger Ermittler hin, die im Allgemeinen eingesetzt werden, um Strafverfahren gegen hohe Beamte bis hin zum Präsidenten zu prüfen.

Als Gegenargument notierte Gonzales Folgendes: »Seit Inkrafttreten der Genfer Konventionen im Jahr 1949 haben die Vereinigten Staaten trotz mehrerer sich bietender Gelegenheiten noch nie bestritten, dass diese Schutzregelungen in bewaffneten Konflikten auf gegnerische ebenso wie auf die US-amerikanischen Streitkräfte anwendbar sind.« Mit dieser Tradition zu brechen würde bedeuten, dass sich die Vereinigten Staaten selbst zum Schutz ihrer eigenen Streitkräfte nicht mehr auf Genf berufen könnten. »Wahrscheinlich würde das auch bei unseren Alliierten sowie in gewissen Inlandskreisen eine weitverbreitete Verurteilung auslösen«, vielleicht sogar »andere Länder ermutigen, nach formalen ›Schlupflöchern‹ zu suchen«, um die Genfer Regeln bei künftigen Konflikten zu umgehen. Zudem könne die Entscheidung, feindlichen Kämpfern den Kriegsgefangenenstatus zu verwehren, die »Militärkultur der USA untergraben, die doch betone, auch im Kampf immer an den höchsten Verhaltensstandards festzuhalten«.

Doch nach genauer Prüfung verwarf Gonzales diese Einwände als »nicht überzeugend«. Dem stimmten das Justizministerium und das Pentagon zu. Und der Präsident selbst stand zu seiner Entscheidung, die er im Februar 2002 in einem förmlichen Vermerk für den Vizepräsidenten, den Innen- und den Verteidigungsminister, den Generalbundesanwalt, seinen Assistenten für Fragen der nationalen Sicherheit und seinen Stabschef, den Geheimdienstkoordinator und den Vorsitzenden des Vereinigten Generalstabs festhielt – »Betrifft: Menschliche Behandlung von Al-Qaida- und Taliban-Häftlingen«. »Selbstverständlich«, so der Präsident, »verpflichten uns unsere Werte als Nation, Werte, die wir mit vielen Nationen der Welt teilen, Häftlinge human zu behandeln, auch solche, die keinen gesetzlichen

Anspruch darauf haben. Unsere Nation ist immer nachdrücklich für die Genfer Grundsätze eingetreten und wird dies auch in Zukunft tun. Als strategische Richtlinie sollen die US-Streitkräfte Gefangene weiterhin menschlich und, in dem Maße, wie es den militärischen Erfordernissen entspricht, gemäß den Genfer Prinzipien behandeln.«

Im Krieg gegen den Terror besaßen die Genfer Konventionen also keinen Gesetzesrang mehr, sondern ihre Einhaltung lag im Ermessen des Oberkommandierenden. Allerdings durfte Genf im Irak-Krieg weiter gelten – als Gesetz –, auch nach der Erklärung vom Maifeiertag, dass die Hauptkampfhandlungen beendet seien, und so hatte man bis zum Hochsommer einen Großteil der beim Einmarsch gemachten Gefangenen wieder nach Hause geschickt. Hunderte befanden sich jedoch noch im Militärgewahrsam, und bei militärischen Operationen kamen immer neue hinzu. Diese Gefangenen dienten formal betrachtet nicht mehr in der Armee einer feindlichen Nation, sondern waren entweder als Informanten wertvoll oder stellten eine Bedrohung für die Besatzungsmacht dar, so dass man sie als »Sicherheitshäftlinge« einstufte – eine Bezeichnung, die sich im Krieg gegen den Terror für »ungesetzliche Kombattanten« und andere Gefangene einbürgerte, denen man die Genfer Schutzrechte verwehrte, um sie auf unbegrenzte Zeit ohne Anklage oder Zugang zu Rechtsmitteln unter ungewöhnlich harten Bedingungen in Einzelhaft an geheimen Orten festzuhalten.

BRIGADEGENERAL JANIS KARPINSKI von der Heeresreserve der Armee sagte, sie habe den Begriff »Sicherheitshäftling« erstmals im Irak gehört, wo sie im Sommer 2003 als Befehlshaberin der landesweit für fünfzehn militärische Haftlager zuständigen 800. Militärpolizeibrigade eintraf. Immer wieder hätten Nachrichtendienstler der Armee und Justizbeamte die in der Leitung von Gefängnissen völlig unerfahrene Offizierin korrigiert, wenn sie ihre Insassen als

»Gefangene« bezeichnete. Doch Karpinski habe sich nicht viel dabei gedacht. Das Militär hat einen eigenen Jargon, eine Art Fachchinesisch mit zahlreichen Kürzeln und juristischen Klauseln, worin sich euphemistische oder spitzfindige Formeln zu einem für Laien unverständlichen Kauderwelsch vermischen. Mit jedem neuen Einsatz entstand ein neuer Fachjargon, und Karpinski habe sich schnell angepasst. Doch sei ihr alsbald aufgegangen, dass jemanden als Sicherheitshäftling zu bezeichnen »weit mehr war als nur Wortklauberei«. Sie sagte: »Es diente als bequemes Mittel, das Gesetz, die Anforderungen der Genfer Konventionen, zu umgehen.«

Karpinski hatte recht damit, dass der Ausdruck Sicherheitshäftling oder Sicherheitsinternierter (so ein synonym gebrauchter Begriff) nirgendwo gesetzlich definiert ist. Und doch leiteten die Besatzungsbehörden im Irak ihre Rechtfertigung dafür, Personen jener Kategorie zuzuordnen, aus den Genfer Konventionen ab. Das vierte der Abkommen, das den Schutz auf Zivilisten in Kriegszeiten ausdehnt, enthält nämlich in Artikel 5 einige Zeilen, die eine Ausnahmeregelung begründen sollen: Wenn »eine durch das Abkommen geschützte Einzelperson als Spion oder Saboteur oder unter dem gerechtfertigten Verdacht festgenommen wird, eine der Sicherheit der Besetzungsmacht abträgliche Tätigkeit zu entfalten, können ihr, falls dies aus Gründen militärischer Sicherheit unbedingt erforderlich ist, die in diesem Abkommen vorgesehenen Mitteilungsrechte entzogen werden«. Solche Häftlinge sind jedoch trotzdem menschlich und gemäß den auch für sie geltenden übrigen Genfer Konventionen zu behandeln; grundsätzlich »sollen ihnen die vollen Rechte und Privilegien einer im Sinne des vorliegenden Abkommens geschützten Person wieder gewährt werden, sobald dies die Sicherheit des Staates oder der Besetzungsmacht gestattet« – was »nach Möglichkeit alle sechs Monate« zu überprüfen ist.

So weit das Genfer Abkommen IV. Leider ist diese Klausel genauso allgemein gehalten und dehnbar, wie die Rechtsgrundsätze der dritten Konvention über Kriegsgefangene verbindlich und eindeutig formuliert sind. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz lehnt

in seinem altbewährten Kommentar zu Genf dieses entscheidende, durch Artikel 5 des IV. Abkommens geschaffene Schlupfloch als ungewöhnlich »parteiisch«, »fragwürdig« und »bedauerlich« ab. »Am meisten muss man befürchten«, so heißt es darin, »dass die weitverbreitete Anwendung des Artikels schließlich eine Gruppe von zivilen Internierten entstehen lässt, die nicht in den Genuss der normalen Behandlung nach der Genfer Konvention kommen, sondern unter fast unüberprüfbaren Bedingungen festgehalten werden. Daher ist mit besonderem Nachdruck zu betonen, dass Artikel 5 nur in Einzelfällen ganz außergewöhnlicher Natur angewandt werden darf, bei denen das Vorliegen spezifischer Verdachtsmomente es so gut wie sicher erscheinen lässt, dass ein Strafverfahren folgen wird. Diesen Artikel sollte man also niemals nur aufgrund eines bloßen Verdachtes anwenden.«

Doch als General Karpinski Ende Juni 2003 ihren Posten antrat, hatte die CPA bereits genau das getan, wovor man beim Roten Kreuz warnen wollte, nämlich ein von Botschafter Bremer unterzeichnetes Dokument herausgegeben, das Memorandum Number Three, das sich auf die IV. Genfer Konvention als »den angemessenen rechtlichen Rahmen« für die »Verwahrung der Sicherheitsinternierten« berief. Bremers Aktenvermerk stufte als Sicherheitshäftlinge faktisch alle in Militärgewahrsam befindlichen Personen ein, die nicht ausdrücklich als Straftäter nach irakischem Recht galten. Diese könne man achtzehn – unter Achtzehnjährige: zwölf – Monate am Stück festhalten. Der Vermerk besagte jedoch nichts darüber, wer zu entscheiden hatte, ob das Kriterium der »zwingenden militärischen Notwendigkeit« erfüllt war. Dies überließ er den Soldaten und Befehlshabern der aufgreifenden Einheiten.

Amerikanische Soldaten hören in ihrer Ausbildung selten etwas über Artikel 5 der IV. Genfer Konvention, immerhin wussten aber viele von ihnen, dass Sicherheitshäftlinge in Afghanistan nicht unter die Genfer Schutzklauseln fielen. Insofern stand General Karpinski nicht allein mit ihrer Unsicherheit über die Rechtslage für die Gefangenenlager, die sie leiten sollte. Im Camp Victory, dem Besat-

zungshauptquartier in Bagdad, beim Zentralkommando in Tampa, Florida, und auch in Washington selbst hatten sich die Rechtsansichten über den Status von Häftlingen in Militärgewahrsam bis zum Sommer 2003 bereits derart ausgeklügelt, dass sie ohne weiteres jene zunehmend schwülstigen, aber widersprüchlichen juristisch-rhetorischen Floskeln in sich aufnehmen konnten, denen zufolge man den Krieg im Dienste der Befreiung des Irak und des Kampfes gegen den Terror führe.

AM 22. JULI 2003, zwei Tage nach dem Besuch des stellvertretenden Verteidigungsministers Wolfowitz in Abu Ghraib, landete die Task Force 20, eine Spezialeinheit mit dem Auftrag, »hochkarätige Zielpersonen« festzunehmen oder zu töten, begleitet von einem Kontingent der 101. Airborne auf dem Dach eines Hauses in Mossul, wo sich einem Spitzel zufolge Saddams Söhne Uday und Qusay Hussein aufhalten sollten. Nach einem vierstündigen Gefecht drangen die Amerikaner in das Haus ein und verkündeten anschließend, beide Männer sowie Qusays vierzehnjährigen Sohn Mustapha getötet zu haben.

Einen Tag danach begleitete Hauptmann Carolyn Wood vom in Saddams Heimatstadt Tikrit stationierten 519. Bataillon des Heeresnachrichtendienstes mehrere ihrer Kollegen im Zuge einer Aufklärungsmission nach Abu Ghraib. Das Bataillon hatte einen Warnbefehl erhalten, der es vorab über die geplante Operation Victory Bounty in Kenntnis setzte, eine landesweite Razzia gegen Mitglieder der Fedayeen Saddam, des paramilitärischen Zweiges von Saddams Ba'ath Partei. In diesem Warnbefehl wies das Besatzungszentralkommando das Bataillon an, in Abu Ghraib Verhöranlagen zu installieren, und am Tag nach dem Besuch des Voraustrupps rückte die erste Einheit der Militärpolizei im Gefängnis ein, um ihre Zelte aufzuschlagen und die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Hauptmann Wood beeindruckte das Gefängnis nicht, da es sie an

Camp Cropper erinnerte, wo sie den Juni verbracht hatte. Cropper hatte ursprünglich als Verhörzentrum für die am meisten gesuchten Irakis dienen sollen, darunter jene zweiundfünfzig, deren Konterfeis auf den Karten eines von der Armee herausgegebenen Blattes prangten, mit Saddam als dem Pik-Ass. Doch in den Augen Woods quoll es über von »minderwertigen«, wegen irgendwelcher Bagatelldelikte aufgegriffen Häftlingen. In dem für zweihundert Insassen ausgelegten Zeltlager drängten sich siebenhundert bis tausend, darunter einige, wie Wood spöttelte, »Fünfzig-Meter-Häftlinge, so genannt, weil sie sich bei Angriffen von US-Truppen zufällig in der Nähe des Ziels befanden und hauptsächlich deshalb geschnappt wurden«.

Allerdings hatte Wood während der Invasion schon schlimmere Verhältnisse gesehen, als sie nördlich der kuwaitischen Grenze mehrere provisorische Auffanglager abklapperte, in denen man die Insassen, bei mageren Wasserrationen, ohne Zelte in großen Drahtkäfigen hielt. Als MPs am 9. Juni hart mit einem unbändigen Häftling umgingen, brach im Camp Cropper eine kleine Revolte aus. Daraufhin streifte einer der Wärter sein Uniformhemd ab und zeigte den wütenden Gefangenen die Muskeln, was diese vollends in Rage brachte. Jetzt fürchteten die MPs, überwältigt zu werden, so dass ihre Schnelle Eingreiftruppe in die Menge feuerte und fünf der Insassen verwundete. Bei einer Untersuchung des Vorfalles kam der MP-Zugführer zu dem Befund, dass seine Leute in Notwehr gehandelt hatten. Für die Eskalation und deren Folgen machte er die Sichtbehinderung der Schützen, die Tatsache, dass sie nur über scharfe Munition verfügten, die unklaren Befehlsstrukturen im Lager sowie eine unangemessene und veraltete SOP (Standarddienstanweisung) verantwortlich. Hauptmann Wood stellte fest, dass auch der Auftrag des Heeresnachrichtendienstes unter der Unordnung im Lager litt. Sie sagte: »In Cropper fehlte es an geeigneten Verhöreinrichtungen« sowie an der »nötigen logistischen Unterstützung«. Als Offiziere ihre Frustration und ihre Sorgen über »die Aufgewühltheit der Insassen« zum Ausdruck brachten,

bekamen sie von ihren Vorgesetzten keine Antwort. Doch immerhin hatte Cropper Strom und fließendes Wasser, außerdem lag es günstig innerhalb des Sicherheitsringes im Umkreis des Baghdad International Airport, wo das Militär ein massives Kommunikationszentrum unterhielt und Soldaten ein relativ angenehmes Leben hatten – was für Abu Ghraib alles nicht galt.

Major David DiNenna, der Befehlshaber des 320. MP-Bataillons, bekam ähnliche Bedenken, als er im Frühsommer eine Erkundungsfahrt nach Abu Ghraib unternahm. Man plante bereits, das Gefängnis zur zentralen militärischen Hafteinrichtung im Irak zu machen, und diese sollte DiNenna leiten. Abu Ghraib lag mitten im Sunni-Dreieck, also der Heimat Saddams und dem Kern des zunehmend gewaltsamen Widerstandes gegen die Besatzung. »Mir erschien es nicht ganz glücklich, eine solche Einrichtung zwischen Fallujah und Bagdad anzusiedeln«, erklärte DiNenna. »Ich hielt das nicht für die optimale Lage.« Seinen Namen hatte das Gefängnis von der angrenzenden Stadt Abu Ghraib erhalten, einer Hochburg der Ba'ath Partei mit mehr als einer Million Einwohnern. Dort regierten die amerikanischen Streitkräfte nur auf dem Papier, und DiNenna hätte es klüger gefunden, das Haftzentrum ins Camp Bucca zu legen, in dem er mehrere Monate lang stationiert gewesen war. Bucca habe zu den sichersten Orten im Lande gehört. »Da ist nichts als Wüste, und man kann endlos bauen«, sagte er. »Doch da gab es das Transportproblem: Wie sollte man die Häftlinge befördern, wenn sie vor Gericht erscheinen oder in den Bereich Bagdad gebracht werden mussten?« DiNenna erhielt den Befehl, sich im Juli mit seinem ersten Truppenkontingent in Abu Ghraib einzurichten. In jenem Monat trafen fünfundzwanzig Mörsergranaten das Gefängnis, und manchmal verwundeten die Splitter auch Gefangene im Camp Vigilant. Unterdessen bereiteten Bagger den Boden für Camp Ganzi vor, eine noch viel größere Angriffsfläche.

Das neue Lager war in modularer Bauweise mit rechteckigen, dreistrangigen Drahtverhauen geplant, die je fünfhundert Häftlinge aufnehmen sollten – mit breiten Korridoren dazwischen für

die Patrouillen der Wärter. Zunächst baute man zwei Abschnitte, aber die Bagger ebneten den Boden für mindestens acht weitere, je nach Bedarf. Also musste man sich fragen: Wenn es schon nicht gelungen war, ein paar hundert revoltierende Häftlinge im Camp Vigilant zur Raison zu bringen, ohne auf sie zu schießen, was ginge dann erst los, wenn sich Ganci füllte? DiNenna machte sich Sorgen darüber, dass die Sicherung Abu Ghraibs und die Bereitstellung von Geleitschutz für Häftlings- und Proviantttransporte sehr viele seiner Soldaten beschäftigen könnten, ihm also nach der Erweiterung des Gefängnisses die Leute fehlten und er zusätzliche Wärter brauchen würde. Bei seiner Erkundungsfahrt hatte er für Abu Ghraib eine K-9 – sprich Ka-nein wie *canine*, für Hund – angefordert, und er hoffte, dass sie bald eintreffen würde. »Im Camp Bucca hatte ich Kampfhunde«, sagte er. »Sehr hilfreich. Die meisten Leute wissen, dass man mit einem Hund nicht diskutieren kann. Die Gegenwart von Hunden macht auf Häftlinge einen gewaltigen Eindruck, so dass sie unsere Kräfte vervielfachen können.«

HAUPTMANN WOOD konnte den Hundewunsch verstehen. Sie hatte am U.S. Army Intelligence Center and School in Fort Huachuca, Arizona, studiert und anschließend zehn Jahre lang beim Heeresnachrichtendienst Verhöre geleitet und Spionageinformationen ausgewertet. Außerdem blickte sie auf zwei Aufenthalte bei der NATO-Stabilisierungstruppe in Bosnien-Herzegowina zurück, und vor der Versetzung in den Irak hatte Wood sechs Monate lang das Verhörzentrum am Flughafen Bagram in Afghanistan geführt. Dort hatte ihr Team in einem aus der Sowjetära stammenden Lagerhaus gearbeitet und unter starkem Druck aus Washington stehend versucht, aus mehreren hundert Häftlingen, die als ungesetzliche Kombattanten galten, »weiterführende Informationen« herauszuholen. Wood hatte gleich nach der Ankunft eine neue Verhörstrategie ausgegeben, um die Häftlinge durch eine Vielzahl von

der Armee-Doktrin fremden Techniken zum Sprechen zu bringen: bis zu dreißig Tage Einzelhaft, Nacktheit, Fesseln in schmerzhaften Stresspositionen, Entzug von Außenreizen und Einschüchterung durch bellende Hunde. Viele dieser brutalen Maßnahmen hatten MP-Wärter durchzuführen, und manche griffen ihre neuen Befugnisse begierig auf. Unter Woods Augen wurden drei Gefangene zu Tode geprügelt.

Bei Autopsien stellten sich die Tötungen von Bagram als Morde heraus. In zwei Fällen sagten die untersuchenden Ärzte, dass die Toten, die man mit den Armen an Dachsparren aufgehängt hatte, um sie zu bearbeiten, so furchtbar zugerichtet waren, dass man ihnen im Überlebensfall die Beine hätte amputieren müssen. Bei einem der Ermordeten stellte sich später heraus, dass er ein irrtümlich festgenommener harmloser Zivilist war. Schließlich kam eine Untersuchung der Armee zu dem Ergebnis, dass der eklatante Gewaltmissbrauch in Bagram offenbar an der Tagesordnung war – dass Wärter und Verhörbeamte, die Geschmack daran fanden, Häftlinge völlig zu entkleiden und zu schlagen, ihnen in die Genitalien zu treten, auf sie zu springen, sie Soldatenstiefel ablecken zu lassen, gegen Wände zu stoßen, ihnen Wasser einzuflößen, bis sie würgten, oder sie mit Handschellen an Türen oder Decken aufzuhängen, dies ohne Furcht vor Rügen tun konnten.

Wood erhielt für ihren Dienst in Afghanistan eine Einsatzmedaille und ihre Beförderung vom Oberleutnant zum Hauptmann. Angesichts ihres Hintergrundes sagte sie: »Ich meine, dass ich in den Verhörmethoden und -techniken sehr bewandert bin.« In Abu Ghraib ernannte man sie in der ersten Augustwoche 2003 zum zuständigen Offizier für die Verhörmaßnahmen. Erneut erschien ihr das 1992 herausgegebene Feldhandbuch der Armee für Befragungen und Verhöre (FM 34–52), hundertsiebzig Seiten Gebote und Verbote nebst einem vierseitigen, zweispaltig gesetzten Abkürzungsverzeichnis, veraltet und unbrauchbar.

»Unser Auftrag im Irak war insofern eine Herausforderung, als die heutige Verhörausbildung und -doktrin der US-Armee auf einer

konventionellen Bedrohung im Kalten Krieg beruht und sich daran orientiert, also nichts mit der arabischen Grundeinstellung zu tun hat«, sagte Wood und fügte hinzu: »Wir gerieten dort aus einem taktischen in ein operatives oder aufständisches Umfeld, und ich fühlte mich dabei zunehmend an meine Erfahrungen in Afghanistan erinnert. Ich wollte verhindern, dass meine Leute ihre Grenzen aus den Augen verloren und nicht mehr wussten, wo rechts und links ist. Ich sah die Entwicklung nach dem Vorbild von Bagram. Der Druck stieg stetig, verursacht durch die Überbelegung, das heillose Durcheinander von echten Sicherheitshäftlingen und anderen, die man wahrscheinlich wirklich nicht sehr lange behalten musste, und durch die Erkenntnis, dass sich der Irak zu einem Dauereinsatz entwickelte. Also sah ich mich zunehmend gezwungen, auf meine Erfahrungen in Afghanistan zurückzugreifen. Dort hatten wir damals schon Schlafregulierung und Stresshaltungen als wirksame Techniken angewandt. ... Mein gesunder Menschenverstand sagte mir, dass sich das auch in Abu Ghraib bewähren würde. Da die Kriegswinde drehten und der Druck von oben wuchs, mehr praktisch nutzbare Informationen aus den Verhören zu ziehen, forderte ich mehr Möglichkeiten, als FM 34–52 sie bot.«

So betrachtete Wood Abu Ghraib als einen Bestandteil des Kriegs gegen den Terror. Bei ihren stereotypen Wenn-dann-Schlüssen bleibt jedoch unklar, warum es die wachsende Anzahl von uninteressanten Häftlingen erforderlich machte, die interessanten brutaler zu behandeln. Doch sprach sie ja im Nachhinein, und es fällt nicht immer leicht, zwischen den Wirren der Zeit und der Konfusion des Rückblicks zu unterscheiden. Allerdings wusste Wood noch genau, was sie als Nächstes tat. Mit Hilfe eines Kollegen besorgte sie sich ein Exemplar der Verhörregeln für den Einsatz, die man bei der Task Force 20 benutzte, jener Spezialeinheit, die Saddams Söhne getötet hatte, und, so Wood, »kupferte sie im Wesentlichen ab« – »änderte nur den Briefkopf« und »den allgemeinen redaktionellen Vorspann« –, um sie sich vom Kommando ihrer Brigade als Einsatzrichtlinien für den Heeresnachrichtendienst in Abu Ghraib

absegnen zu lassen. Die Task Force 20 bestand aus ein paar Dutzend Kommandos von verschiedenen Divisionen der Armee sowie Mitgliedern des geheimen, paramilitärischen Armes der CIA. Sie blieb rund um die Uhr in Alarmbereitschaft, um auf Geheiß des Präsidenten oder des Verteidigungsministers jederzeit auf Menschenjagd gehen zu können. Man verschleierte ihre Umtriebe durch extreme Geheimhaltung und machte ihre Einsatzregeln nie publik, doch galten sie als so schrankenlos, wie Regeln überhaupt nur sein können, zumal sie erheblich mehr zu erlauben als zu verbieten schienen.

Da man in der Brigade nicht auf den Vorschlag reagierte, legte Wood die neuen Verhörregeln direkt der Behörde von Generalmajor Barbara Fast vor, der in Camp Victory stationierten MI-Befehlshaberin für den Irak. Ein Stabsoffizier Fasts empfahl Wood, die Genehmigung »besser über Kommando- als über Nachrichtendienstkanäle einzuholen«, und sie leitete die Regeln an das Büro von Generalleutnant Ricardo Sanchez weiter, dem Befehlshaber aller Bodentruppen der Besatzungsarmee. Wenig später, in der letzten Augustwoche, suchten zwei Militärjuristen sie auf, ein Amerikaner und ein Australier, erklärten ihr, dass ihnen der Vorschlag sehr gefiel und sie ihn »höher puschen« wollten, um die Zustimmung des Kommandos zu erhalten. »Der australische Jurist erklärte sogar, dass ihm die Techniken ziemlich moderat erschienen«, sagte Wood.

Unterdessen trug Wood, als Camp Ganci eine neue Welle von Gefangenen aus der Operation Victory Bounty und anderen Feldzügen aufnehmen musste, ihrem Team auf, sich an das alte Feldhandbuch zu halten, stellte es den Leuten jedoch frei, die Methoden mit Stresspositionen über fünfundvierzig Minuten hinweg und Schlafentzug zu verschärfen, wobei man Häftlinge in einem Zeitraum von drei Tagen jeweils nur vier Stunden täglich schlafen ließ. Erneut blieb es MP-Wärtern überlassen, die Maßnahmen durchzuführen, und Wood erklärte dazu: »Weder ich noch meines Wissens irgendjemand vom MI-Personal hatte mit den MPs gesprochen oder ihnen genaue schriftliche Anweisungen gegeben, wie sie die Verfahren anwenden sollten.«

MITTE AUGUST, etwa zu jener Zeit, als Hauptmann Wood ihre für Abu Ghraib vorgeschlagenen Verhörregeln ins Camp Victory schickte, schrieb Hauptmann William Ponce von der Human Intelligence Effects Coordination Cell, einer Sanchez unterstellten Auswertungsabteilung des Heeresnachrichtendienstes, eine E-Mail an die MI-Befehlshaber im Irak, in der er sie bat, ihm »Listen aller ›ungesetzlichen Kombattanten‹ vorzulegen, die wir diesen Herbst in Gewahrsam haben«. Zu dieser Kategorie gehörten, so Ponce unter Berufung auf die Genfer Konventionen, »Spione, Saboteure oder an den Feindseligkeiten beteiligte Zivilisten«, und er wies zu Unrecht darauf hin, dass solche Häftlinge nicht unter den Genfer Schutz fielen. Ponce hob hervor, dass dem MI-Kommando keine für sie geltenden Einsatzregeln bekannt seien, und er drängte die Verhörleiter, ihm alsbald eine »›Wunschliste‹ für Verhörtechniken« zukommen zu lassen, um solche Regeln aufstellen zu können. Ponce schloss mit einem kleinen Ansporn: »Man braucht solche Leute nicht mit Samthandschuhen anzufassen. Oberst Boltz« – der stellvertretende MI-Befehlshaber im Irak, Steven Boltz – »hat vielmehr klargestellt, dass wir sie brechen möchten. Die Verluste steigen stetig, und wir brauchen mehr Infos, um unsere Kameraden vor weiteren Angriffen schützen zu können. Ich danke Ihnen für Ihre harte Arbeit und Ihren Einsatz.« Sein militärischer Abschiedsgruß lautete: »MI immer an vorderster Front!«

»Unterdessen«, sagte General Janis Karpinski, »halten wir diese Gefangenen fest, viele davon nur auf der Grundlage des einseitigen Arrestberichts, den einer der jungen Soldaten von einer der Infanterie- oder Panzerdivisionen angefertigt hat, etwa mit dem Vermerk: ›Beim Plündern gefasst.‹« Oder aber, fuhr sie fort: »Man hat eine Zielperson und ein gutes Rastergitter mit den Koordinaten ihres letzten bekannten Aufenthaltsortes, nach dem die Divisionen oder Brigaden ihren Einsatz planen, um die Person zu ergreifen. Wenn nun der Betreffende gerade bei einem Kartenspiel oder bei einem Essen sitzt und dreißig seiner engsten Freunde um sich herum hat,

wissen sie nicht immer genau, um wen es sich da handelt. Sie wissen nur, dass sie die richtige Rastergitterposition haben. Also nehmen sie alle Anwesenden fest.«

Karpinski gehörte einem Prüf- und Kontrollgremium an, das man im August gebildet hatte, um die Akten von möglicherweise zu entlassenden Abu-Ghraib-Insassen durchzusehen. Die Gruppe tagte unter Leitung von General Fast im Camp Victory. Karpinski sagte, sie habe in den Akten nur selten den leisesten Hinweis auf irgendeine Verbindung mit dem Widerstand gefunden, und erzählte als Beispiel die Geschichte eines Mannes, der bei der Prüfung seines Falles schon einen Monat in Abu Ghraib einsaß. »Er und sein Nachbar lebten seit Jahren Tür an Tür, und zwischen ihnen herrschten die üblichen nachbarschaftlichen Eifersüchteleien und Reibereien. Kurz nach Kriegsende habe dieser Mann ein Grundstück veräußert und sich vom Erlös einen Generator und einen Kleintransporter gekauft. Als er zu Hause vorfuhr, sagte sich der Nachbar ›Aha!‹ Und sobald er Koalitionssoldaten sah, sprach er sie an und geiferte: ›Mein Nachbar hat plötzlich einen Kleintransporter und einen Generator. Das Geld stammt von den Fedayeen oder von den Ba'athisten, an die er euch Jungs verraten hat.‹ Also nahmen sie den Mann fest, und mit ihm seine zwei Söhne. Letztere ließen sie nach etwa drei Wochen laufen, ihn selbst aber hielten sie als Sicherheitshäftling fest.« Das Gremium entschied, den Mann zu entlassen. »Als er nach Hause kam, war natürlich alles ausgeplündert«, berichtete Karpinski. Doch er hatte noch Glück. Bei seiner ersten Sitzung habe das Prüfkomitee im Lauf von vier Stunden vierzig Gefangenenakten besprochen und in fünfunddreißig Fällen eine Entlassung abgelehnt. Kein Wunder, sagte sie, denn letztlich entschied der Heeresnachrichtendienst, und niemand wollte es auf seine Kappe nehmen, Terroristen auf freien Fuß gesetzt zu haben.

Dem Prüfkomitee gehörte auch Oberst Marc Warren an, der ranghöchste Rechtsberater von General Sanchez, und auch er bezeichnete die Akten als »dürftig«, oft mit willkürlicher und unvollständiger Dokumentation, was General Fast »sehr frustrierend

fand«. Doch, so Warren, »die Gruppe versuchte, auf vertretbare Weise zwischen Entlassung und Sicherheit abzuwägen, wobei die Sicherheit vorging. Wir wollten kein Risiko durch fehlende Erkenntnisse eingehen. Leider wussten wir aus nachrichtendienstlicher Sicht nicht sehr viel.«

»Na gut«, sagte Karpinski. »Es war rechtswidrig, doch man hielt sie fest. Und in der nächsten Nacht kamen hundert weitere hinzu, in der nächsten noch einmal fünfzig, und in der nächsten dreihundert. So ging es immer weiter, bis wir dort Tausende von ihnen ohne Grund und ohne genaue Prüfung der rechtlichen Voraussetzungen festhielten. Und sie alle kennzeichnete man als Sicherheitshäftlinge. Ich meine das wörtlich, denn jeder von ihnen trug irgendwo an seiner Kleidung ein Schild mit der Aufschrift ›Sicherheitshäftling‹.«

Als dem für die Militärgefängnisse des Irak zuständigen General oblag es Karpinski auch, die CPA beim Aufbau ziviler Haftanstalten zu unterstützen, und Abu Ghraib war hier wie dort das größte und aufwendigste ihrer Projekte. Allerdings keineswegs das einzige. Tagtäglich musste sie sich um zahlreiche andere Orte im Lande kümmern – vom Camp Bucca ganz im Süden bis Camp Ashraf hoch im Norden (wo ihr sechstausend abgeschobene iranische Rebellen von den Mujahedin-e Khalq unterstanden, die sich der amerikanischen Streitmacht ergeben hatten und nun von bulgarischen Soldaten bewacht wurden). Und in Bagdad selbst nahmen die Sitzungen von Camp Victory kein Ende. Doch verbrachte Karpinski auch nach ihrer eigenen Beurteilung kaum Zeit in Abu Ghraib. Zwar begleitete sie wichtige Besucher – etwa Kongressabgeordnete oder amerikanische Journalisten – auf ihren Rundgängen und nahm an Kommandoberatungen teil. Aber draußen lief ja noch der Krieg, und Karpinski habe schnell erkannt, dass niemand im Camp Victory und keiner der Befehlshaber, die Gefechtseinsätze leiteten, mit den Problemen der Internierung behelligt werden wollte. Wenn die Soldaten Gefangene machten, mussten diese so schnell wie möglich irgendwo verschwinden. Das Irgendwo war Abu Ghraib,

und von dort erwartete jedermann nur Informationen und sonst gar nichts.

»Die Leute haben eben ihre Prioritäten«, sagte Karpinski. »Und für General Sanchez und die Bataillonskommandeure waren das die Kriegskämpfer – nicht die Gefängniseinsätze. Ob ich will oder nicht, ich muss diese Einstellung respektieren.« Allerdings meinte sie auch: »Völlig Unschuldige einzusperren führt unter anderem dazu, dass ihre Angehörigen aufgebracht sind. Also schließen sie sich den Aufständischen an, um Vergeltung zu üben: Wenn ihr mir meinen Bruder nehmt, nehme ich euch einen eurer Soldaten. Auf diese Weise wuchs der Widerstand infolge all dieser Razzien und Inhaftierungen ständig an.«

4.

ALS SICH MCCOTTER und Deland verabschiedeten, barg der harte Kern noch keine Gefangenen, aber bald wurde eine erste Gruppe von Camp Ganci nach dort verlegt und unter der Aufsicht von irakischen Wärtern und MP-Angehörigen in den Acht-Mann-Zellen des zweiten Blocks – Ebenen 2 A und 2 B – einquartiert. Man hatte dafür genau die Häftlinge ausgesucht, für die der Bau eigentlich gedacht war: Verdächtige und abgeurteilte Straftäter, die der zivilen irakischen Strafjustiz unterlagen. Etwas anders sah es beim ersten Block mit seinen Einzelzellen aus, die dem Befehlshaber der Bagdader MI-Brigade Oberst Thomas Pappas ins Auge gefallen waren. Dieser war über die Art der Unterbringung des MI in Abu Ghraib genauso wenig entzückt wie irgendwer sonst. Um einen Gefangenen richtig verhören zu können, muss man sein Umfeld so steuern können, dass es der Kooperation zuträglich ist. Zumindest muss man ihn für die Dauer der Verhöre von anderen isolieren und von allen Fremdeinflüssen abschirmen können. In den Zeltlagern von Abu Ghraib war das indes nicht machbar, und daher vereinbarte Pappas direkt nach Inbetriebnahme des harten Kerns mit der CPA, hochkarätige MI-Häftlinge auf die Ebene 1 A zu verlegen. Da General Karpinski dem nicht widersprach, wurde die Ebene der alleinigen Aufsicht der Militärpolizei unterstellt. Für irakische Polizisten oder Vollzugsbeamte wie auch für die meisten Amerikaner war der Zutritt streng verboten.

Der Einzug des MI in den harten Kern fand gerade statt, als der Kommandant des Haft- und Verhörlagers Guantánamo Bay auf Kuba, Generalmajor Geoffrey Miller, im Irak eintraf, um »die Kapazität des gegenwärtigen Schauplatzes, schnell verwertbare Informationen aus den Internierten herauszuholen«, zu erörtern. Gitmo,

wie man das Lager auf Kuba abkürzt, galt als Amerikas wichtigstes Gefängnis im Krieg gegen den Terror und blieb für Häftlinge reserviert, denen man die Genfer Schutzrechte verwehrte. Die meisten der Insassen hatten amerikanische Truppen in und um Afghanistan respektive örtliche Beamte gefasst, um die Fünftausend-Dollar-Kopfprämie Washingtons für angebliche Angehörige von al-Qaida oder den Taliban einzuheimsen. Viele dieser Häftlinge hatten schon in Bagram und anderen afghanischen Lagern sowie in verschiedenen Geheimgefängnissen, die amerikanische Nachrichtendienste weltweit unterhielten, grimmige Verhöre durchstehen müssen, bevor man sie in die Karibik verschleppte. Dort hielt man sie bei extremer Einzelhaft, in Käfige gesperrt, häufig vermummt und angekettet, in einem scheinbar dauerhaften rechtlosen Raum fest.

In Gitmo saßen viele Häftlinge bereits seit anderthalb Jahren ohne Kenntnis der Rechtsgründe ein, und in den zwei Wochen vor dem Abflug General Millers nach Bagdad hatten mindestens dreiundzwanzig von ihnen in Massenprotesten Suizidversuche unternommen. Als Armeeärzte später befanden, dass diese Gefangenen gar nicht wirklich sterben wollen, stufte das Pentagon ihre ersten Anstalten, durch Erhängen oder Erdrosseln Hand an sich zu legen, als »vorsätzlich selbstschädigendes Verhalten« ein. Doch hatte man die Sache geheim gehalten, und als Miller am 7. September 2003 mit einem Gefolge von siebzehn früheren oder damaligen Mitarbeitern aus Gitmo Abu Ghraib besichtigte, trat er als eine Art Superstar dessen dort auf, was er gerne als GWOT (für Global War On Terror) abkürzte: des weltweiten Kriegs gegen den Terror. Er genoss seinen Ruf, der harte Mann für harte Zeiten zu sein, auf den man im Weißen Haus und im Pentagon große Stücke hielt.

Auch der Verteidigungsminister hielt sich im Irak auf und hatte Abu Ghraib Tags zuvor einen Besuch abgestattet, um einen Rundgang durch Saddams Todeshaus und die Folterkammern zu machen und zusammen mit Soldaten für Fotos zu posieren. Danach war er wieder abgeflogen: Mehr müsse er gar nicht sehen. Miller dagegen war sehr geschäftig. Sein Besuch fiel mit einer Entscheidung

von oben zusammen, Camp Cropper zu schließen und den Geheimdiensteinsatz ganz auf Abu Ghraib zu konzentrieren, womit das Gefängnis zum MI-Verhörzentrum des Irak aufrückte. Miller besichtigte die Ebene 1A und erklärte dem MI-Team, er sei deshalb vor Ort, weil General Sanchez ihn gebeten habe zu referieren, wie man die Dinge in Gitmo handhabe.

Der Armeedoktrin zufolge unterstehe ein reguläres Militärgefängnis der Militärpolizei, doch in Verhörzentren wie Gitmo, so Miller, gäben die Verhörbeamten den Ton an. Daher müssten die MPs ihnen zuarbeiten und die Häftlinge je nach den Erfordernissen ihrer Verhörmethoden behandeln. Schließlich ermuntere man Verhörspezialisten in ihrer Ausbildung, die Unterkunft der Gefangenen als »Wirtshaus« und diese selbst als »Gäste« zu bezeichnen, während die MP-Wärter unter »Gastwirte« liefen – obwohl sie selbst sich lieber als »Babysitter« betrachteten –, die sich in den Verhörpausen um die Kundschaft kümmerten; allerdings gebe der Verhörleiter die Bedingungen des Zimmerservice vor, gestatte oder verbiete gewisse Annehmlichkeiten, so dass sich der Häftling auf Gedeih und Verderb jener allmächtigen Figur ausgeliefert fühle, die ihn in regelmäßigen Abständen zu Sitzungen in die Verhörzelle bitte. Dennoch sei es ein MP, der den Gefangenen zu und von den Verhören begleite und es so dem Verhörbeamten erlaube, jederzeit nur Vernehmender zu bleiben und nie direkt als Verursacher der von ihm verhängten Bedingungen in Erscheinung zu treten. Dieses Szenario lasse sich in einem prächtigen Schloss ebenso herstellen wie in den schäbigsten Kellerräumen oder in improvisierten Feldlagern. Auf solche Äußerlichkeiten komme es nicht an: Ungeachtet des Umfeldes solle der Verhörbeamte als Ideal immer ein Klima totaler Kontrolle anstreben.

Die Übernahme der Ebene 1A stellte demnach aus der Sicht des MI nur den ersten Schritt dar. »Entscheidend ist«, vermerkte Miller in seinem Bericht über den Besuch in Abu Ghraib, »dass die Wachtruppe aktiv dabei mitwirkt, günstige Bedingungen für die erfolgreiche Nutzung der Insassen zu schaffen.« Mündlich, so

General Karpinski, habe Miller sein Anliegen jedoch viel unverblümter formuliert, als er einigen Soldaten im Gefängnis erklärte: »Als Allererstes ist mir aufgefallen, dass Sie die Gefangenen zu gut behandeln. Sie müssen die Lage beherrschen, und die müssen das spüren. Sie müssen die Gefangenen behandeln wie Hunde.« In seinem Bericht forderte Miller indes wiederholt strenge Regeln und Standards für Verhörbeamte und Wärter; zum Beispiel übergab er den Rechtsberatern General Sanchez' ein Exemplar der Verhörregeln von Gitmo, eine vom Verteidigungsminister unterzeichnete Zusammenstellung der zulässigen »Antiwiderstandstechniken im Krieg gegen den Terror«.

JENE GITMO-REGELN waren aus einer langen Reihe von juristischen Improvisationen im Krieg gegen den Terror hervorgegangen, die sich an die Entscheidung des Präsidenten anschlossen, die Genfer Konventionen für Afghanistan außer Kraft zu setzen. Sobald feststand, dass es im Krieg gegen den Terror keine verbindliche Norm mehr war, Gefangene human zu behandeln, kam das Problem auf: Wenn wir uns davon lösen würden, was wäre dann erlaubt? Also fragte das Weiße Haus beim Justizministerium an, wie weit man, ungeachtet der Genfer Regeln, bei Verhören gehen könne, ohne die UN-Antifolterkonvention (»Übereinkommen der Vereinten Nationen gegen Folter und andere grausame, unmenschliche oder erniedrigende Behandlung oder Strafe«) zu verletzen. Die Antwort kam im Sommer 2002 in Form eines fünfzigseitigen, einspaltig gedruckten Vermerks, unterschrieben vom stellvertretenden Generalbundesanwalt Jay Bybee, und sie besagte im Wesentlichen, dass man sich keine Sorgen machen müsse: Als Folter würden nur »die extremsten Maßnahmen« eingestuft, wenn sie »direkt darauf zielten«, dem Opfer ähnlich starke Schmerzen zuzufügen »wie bei schweren Unfallverletzungen, also etwa Organversagen, Funktionsausfälle oder sogar Todesqualen«.

Weiteren Rückhalt bot Bybees Vermerk durch einen beruhigenden Hinweis auf internationale Rechtsentscheide über harte Verhörpraktiken, die »klarstellen, dass zwar einige Methoden auf eine grausame, unmenschliche oder erniedrigende Behandlung hinauslaufen könnten ... es aber ein breites Spektrum von Techniken gebe, die nicht den Tatbestand der Folter erfüllten«. Zum Beispiel habe der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte 1978 im Rechtsstreit *Irland ./. Vereinigtes Königreich* entschieden: Wenn man einen Gefangenen in ausgestreckter Stellung auf den Zehenspitzen stehen lasse, die Hände hoch über dem Kopf an eine Wand gepresst, so dass alles Gewicht auf den Fingern liege, so erleide er dabei »keinen Schmerz der besonderen Intensität und Grausamkeit, die der Begriff Folter voraussetzt«. Das Gleiche gelte auch für die Vermummung von Gefangenen, die Beschallung mit großer Lautstärke, den Schlafentzug und das im Vorfeld und während der Verhöre auferlegte Hungern und Dursten. Auch der Oberste Gerichtshof Israels habe entschieden, dass solche und schlimmere Methoden – »etwa heftiges Schütteln eines Verdächtigen mit schnellem Schlenkern und Wackeln des Halses und Kopfes« – nicht die Grenze der Folter überschritt. Und wie der Bybee-Vermerk betonte, sah weder die Antifolterkonvention der UNO noch das US-Gesetz gegen Folter im Ausland bei »grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung« strafrechtliche Sanktionen vor.

Im Herbst 2002 neigte man also in Washington schon zu einer kulanten Haltung, als General James Hill vom Kommando Süd, dem auch Guantánamo Bay unterstand, an den Vereinigten Generalstab schrieb: »Trotz bester Anstrengungen halten einige Häftlinge hartnäckig unseren derzeitigen Verhörmethoden stand.« Daher schlug Hill etwas aggressivere Techniken vor, um »den Widerstand zu brechen«, und Anfang Dezember genehmigte sein Verteidigungsminister achtzehn der aufgeführten Punkte, darunter Stresspositionen, Einzelhaft bis zu dreißig Tagen, Kleidungsentzug, Zwanzigstundenverhöre, Zwangsrasuren, Einschüchterung mit Hunden und »Anwendung moderater, nicht verletzender Körper-

kontakte wie Anpacken, Fingerstöße in die Rippen und leichtes Schubsen«.

Fünf Wochen später, Mitte Januar 2003, zog der Minister seine Genehmigung jener Methoden wieder zurück, erklärte allerdings, dass man sie weiter in Sonderfällen anwenden dürfe, sofern ihm entsprechende Anträge »mit sorgfältiger Begründung und genauen Plänen für das weitere Prozedere« vorlägen. Gleichzeitig setzte er eine Arbeitsgruppe ein, gebildet aus Vertretern der großen Militärverbände mit Ausnahme der Militärpolizei, die eine umfassende Studie über die rechtlichen und politischen Möglichkeiten anfertigen sollte, den Widerstand der ungesetzlichen Kombattanten zu brechen, die sich im Krieg gegen den Terror Verhören unterziehen mussten. Der so angeforderte Bericht traf im April ein und bildete die Grundlage eines neuen Vermerks des Ministers, in dem er strengere Regeln für die Verhörbeamten von Gitmo vorgab.

Der April-Vermerk ließ vierundzwanzig Techniken zu, um den Widerstand von Häftlingen zu brechen. Siebzehn davon waren bewährte Verfahren aus dem Feldhandbuch des MI, darunter: Anreize/Anreizentzug (Belohnung oder Rücknahme von Rechten, zum Beispiel den Koran zu lesen), Schüren von Liebe und Hass (bezogen darauf, dass Gefangene Einzelne oder Gruppen lieben respektive hassen), Einschüchterung und Beruhigung (Erregen und Abbau von Furcht), Ichstärkung und Ichschwächung (Wechselbäder von Bestätigung, Demütigung und Kränkung), Vergeblichkeit (Beschwörung aussichtsloser Lage), Allwissenheit (Vorgeben, bereits alles zu wissen), Verwechslung (Identitätsfindung durch Vortäuschung eines Irrtums), Wiederholung (immer wieder die gleiche Frage stellen), Mutt und Jeff (abwechselnd einen freundlichen und einen bösartigen Verhörbeamten hineinschicken), Schnellfeuer (Fragen herunterrasseln, ohne Antworten zuzulassen) und Schweigen.

Die übrigen sieben Techniken waren: Veränderung der Umfeldes zum Guten oder Schlechten (Fortführung des Verhörs in freundlichen oder grässlichen Räumlichkeiten), Schlafumstellung (bezogen auf den Tag-Nacht-Rhythmus, aber ohne Schlafentzug), Falsche

Flagge (Vorgeben, kein US-Amerikaner zu sein), Umweltmanipulation (Arbeiten mit Hitze, Kälte oder Gestank), Ernährungsmanipulation und Einzelhaft (bis zu dreißig Tagen).

Der Verteidigungsminister verlangte, bei vier der genehmigten Techniken vorab informiert zu werden: Anreizentzug, Ichschwächung, Mutt and Jeff, Einzelhaft. Gleichzeitig wiederholte er jedoch seine Einladung an die Befehlshaber im Feld, andere Methoden, die sie für notwendig erachten mochten, im Einzelfall schriftlich zu beantragen. Das heißt, grundsätzlich war nichts ausgeschlossen.

GENERAL SANCHEZ' RECHTSBERATER Oberst Marc Warren gab zu Protokoll, seine Offiziere hätten die Gitmo-Regeln gemeinsam mit dem MI geprüft und so durchgesiebt, dass sie »den Genfer Konventionen entsprachen«, um sich danach den April-Vermerk des Verteidigungsministers vorzunehmen »und ihn darauf abzustimmen«. Tatsächlich war der nicht unterschriebene erste Entwurf von Sanchez' »Interrogation and Counter-Resistance Policy«, den Warrens Büro am 10. September, dem Tag nach General Millers Abreise aus dem Irak, in Umlauf brachte, eine fast wörtliche Kopie der Gitmo-Regeln. Im Sanchez-Entwurf hieß es jedoch, dass die Regeln für Kriegsgefangene ebenso gelten sollten wie für Sicherheitshäftlinge. Das stach hervor, weil jenes Erfordernis, das der Verteidigungsminister für die Verhöre ungesetzlicher Kombattanten in Gitmo durchgesetzt hatte – ihn bei bestimmten Techniken im Vorfeld zu informieren –, laut Sanchez allein Verhören von Kriegsgefangenen vorbehalten bleiben sollte, und in Abu Ghraib gab es keine solchen.

Außerdem hatte Oberst Warrens Team in seinen Entwurf gewisse Aspekte der Verhörstrategie aufgenommen, die Hauptmann Carolyn Wood bei der Task Force 20 entliehen und im August vorgelegt hatte. Wo Sanchez' Entwurf von den Gitmo-Regeln abwich, da war er also deutlich weiter gefasst. Neben den für Gitmo zugelassenen Techniken sahen die Regeln des Entwurfes den Einsatz von

Kampfhunden (mit Maulkörben) vor, um »die Furcht der Araber vor Hunden zu nutzen«, ferner Schlaf- und Reizentzug, Anschreien, laute Musik, grelles Licht, Täuschung mit Hilfe falscher Aussagen und Papiere sowie Stresspositionen bis zu einer Stunde am Stück und bis zu vier Stunden täglich. Und selbstverständlich enthielt der Entwurf die Klausel, dass man sich auch die Anwendung nicht darin aufgeführter Techniken genehmigen lassen könne. Im Irak freilich sollten die Anträge nicht dem Pentagon, sondern direkt Sanchez zugehen.

Nur vier Tage nach der Vorlage des Entwurfes trat ein neuer, von Sanchez unterzeichneter an seine Stelle. In ihm fehlte der Schlafentzug. Einsatz von Hunden, Stresspositionen, Lärm und Licht gehörten nun zur Gruppe der Praktiken, die man nach Mitteilung an Sanchez anwenden konnte. Erneut kamen diese Methoden nur bei Kriegsgefangenen in Frage, so dass sie für Abu Ghraib kaum taugten. Sanchez' Regeln galten jetzt als die offizielle Strategie, und Hauptmann Wood sagte, sie habe die MI-Verhörbeamten im Gefängnis den Text jeweils abwechselnd laut vorlesen und danach unterschreiben lassen, dass sie die Regeln zur Kenntnis genommen und verstanden hätten. Auch stellte sie ein Computerdiagramm mit einer Liste aller erlaubten Techniken her und, fett gedruckt, eine Liste der Verbote. »Alle Verfahren müssen stets human und rechtmäßig sein ... Häftlinge sind NIEMALS in bösartiger oder unerwünschter Weise zu berühren ... Die Genfer Konventionen sind geltendes Recht.« Am Ende des Überblicks fügte Wood folgenden Appell mit roten Lettern in einen roten Kasten: »Jeder Einzelne ist mit für die Einhaltung der Regeln verantwortlich ... Verstöße sind unverzüglich zu melden.« Dann druckte Wood ihr Diagramm aus, um es in allen Dienstbereichen des MI deutlich sichtbar aufzuhängen – »als eine ständige Ermahnung«, wie sie sagte.

Gerade einmal zwei Wochen nach dem Inkrafttreten der Regeln für Abu Ghraib gab Sanchez' Rechtsabteilung einen neuen revidierten Entwurf der Richtlinie heraus, worin einige der zuvor erlaubten Techniken fehlten: Veränderung der Szenerie, Nahrungs-

und Umweltmanipulation, Schlafstörungen, falsche Flagge, Kampfhunde, Reizentzug, Lärm, Licht, Stresspositionen und Täuschung. Wenn das die Möglichkeiten der Verhörführer einzuengen schien, so wirkten sich andere Neuerungen genau entgegengesetzt aus. So lief zum Beispiel Einzelhaft, die jetzt nicht mehr unter den erlaubten Maßnahmen figurierte, nunmehr unter »Absonderung«, jedoch nicht als etwas Spezielles, sondern als das Standardverfahren für zu verhörende Häftlinge. Der neue Entwurf ließ auch alle Hinweise auf Kriegsgefangene unter den Tisch fallen und mit ihnen die Notwendigkeit, Sanchez im Vorfeld über den Einsatz spezifischer Techniken zu unterrichten. Außerdem fehlten nun auch Hinweise auf mögliche Konflikte mit den Genfer Konventionen – die man von den Gitmo-Regeln übernommen hatte. Zwar hieß es in dem neuen Entwurf noch, dass die Genfer Abkommen für den Irak galten, aber die Regeln gewährten den Verhörführern deutlich mehr Freiräume, als ihre Kollegen in Gitmo bei Gefangenen besaßen, denen man die Genfer Schutzrechte verweigerte.

Eine Woche später lag ein weiterer Entwurf zur Prüfung vor, der bis auf wenige unscheinbare, kaum erkennbare redaktionelle Veränderungen völlig mit dem vorigen übereinstimmte. Dabei blieben indes die Regeln von Mitte September noch eine Woche gültig. Am 12. Oktober dann trat die neue Richtlinie mit ein paar weiteren Korrekturen offiziell in Kraft, unterzeichnet von Sanchez und in seinem Auftrag verteilt. Obwohl die Liste der zulässigen Verhörtechniken nun im Lauf der Zeit stark geschrumpft war, äußerte Hauptmann Wood dazu: »Mir wurde erklärt (ich weiß heute nicht mehr, von wem, aber die Initiative ging von höherer Stelle aus), dass die aus der Fassung vom 14. September beseitigten Verfahren damit keineswegs außer Sichtweite seien.« Als Wood ihr Diagramm entsprechend änderte, führte sie diese Punkte einfach in einer separaten Spalte auf und wies darauf hin, dass dafür eine Genehmigung Sanchez' erforderlich sei. Allerdings verriet sie nicht, ob sich die Verhörbeamten auch zu den neuen Regeln wieder förmlich mit ihrer eigenhändigen Unterschrift bekennen mussten.

Was für ein Durcheinander. Binnen eines Monats hatte man in Abu Ghraib fünf verschiedene Fassungen der Verhörregeln in Umlauf gebracht: die drei nicht unterzeichneten Entwürfe und die beiden offiziellen Richtlinien. Dadurch kamen auch einige wesentliche Änderungen hinzu, jedoch ohne ausdrückliche Kennzeichnung. Man musste also die einzelnen Dokumente schon minuziös miteinander vergleichen, um alle Varianten aufzuspüren, und angesichts der großen Ähnlichkeiten hätte man sie bei unvoreingenommener Lektüre leicht verwechseln können. Im Übrigen führten die Schriftstücke ja nicht bloß Verhörtechniken auf, sondern man hatte bei der Überarbeitung auch vieles von dem erheblich geändert, was Oberst Warren das »Drumherum« nannte – das heißt die ganzen juristischen Verklausulierungen. Zum Beispiel enthielt der erste Entwurf der ersten Richtlinie neben den Ausführungen über die Kriegsgefangenen noch zarte Anklänge an die ungesetzlichen Kombattanten der Gitmo-Regeln. Ähnlich besagten der erste und zweite Entwurf der zweiten Richtlinie, bezogen auf das IV. Genfer Abkommen als Basis für die Einstufung von Zivilisten als »Sicherheitshäftlinge«, dass man diesen alle Schutzrechte verwehren könne, »wenn deren Ausübung die Sicherheitslage im Irak beeinträchtigen würde«. Diese irreführenden beziehungsweise eindeutig falschen Aussagen verschwanden dann in den offiziellen Fassungen der Richtlinie. Doch die juristische Konfusion derer, die Grundsätze für Abu Ghraib niederlegten, ließ erkennen, dass die Verhörregeln eigentlich keine Regeln waren, sondern eine Art Rätselraten, und dass sie viele Ausnahmen zuließen, was gewiss dazu passte, dass man den Verhörführern erlaubte – ja, sie sogar ermunterte –, sehr viele Dinge zu tun, die nicht in ihrem Handbuch standen, die man sogar in Gitmo restriktiv anwandte und für die sie zudem überhaupt nicht ausgebildet waren.

Für Ausbildung blieb auch keine Zeit, außerdem fehlten die Ausbilder, und die Richtlinie vom 12. Oktober, die sieben Monate lang als Maßstab galt, gab keine Auskunft über die praktische Anwendung spezifischer Verhörmethoden. Oberst Warren gewann

den Eindruck, dass es den MI-Befehlshabern so gefiel. »Meiner Ansicht nach läuft die MI-Doktrin darauf hinaus, es der Phantasie des Verhörbeamten zu überlassen, wie er die zulässigen Methoden anwendet«, sagte Warren. »Möglicherweise haben die Leute da unten nicht darauf geachtet, welche Direktiven wir von oben ausgaben.« Weiter sagte er: »Ich weiß noch, dass damals alle sehr müde waren und sehr vieles gleichzeitig geschah.«

IN DEN WOCHEN NACH DEM BESUCH General Millers wuchs das MI-Team in Abu Ghraib rasant, da immer neue Offiziere mit neuen Anweisungen für die Umorganisation des Einsatzablaufes hinzukamen. Miller hatte gefordert, für Abu Ghraib ein hochmodernes, abhörsicheres System der Kommunikations- und Informationstechnik einzurichten, und alsbald trafen neue Anlagen ein sowie Techniker, um sie zu installieren. Miller hatte auch gefordert, Frauen und Kinder in den Zeltlagern abzusondern, und wenig später fanden sie sich auf Ebene 1B des harten Kerns wieder; gleichzeitig verlegte man weitere hochkarätige MI-Gefangene auf Ebene 1A. Danach trafen Verhörbeamte und Analytiker der 325. MI-Brigade aus Camp Cropper ein, die man mit dem bereits anwesenden MI-Team der 519. zusammenlegen musste. In Gitmo, so Miller, zöge man bei den Verhören Psychiater und Psychologen der Armee als verhaltenswissenschaftliche Berater hinzu, und Militärjuristen gäben fachliche Ratschläge, um die Grenzen des zulässigen Umgangs mit Häftlingen zu definieren, weshalb nun auch solche Experten herannahten.

»Ich bin davon überzeugt, dass Millers Besuch dazu beitrug, die Entwicklung Abu Ghraibs zu einem ›Minimo‹ zu beschleunigen«, witzelte Hauptmann Wood. Dabei war Abu Ghraib längst ein viel größeres Gefängnis als ›Gitmo‹, mit schnell wachsender Insassenpopulation. Während dort Ende September bereits dreitausend Gefangene einsaßen, also fast zehnmal so viele wie Anfang

Juli, war die Zahl der Wachsoldaten nur leicht angestiegen. Man konnte einfach nicht mit dem Zustrom Schritt halten, und je mehr Häftlinge dort eintrafen, desto stärker wuchs die nachrichtendienstliche Informationsgier. »Die Leute standen unter Druck und waren gereizt«, urteilte Oberst Warren, und General Sanchez, meinte er, »stand sogar unter Hochdruck«. Man unterrichtete Warren über Anrufe aus Washington, deren Forderung lautete: Liefern und noch einmal liefern. Alle wollten nur wissen: Was liegt vor? Wo können wir ansetzen? Was der MI in Abu Ghraib wollte, das bekam er schließlich auch.

Major David DiNenna, der für den Gefängniseinsatz zuständige MP-Offizier, konnte es nicht fassen. Seit seinem Amtsantritt im Juli bat er um ein abhörsicheres Kommunikationszentrum. »Wir mussten sogar um die wesentlichen Geheimverbindungen kämpfen«, klagte er. »Wir als ein MP-Bataillon, das eine Haftanstalt mit drei verschiedenen Anlagen betrieb – Camp Ganci, Camp Vigilant und dem harten Kern –, bekamen nicht die gleichen Hilfsmittel wie die Typen vom MI. Die hatten eine mobile Funkstation allein für sich, und wir mussten eine weitere mit ihnen teilen.« DiNennas Erfahrung und sein Verständnis der Armeedoktrin sagten ihm, dass man von MPs erwartete, Gefängnisse ohne Einmischung anderer Militärzweige zu betreiben. Allerdings hatte er seit seinem Eintreffen in Abu Ghraib im Juni weitere Truppen, zusätzliche Außenbeleuchtungen für die Zeltlager sowie Kampfhunde angefordert und nicht einmal einen Bruchteil des Benötigten erhalten. Es fehlte sogar an der Grundausstattung – wie Overalls für Häftlinge, Zahnbürsten, Seife.

DiNenna war auch nicht glücklich darüber, dass man die MP-Wärter den Verhörbeamten des MI unterstellte. »In Abu Ghraib gab es zwei große Aufträge zu erledigen«, erklärte er. »Unser Auftrag bestand darin, die Häftlinge zu bewachen, während der MI Informationen beschaffen sollte; doch die beiden passen nicht zusammen oder gehen nicht nahtlos ineinander über. MPs sichern, verwahren und bewachen Gefangene für den MI, sollen jedoch selbst in keiner

Weise an den Verhören beteiligt werden. Doch galt Informationsbeschaffung als die oberste Priorität des Ganzen. Alles geiferte nach Informationen. In gewissem Sinne kann ich das ja verstehen – sie mussten eben die Angriffe unterbinden.«

5.

OBERSTLEUTNANT STEVEN JORDAN, ein beim nachrichtendienstlichen Hauptkommando der Armee, dem Intelligence and Security Command, dienender Reserveoffizier, traf am 17. September in Abu Ghraib ein und war entsetzt über den verwahrlosten Zustand des Gefängnisses. »Nur eine Menge Nichts«, sagte er, »eine Menge Staub, eine Menge Sand, wilde Tiere, wilde Hunde und riesige Katzen – ich hatte noch nie zuvor so große Katzen gesehen. Und die Sandspinnen oder Walzenspinnen, Sandflöhe, hier und da auch Schlangen, und was sonst nicht alles. Ich konnte es kaum fassen, dass man Soldaten unter solchen Verhältnissen einquartierte.« Damals waren die meisten Soldaten von Abu Ghraib in einer Lagerhalle aus Beton untergebracht, die sie aus den Ruinen der Gefängniswäscherei wiederhergestellt hatten, und der einzige freie Raum, den Jordan dort fand, war eine mit Estrich überzogene Latrine. Ein übel riechender Ort, doch mit Hilfe von Bleiche und Weihrauch gelang es ihm, den durchdringenden Gestank auf ein für ihn erträgliches Maß abzusenken – der jedenfalls nicht widerlicher war als der Rest der Anlage –, und bis zur Abenddämmerung hatte er sein neues Quartier bezogen.

Dann begann draußen in der Dunkelheit jemand, Mörsergranaten über die Gefängnismauer zu feuern. Ein, zwei, drei Detonationen erschütterten Jordans Latrine. Vielleicht noch eine vierte, doch das wusste er nicht mehr genau. Er hatte Angst. Jeder der Einschläge erschien ihm lauter und näher als der vorherige. Der damals sechsundvierzigjährige Jordan stand erst seit ein paar Tagen im Irak, hatte aber mehr als die Hälfte seines Lebens beim Militär verbracht – vierzehn Jahre im aktiven Dienst und zehn bei den Reserven –, war aber noch nie zuvor unter Beschuss geraten. Die

Salven jener Nacht schlugen im freien Gelände ein und richteten keinen Schaden an. Aber Jordan war verunsichert. Am Morgen sprach alles über einen Vorfall im August, bei dem ein ähnlich starkes Sperrfeuer, drei Mörsergranaten, über die Lager hereingebrochen war, eine Handvoll Häftlinge getötet und mehr als vierzig schwer verwundet hatte, so dass man sie zur Behandlung in ein Krankenhaus evakuieren musste.

Das Team des Heeresnachrichtendienstes nutzte für seinen Dienst auch Zelte nahe dem harten Kern, während nebenan ein weiterer massiver Gefängnisbau leerstand und verschlossen blieb, was völlig sinnlos erschien. Jordan war im Auftrag von General Fast nach Abu Ghraib gereist, um ein kombiniertes Besprechungs- und Verhörzentrum aufzubauen, eine Art Schirmbehörde, um die Datensammlung und Datenauswertung des Nachrichtendienstes zu koordinieren. Obgleich Jordan in der Verhörführung weder ausgebildet noch bewandert war (er kam aus dem Bereich der zivilen Angelegenheiten), trug er als ranghöchster vor Ort stationierter Nachrichtenoffizier nun die Verantwortung dafür, in Abu Ghraib hochkarätige Gefangene anzuzapfen, und er hielt es für einen guten Anfang, die Schlösser der ungenutzten massiven Gebäude abzunehmen und die MI-Operationen in Innere zu verlegen. Jordan zog Erkundigungen ein und erfuhr, dass die CPA den Komplex für sich beansprucht hatte, woraufhin er plante, ihn nach Fertigstellung des harten Kerns überholen zu lassen. Da jedoch niemand ihm sagen konnte, wann es so weit sein würde, erklärte Jordan, die Gebäude so nutzen zu wollen, wie sie waren – und zwar ab sofort. Von der CPA kam eine schroffe Abfuhr: Halten Sie sich da raus und kümmern sich lieber um die nachrichtendienstliche Auswertung.

Jordan ließ sich nicht gerne rüffeln, dachte aber nicht mehr daran, bis zu jenem Abend des 20. September, seinem vierten Tag im Gefängnis, als er, der diensthabende Offizier Ed Rivas und Major Mike Thompson im Kommandozelt des Heeresnachrichtendienstes mit Oberst Pappas zusammensaßen und im Süden der Anlage eine Mörsersalve kurz hinter der Gefängnismauer einschlug. Bei der

Erschütterung warfen sich alle flach auf den Boden, und als sie sich wieder aufrichten wollten, um in Deckung zu gehen, sah Jordan den orangeroten Blitz einer weiteren Explosion – und dann nichts mehr.

ES MOCHTEN DREI SEKUNDEN oder drei Minuten verstrichen sein, bis Jordan wieder zu sich kam, Rivas über sich gebeugt sah und merkte, dass er an seinem Hemdkragen nestelte. Alles wirkte in Düsternis getaucht. Rivas schien etwas zu sagen oder zu rufen, doch anfangs konnte Jordan ihn nicht verstehen, und als er wieder etwas hörte, klang es wie bloßes Gebrabbel. Schließlich nahmen einzelne Wörter Gestalt an. Rivas sagte: »Sie sind getroffen. Sie sind getroffen. Alles in Ordnung, Sir?«

»Nein, Mann«, sagte Jordan. »Ich brenne.« Er berührte seine rechte Seite, wo es brannte, doch dort war alles klebrig feucht. Zuerst meinte er, die Feldflasche müsse gesprungen sein, wusste aber im selben Augenblick, dass er seine Feldflasche gar nicht dabei hatte. Dann hörte er sich sagen: »Machen Sie sich nur keine Sorgen um mich, das wird schon wieder, mir geht's gleich wieder besser«, doch noch beim Sprechen durchzuckte es ihn: »Ich verblute. Ich sterbe hier in der irakischen Wüste.« Jordan merkte, dass er wieder zu Sinnen kam; die Luft war erfüllt vom Korditgeruch der Explosion, irgendwo riefen Stimmen nach Sanitätern und stöhnten Soldaten vor Schmerzen. Eine wilde Panik ergriff ihn, ein rasender Wunsch, schnell davonzulaufen und in Deckung zu gehen, bevor noch eine Bombe einschlug. Genau in diesem Moment zog Chief Rivas Jordan hoch, half ihm über mehrere Schichten Stacheldraht hinweg und schleppte ihn in eine Sanitätsstation.

Dort legte man ihn auf eine fahrbare Trage und schnitt sein Hemd auf. In der Seite steckte ein Stück Schrapnell. Die Sanitäter zogen es heraus. Der Schmerz – die Hitze, das Brennen – war so heftig, dass Jordan bei den Worten eines Sanis, »He, Sir, das wird wieder!«,

nichts anderes denken konnte als: Genau das sagen sie sterbenden Soldaten, um ihnen den Abschied von der Welt zu erleichtern. Dann entnahm er dem Funkgeplapper, dass fünfzehn Soldaten verwundet waren und man Rettungshubschrauber anforderte, und da wusste Jordan, dass er nicht sterben würde. Er wollte nicht ausgeflogen werden. Er wollte bei seinen Soldaten bleiben.

»Mir geht's gut«, sagte er, doch als er aufstehen wollte, erschien eine Blutlache auf der Trage. Man erkannte nicht gleich, woher das Blut kam, also drückten sie Jordan sanft wieder zurück, und erneut machten sich ringsum Hände an ihm zu schaffen. Jordans eigene Hände gingen zu den Lenden und zum Herzen – beide Stellen unversehrt. Die Wunde befand sich an der Wade, ein weiterer Splitter, nur klein, nicht größer als eine Schrotkugel. Über dem Schmerz in seinen Rippen hatte er sie nicht bemerkt. Nachdem alles verbunden war stand er auf und ging hinaus. Rings um die Einschlagstelle lagen überall Verwundete – Soldaten, die am Kopf bluteten und andere, bei denen es so aussah, als könnten sie einen Arm oder ein Bein verlieren.

Inmitten der Verwüstung erkannte Jordan, dass er noch glimpflich davongekommen war, und nicht als Einziger: Ein Dutzend Amerikaner hatten den Angriff wie durch ein Wunder überlebt und warteten auf den Abtransport. Die zweite Granate hatte die Seitenplane des MI-Funkzelts durchschlagen und war knapp einen Meter über dem Boden auf einem Feldtisch explodiert; da sich die Druckwellen von Granaten seitwärts und nach oben ausbreiten und die meisten der Soldaten im Zelt gerade lässig herumlagen und Karten- oder Computerspiele spielten, war das Schlimmste über sie hinweggefegt. Doch zwei Männer hatte das Schrapnell stehend erwischt, Sergeant David Travis Friedrich und Specialist Lunsford Brown.

Bei Friedrich war die ganze rechte Seite aufgerissen. Als Jordan hinzukam, versuchte gerade ein Triage-Team, ihm eine Infusion anzusetzen, doch die Venen entleerten sich zu schnell, als dass die Nadel hätte fassen können. Da Jordan dort nicht helfen konnte, ging er nachsehen, ob man ihn an anderer Stelle brauchte. Er fand

Brown im Todeskampf. Jordan kannte niemanden in Abu Ghraib länger als ein paar Tage, aber mit dem Fahrer von Oberst Pappas fühlte er sich verbunden. Sie hatten einander Fotos von ihren Kindern gezeigt, Brown die seiner dreieinhalb Monate alten Tochter, die er selber nur von Bildern her kannte, doch sollte er in zwei Wochen den Heimaturlaub antreten, wovon er aufgeregt sprach – wie jeder Soldat sehr darauf bedacht, an seiner Hoffnung festzuhalten. Jetzt war sein Rücken zerfetzt, und er wusste, dass er sterben würde. Auch ihm konnte Jordan nicht helfen.

Als der Hubschrauber eintraf, war Sergeant Friedrich verblutet. Jordan half, seinen Leichnam in den Krankenwagen zu heben, der ihn zum Landeplatz brachte, und wenig später am Abend kam Oberst Pappas hinüber, um den Soldaten zu melden, dass auch Specialist Brown es nicht geschafft hatte. »Irgendwie fühle ich mich mitschuldig an ihrem Tod«, sagte Jordan, »weil ich nicht die Schlösser zu diesen Gebäuden aufgebrochen und darauf gedrängt habe, die Soldaten in befestigten Einrichtungen unterzubringen.«

Jordan ging zu dem zerfetzten Zelt zurück, um den blutgetränkten Boden zu untersuchen. »Ich sah genau, wo Sergeant Friedrich gestanden hatte«, berichtete er. »Er war gerade aus dem Zelt getreten und um die Ecke gebogen, als die Granate einschlug, also traf ihn die Druckwelle mit voller Wucht. Man konnte sogar das Schrapnell-Muster erkennen – und was er auffing, war in meine Richtung gegangen, das heißt auch in die von Mike Thompson, Chief Rivas und Oberst Pappas. Wäre die Granate nicht auf dem Tisch gelandet – wer weiß, wie viele sie dann getötet hätte. Und hätte Friedrich nicht im Weg gestanden, so hätten ein paar fette Splitter meine Zeit auf Erden beendet. Und ich habe schon wiederholt gedacht: ›Mein Gott, wenn es dich wirklich gibt, warum hast du dann nicht mich geholt und Friedrich geschont?‹ Ich weiß es nicht, er hat mir nie geantwortet. So etwas kann man sich einfach nicht erklären. Wenn er nicht genau dort gestanden hätte, wäre mir keine Zeit mehr mit meinen beiden älteren Kindern verblieben. Und meinen jüngsten Sohn gäbe es gar nicht.«

DIREKT NACH DER BESTÄTIGUNG von Friedrichs Tod, als Brown noch zu den Verwundeten zählte, gab das MP-Bataillon in Abu Ghraib einen Unfallbericht heraus, der die Opfer aufführte und vermerkte, dass jemand kurz vor dem Einschlagen der Granaten zwei weiße Kleintransporter in der Nähe des Gefängnisses gesehen habe, von denen der eine den Beschreibungen zufolge möglicherweise schon an früheren Angriffen beteiligt gewesen war. Man sandte die Schnelle Eingreiftruppe des Gefängnisses aus, um die Verfolgung aufzunehmen, und diese kehrte bald mit einem solchen Transporter nebst Fahrer und Beifahrer im Gewahrsam zurück. Mitglieder der Internen Eingreiftruppe – in Aufruhrbekämpfung und Häftlingsdurchsuchungen geschulte MPs – holten die beiden Verdächtigen, wie Soldaten angaben, einen Mann und eine Frau, am Haupteingang ab und nahmen sich ihrer an. Allerdings seien bald einige MI-Offiziere auf den Plan getreten, so zwei der beteiligten MPs, Sergeant Gregory Spiker und Oberfeldwebel Daryl Plude, später in eidlichen Aussagen gegenüber der Militärstrafverfolgungsdivision der Armee (CID); einer davon sei direkt auf den männlichen Verdächtigen zugegangen, habe ihm Flüche ins Gesicht geschrien und ihn mit einem Fausthieb auf den Hinterkopf niedergestreckt.

»Der mit Handschellen gefesselte Verdächtige kniete, und um seinen Kopf war ein Handtuch gebunden«, sagte Spiker aus. »Der MI-Soldat brüllte immer wieder, ›Augen runter, aufstehn‹, wobei er den Mann abermals niederschlug.« Plude zufolge habe der Soldat den Verdächtigen angeherrscht – »Worauf starrst du Drecksack?« und ihm gleichzeitig das Gesicht in den Staub gestoßen. Darauf, so beide MPs übereinstimmend, habe ihr Vorgesetzter, Oberleutnant David Sutton, der Befehlshaber der Internen Eingreiftruppe, dem MI-Soldaten mitgeteilt, dass seine Gewaltanwendung unnötig sei, worauf dieser erwiderte, er sei Profi und kenne sein Geschäft. Sutton gab zurück, er mache keinen sehr professionellen Eindruck, und wies darauf hin, dass der Verdächtige unschuldig sein könne. Doch der MI-Soldat gab nichts darauf, und dann kam ein zweiter

hinzu – »ein sehr großgewachsener, stämmiger Soldat«, so Plude – und zerrte den Verdächtigen vom Boden hoch. Spiker zufolge nahm der zweite den Iraker in den Würgegriff, und der erste schlug ihm in den Magen. Hinterher zerrten die MI-Soldaten den Mann zu ihrem Transporter, wo der zweite Soldat ihm Plude zufolge auf den Rücken und Kopf schlug, wobei er ihn brüllend aufforderte einzusteigen. Danach folgten weitere Schläge, und Plude hatte den Eindruck, dass der Verdächtige an der Lippe blutete. Doch sei es dunkel gewesen, weshalb er nicht sicher war. Plude forderte die Soldaten auf, sich auszuweisen, worauf sie ihm erklärten, von der 519. MI-Kompanie zu sein. »Dabei ging mir auf«, sagte er, »dass es Soldaten von der angegriffenen Einheit waren.«

Spiker zufolge hätten sich Sutton und Plude auf einen lautstarken Streit mit den MI-Soldaten eingelassen, und am Ende seien diese mit dem Verdächtigen weggefahren. Später am Abend berief Major DiNenna, der Einsatzleiter des Gefängnisses, Sutton und Plude zu einer Sitzung mit dem zuständigen MI-Offizier ein, einem Stabsfeldwebel namens McBride, worüber Plude aussagte: »Er beschwor uns, das Ganze sei nie geschehen, er habe Verwundete, und alle seien sehr aufgebracht.« Weiter Plude: »Wir machten darauf aufmerksam, dass wir in all den Jahren der Strafverfolgung noch nie einen Verdächtigen zu den direkt von einem Vorfall betroffenen Offizieren zurückgeschickt hätten, da man nie wisse, was sie tun könnten, und in diesem Fall sei es genau das Gleiche.« McBride erwiderte, er werde sich um die Sache kümmern, und die MPs kündigten ihm an, eidliche Aussagen zu machen, um die Sache von Ermittlungsbeamten untersuchen zu lassen.

Während fünf MPs jene Misshandlungen des Irakers beeidigten, erklärten fünf MI-Offiziere, ebenfalls unter Eid, es habe keine Misshandlung stattgefunden. Als diese Aussagen zur CID gelangten, hatte man die Verdächtigen verhört, festgestellt, dass sie nichts mit den Mörserangriffen zu tun haben konnten, und wieder auf freien Fuß gesetzt. Und in Abwesenheit eines Opfers entschied die CID, dass es keine Grundlage für die weitere Verfolgung gebe.

»NATÜRLICH HABEN ALLE IMMER TODESANGST. Aber sie denken nicht wirklich darüber nach, was es bedeutet, wenn dein Kumpel umkommt und du es mit ansehen musst«, sagte Sergeant Andrew Stoltzman. Stoltzman gehörte im Irak ebenfalls der MI-Einheit an, die beim Beschuss vom 20. September 2003 die schwersten Verluste erlitt, er kannte also Sergeant Friedrich und viele der Verwundeten persönlich, war aber selbst an jenem Abend nicht in Abu Ghraib. »Ursprünglich hatte niemand von unserer Kompanie vor Anfang Oktober dort eintreffen sollen«, erklärte er. »Doch dann entschied unser Kommando – nein, wir schicken einen Teil von euch schon zwei Wochen früher hin.«

Stoltzman hielt es zwar für richtig, die MI-Operationen an einem Punkt zu bündeln. Aber Abu Ghraib? Schon vor dem mörderischen Angriff habe der Schritt seine Kompanie in Schwermut gestürzt. »Wir hatten eine Ahnung, dass etwas Schlimmes passieren würde. Wir wussten, dass sie dort ziemlich häufig mit Mörsern beschossen wurden, und zogen einfach den Schluss, dass wir es nicht schaffen würden.« Und als Stoltzman nach dem Angriff über das Schicksal seiner Kameraden brütete, wünschte er sich fast, selbst dabei gewesen zu sein: als Teil des Verlustes, der jetzt ihn getroffen hatte.

»Es ist ein sehr eigenartiges Gefühl«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob es Schuld ist, denn für mich heißt Schuld, dass ich etwas angerichtet habe, ohne dafür büßen zu müssen. Und das spüre ich bei dieser Lage nicht.« Doch genau wie Oberstleutnant Jordan immer wieder den Moment der Explosion durchlebte, in dem Friedrich zwischen ihn und den Tod trat, konnte Stolzman nicht aufhören zu fragen: »Warum mussten sie früher aufbrechen? Wären sie nicht früher gegangen, hätte es sie nicht getroffen.« Er sagte: »Ich bin so froh, dass ich heil und lebendig wieder nach Hause gekommen bin – ich könnte nicht dankbarer sein. Aber du fragst dich doch andauernd: Warum nicht ich? Das bleibt dir immer im Hinterkopf. Wer hat darüber letztlich entschieden? Ich glaube an Gott, und ich habe eine starke Beziehung zu Jesus, und das ist das Einzige, was mich davor

bewahrt, darüber verrückt zu werden – dass es gar nicht in meiner Macht lag und meine Zeit eben noch nicht gekommen war.«

Als Stoltzman schließlich mit der zweiten Welle seiner Kompanie nach Abu Ghraib aufbrach, quälte ihn eine andere, noch beklemmendere Sorge: »Was werden die übrigen Kameraden von uns halten? Werden sie uns noch ansehen wie vorher – und als Gleiche achten, als Kameraden und Freunde? Oder betrachten sie uns als Leute, die der Katastrophe entgangen sind und nicht mehr ebenbürtig sind, weil wir nicht das Gleiche durchgemacht haben wie sie, so dass sie jetzt ihre eigene Clique bilden?« Doch musste er sich diese Sorgen nicht lange machen. An seinem ersten Abend im Gefängnis schlug eine Mörsergranate in die Betonmauer der Schlafquartiere ein und jagte den Generator dort in die Luft. Spätestens danach, sagte er, »waren wir voll und ganz anerkannt«.

ZWEITER TEIL

VOLLZUG

»Die Vergangenheit ist ungenau.« CZESŁAW MIŁOSZ

6.

SPECIALIST SABRINA HARMAN von der 372. Militärpolizeikompanie, einer Reserveeinheit der US-Army aus Cresaptown in Maryland, war am 1. Oktober 2003 in Abu Ghraib angekommen und hatte folgenden Brief nach Hause an ihre Frau geschrieben:

Kelly,
mein erster Tag im Gefängnis. Es ist 21:00 Uhr, und wir hören Schüsse – nachts dürfen keine weißen Lichter an sein, und bei Dunkelheit ist das Verlassen der Gebäude verboten. Ich hoffe, wir bleiben hier nicht lange! Als wir einrückten, landeten gerade zwei Helikopter, um Häftlinge abzuholen. Hubschrauber machen mir Angst wegen des Traumes. Ich glaube, ich habe ihn Dir schon geschrieben. Ich sah einen Helikopter, dessen Schwanz zu wackeln schien, dann erneut, und danach schoss eine gewaltige Stichflamme/Salve hoch, und er stürzte ab. Ich drehte mich um, und wir lagen unter Beschuss. Da ich keine Waffe (Gewehr) dabei hatte, konnten wir uns nur unter irgendwelchen Klapptischen verstecken. Jetzt aber wieder zurück zum Gefängnis ... wir kommen an unsere Quartiere, ich steige vom Lastwagen ab und stehe direkt vor so einem Klapptisch. – Da flippte ich fast aus. Mir ist nicht wohl bei diesem Ort. Ich möchte so schnell wie möglich wieder hier weg! Wir hoffen noch, an Weihnachten oder kurz danach wieder zu Hause zu sein. –
Ich liebe Dich.
Ich lege mich jetzt etwas schlafen.
Ich werde Dir bald wieder schreiben.
Bitte lass mich nicht fallen! Sabrina

Wie viele junge Reservisten hatte sich Harman nie vorgestellt, einmal in den Krieg ziehen zu müssen, und so erschien ihr der Irak oft unwirklich – traumartig, wie sie sagte. Dann hatte sie diesen Traum – von einem Mann, der von einer Dattelpalme aus auf einen Helikopter schoss, während sie sich unbewaffnet unter einem Klapptisch versteckte –, und das war allzu real. Es war das Einzige, was sie sich je im Irak geträumt zu haben erinnerte. »Und in gewisser Weise bewahrheitete sich der Traum zwei oder drei Wochen später«, berichtete sie. »Unten am Ende der Straße fingen sie an, Helikopter von Dattelpalmen aus zu beschießen.«

Das bezog sich noch auf Al Hillah, wo die MPs der 372. Kompanie seit ihrer Ankunft im Irak Mitte Mai stationiert waren. Nachdem sie die Einschüchterungsphase (»Shock and Awe«) der Invasion in Fort Lee, Virginia, abgewartet hatten, schickte man sie über Kuwait hinein, direkt nachdem der Präsident verkündet hatte, dass die Hauptkampfhandlungen beendet seien – was in Al Hillah für jenen ersten Kriegssommer wirklich zutraf. Dort fühlten sich die MPs auf den Straßen sicher, freundeten sich mit Irakern an, spielten mit ihren Kindern, gingen auf Märkten einkaufen oder saßen in Straßencafés. Das Hauptquartier der Kompanie in einem stillgelegten Rechenzentrum war kaum gesichert, wurde auch nie beschossen. Ihr Auftrag lautete, für Recht und Ordnung zu sorgen, dem in der Stadt patrouillierenden 1. Expeditionskorps der US-Marine den Rücken frei zu halten und einheimische Polizisten für den Dienst unter einer neuen Regierung auszubilden. Die MPs verstanden ihren dortigen Einsatz als vorübergehend, als einen drei bis höchstens sechs Monate langen Notbehelf. Bei ihrer Ankunft erwarteten sie, dass die USA das Land bis zum Ende des Sommers einer demokratisch gewählten irakischen Regierung übergeben und sich dann wieder zurückziehen würden.

Harman empfand ihren Auftrag nicht als Kampfeinsatz, sondern als eine Friedensmission und beklagte sich nicht. Bei ihrer Einheit galt sie als ein Mensch, der allein schon den Anblick von Gewalt verabscheute. »Sabrina könnte buchstäblich keiner Fliege etwas

zuleide tun«, sagte ihr Gruppenleiter, Sergeant Hydrue Joyner. »Wenn eine Fliege auf dem Boden sitzt, und du willst drauftreten, hält sie dich zurück.« Specialist Jeremy Sivits, ein Mechaniker vom Fahrzeugpark der Kompanie, berichtete: »Wir versuchten, eine Grille zu töten, weil sie uns die ganze Nacht im Zelt wach hielt, doch sie schubste uns beiseite, um diese Grille als Erste zu erreichen, nahm sie und lief damit hinaus. Der Schlaf war ihr weniger wichtig, als diese Grille in Sicherheit zu bringen.« Sivits fand das zum Lachen, machte sich lediglich Sorgen darüber, dass Harman ein Feuergefecht kaum überleben würde. Joyner stimmte ihm zu. »Als Soldat darfst du manchmal nicht deinem Herzen folgen, denn das könnte dich oder andere das Leben kosten«, erklärte er. »Sabrina wäre wahrscheinlich besser Altenpflegerin als Soldatin geworden, und das meine ich nicht negativ.« Sivits konnte sich nicht vorstellen, warum sie zum Militär gegangen war. »Sie war für eine Soldatin einfach zu lieb«, sagte er.

Harman gab an, sie sei zur MP gegangen, weil die Armee ihr dafür ein Stipendium anbot und weil sie später einmal zur Polizei gehen wollte. Auch ihr Vater und ihr Bruder dienten bei der Polizei. Ihr Wunschberuf sei Gerichtsfotografin. Fotos hätten sie schon immer fasziniert – das Aufnehmen ebenso wie das Aufgenommenwerden. Sie habe ein Album mit Schnappschüssen von sich selbst angelegt: als Baby neben dem Hund auf einem grün karierten Sofa liegend; als Kleinkind in Windeln mit blauer Strickmütze neben einem gelben Telefon sitzend, den Mund vor Wonne weit geöffnet; als Vier- oder Fünfjährige mit ordentlich gekämmtem kurzem Haar, die im eleganten Rüschenkleidchen zu weißen Strümpfen und Handschuhen auf einem grünen Teppich kniet, dahinter eine Studiokulisse in voller Kirschbaumblüte; als lachendes Mädchen, als Pony reitendes Mädchen, als Mädchen mit Welpe, als Mädchen mit Stofftier, als Mädchen mit Pferd, als Mädchen mit jetzt großem, altem Hund, als Mädchen mit langen Zöpfen, das sich auf einem ganz verwackelten Bild über einen Geburtstagskuchen beugt, um die Kerzen darauf auszupusten, als Halloween-Mädchen, das durch die Augenhöhlen

eines selbst geschneiderten schwarzen Hundekostüms blickt, als Strandmädchen, als Christkind unterm Weihnachtsbaum, als stark geschminkte Jugendliche mit kunstvoll toupiertem langem Haar, als Jugendliche mit Pferdeschwanz, die in Feldhockeymontur – blau karierter Schottenrock, gelbes Polohemd und Schläger in der Hand – unter einer Trauerweide im Gras kniet; als Jugendliche mit knabenhaft kurz geschorenem Haar in Latzhosen, Stiefeln und offener schwarzer Lederjacke, darunter ein offenes, viel zu weites Flanellhemd, als junge Frau in Dienstkleidung – mit Helm, Cargohose, Splitterschutzweste und Schlagstock am Gürtel – auf einem Parkplatz in der Sonne blinzelnd. Es war ein ganz normales Leben in Bildern, abgesehen von einem: ihrem offenen Blick in die Kamera, der sie unverstellt begegnet und so direkt durchs Objektiv schaut, als hätte sie selbst die Aufnahmen gemacht.

Harman schaute gerne hin. Mochte sie auch vor Gewalt zurückschrecken – ihre Folgen zogen sie an. Ihr Blick konnte praktisch alles aufnehmen, und wo andere sich abwenden würden, da wollte sie ganz genau hinsehen. Verwundete und tote Leiber faszinierten sie. Daraus machte sie keinen Hehl. »Sie ließ dich auf keine Ameise treten«, sagte Sergeant Javal Davis. »Doch wenn das Viech gestorben ist, will sie genau wissen, wie.« Und Fotografieren faszinierte sie. »Selbst bei Verletzungen denke ich vor allem daran, Aufnahmen von der Wunde zu machen«, erklärte sie. »Selbstverständlich leiste ich sofort Erste Hilfe, aber meine erste Reaktion ist die, ein Foto zu machen.«

Im Juli schrieb sie ihrem Vater: »Am 23. Juni habe ich meine erste Leiche gesehen und Bilder gemacht! Vor ein paar Tagen hörte ich meine erste Granatenexplosion. Spaßig!« Sie besuchte das Leichenschauhaus in Al Hillah und fotografierte: eine soeben erst eingelieferte, noch von Blut überströmte Leiche; mumifizierte, durch Verwesung geräucherte Leichen, von aschgrau bis tiefschwarz changierend; extreme Nahaufnahmen ihrer grausigen Gesichter, der erstarrten Hände, der Fleisch- und Knochenfetzen von Schusswunden; ferner eine durchstochene Brust, ein abgetrennter Fuß. Die

Bilder strotzen von forensischen Einzelheiten. Über Harman selbst verraten sie uns allerdings nur, dass sie nicht gerade zimperlich war, ja sie lassen sogar auf eine starke Begeisterung schließen.

Sie ließ sich auch selbst in dem Schauhaus fotografieren, über eine der geschwärzten Leichen gebeugt, so dass man ihre sonnengerötete Wange gleich neben den verkrusteten Augenhöhlen sieht. Sie lächelt – ein gezwungenes, aber liebliches Lächeln – und hält ihre rechte Hand, zur Faust geballt und mit aufgestelltem Daumen, hoch. Trotz des Umfeldes ist sie eine lebhaft und gesund aussehende Mittzwanzigerin. Auf einem weiteren Foto aus Al Hillah sieht man dieses Bild von Harman im Leichenschauhaus mit der Daumengeste an einer Wand des Rechenzentrums hängen, darunter ein Warnschild: Zutritt nur für Befugte! Eindringlinge werden vergewaltigt!, ein Abziehbild des Sternenbanners mit einem Stempel der Black Hawk Industries nebst Webadresse (»die weltbeste taktische Ausrüstung«) und ein scheinbar gebrauchter, roter Tampon. Soldatenhumor. Auch wenn das Bild jemanden geärgert haben sollte, bekam Harman deshalb jedenfalls keinen Ärger.

»Die Sache mit den Daumen muss ich wohl von den Jungs in Al Hillah übernommen haben«, sagte Harman. »Wenn ich selbst fotografiert werde, weiß ich nie, was ich mit meinen Händen machen soll, also richte ich dann vermutlich fast automatisch die Daumen auf, wie wenn man vor einer Kamera lächeln will.« Auf mindestens zwanzig Fotos aus Al Hillah sieht man sie in der gleichen Pose, lächelnd und Daumen hoch: in einem aufblasbaren Planschbecken liegend, eine kleine Eidechse haltend, am Fuß einer Mauer mit einem überlebensgroßen Basrelief von Saddam stehend (auf dem ihr Kopf leicht in ein Knopfloch seiner Anzugjacke passen würde), mit ihrer Kameradin Specialist Megan Ambuhl herumblödelnd, die ihr den Mittelfinger zeigt und die Zunge herausstreckt; eine Jesus-Figurine oder eine lange, phallische Flaschenmelone haltend; den antiken Steinlöwen von Babylon in den Ruinen der Stadt König Nebukadnezars besteigend; über die Schultern eines MP-Kameraden gelehnt, der eine Fanta-Dose mit einem Katzenkopf darauf hochhält usw.

Der Kopf war ein weiterer von Harmans Gags. Er stammte von ihrem eigenen Kätzchen, das ein Hund getötet hatte. Da es keine äußeren Verletzungen gab, führte sie eine grobe Autopsie durch, stellte Organschäden fest und mumifizierte schließlich den Kopf. Als Augen setzte sie Kieselsteine ein und fotografierte das Kunstwerk in verschiedenen einfallsreichen Posen: mit Sonnenbrille auf einem Omnibussitz, mit qualmender Zigarette, mit aufgesetztem Mützchen, mit Blumen hinter den Ohren auf einem Kissen im Planschbecken treibend. Sie machte mehr als neunzig Fotos und zwei Kurzvideos davon; in ihrer sonderbaren Besessenheit erreicht die Serie eine düstere Komik. Dann und wann posierten mindestens fünfzehn von Harmans MP-Kollegen mit dem Katzenkopf, darunter auch der stellvertretende Kompaniechef Hauptmann Christopher Brinson und mehrere andere hochrangige Offiziere. Im Übrigen ließen sich mehr als ein Dutzend irakische Männer und Knaben mit der Mumie fotografieren. Sie war zu einem Fetischobjekt mutiert, ähnlich wie der tote Kater, um den Tom Sawyer und Huckleberry Finn feilschen – eine Szene, die Norman Rockwell in einem volkstümlichen Druck illustrierte, mit dem Untertitel: »Zeig mal, Huck. Mann, der ist ganz schön steif!«

»Sie ist sehr unbekümmert«, sagte Specialist Sivits über Harman. »Sie hat gerne Spaß, und es macht auch Spaß, mit ihr zusammen zu sein. Ich habe sie nie ärgerlich erlebt.« Ihr Fotoalbum von Al Hillah wirkt über weite Strecken wie ein fantastischer Reiseprospekt für den Irak nach Saddam: Da steht sie, die Haut glühend, das Lächeln strahlend, die kurzen Locken golden und die Augen eindrucksvoll blau, inmitten von Schwärmen fröhlicher irakischer Kinder – Kinder, die sich an ihren Schoß klammern, Kinder, deren Arme um sie fliegen, Kinder, die sie auf der Straße schubsen. Dann begrüßen sie Einheimische in ihren Wohnungen, trinken in Kopftücher gehüllte Frauen und in lange weiße Gewänder (Thawbs) gehüllte schnurrbärtige Männer unter rotierenden Ventilatoren mit ihr Kaffee aus Mokkatässchen. Oder sie besichtigt antike Stätten, mit einem Beduinen und seinem Kamel am Zikkurat von Borsippa und mit Solda-

tenkollegen am Ischtar-Tor von Babylon. Ein andermal legt sie, im Tarnanzug, den Arm um eine schwarz umwickelte Schwangere, mit der Hand den trächtigen Bauch der grinsenden Frau berührend.

Harman brachte ihren irakischen Freunden Kleidung, Lebensmittel und Spielzeug mit. Einer Familie kaufte sie einen Kühlschrank und füllte ihn auf. »Einige von uns nannten sie ›Mutter Teresa‹«, so Sergeant Jeffery Frost. Und Sergeant Joyner erzählte: »Überall, wo man hinkam, riefen irakische Kinder ›Sabrina, Sabrina‹. So vernarrt waren sie in ihre Wohltäterin. Harman schenkte ihnen alles Mögliche, Luftballons, Spielzeug, Limonade, Plätzchen, Kekse, Würstel, Rosinenbrötchen und ausgefallene Süßigkeiten wie Ho Hos, Ding Dongs oder Twinkies, egal was. Sie tat alles, was in ihrer Macht lag, um diesen Kindern ein Lächeln abzugewinnen.«

Doch wenn Al Hillah amerikanische Soldaten im Sommer 2003 ungewöhnlich gastfreundlich aufnahm, so war keineswegs alles nur eitel Sonnenschein, denn die Amerikaner brachten dem Irak nicht, was sie versprochen hatten: eine neue Ordnung. Der Krieg war noch nicht vorüber, das Land hatte keine Regierung mehr, die Befreier entpuppten sich als Besatzungsmacht, und ihre Verwaltung war hopplahop improvisiert, also unangemessen – oft nicht nur enttäuschend, sondern geradezu ein Affront. So setzte bei der Gluthitze, als Monat für Monat um die vierzig Grad herrschten, eine Entfremdung ein. Allmählich wich die Enttäuschung der Feindseligkeit, diese der Gewalt und noch vor Ablauf des Sommers zunehmend der organisierten Gewalt. Es war demoralisierend. Jeder Iraker konnte der Feind sein. Welchen Sinn hatte die unerwünschte Anwesenheit dort? Zwar erlitt die 372. in Al Hillah keine Verluste, doch bei ihren Patrouillen kam es wiederholt zu Schießereien, nachts schreckten sie Explosionen auf, und Harman hatte ihren Albtraum. Zumindest die Klapptische waren ihr als ein bloßes Hirngespinst erschienen, beliebiges Mobiliar einer Traumlandschaft – bis sie nach Abu Ghraib kam.

NACH VIER MONATEN AL HILLAH hatten die MPs der 372. schon gedacht, ihre Zeit im Irak sei um, und sie würden bald die Heimreise antreten – die Hälfte der Kompanie hatte sich bereits nach Kuwait zurückgezogen –, als die Nachricht ihrer Verlegung ins Gefängnis eintraf. Wie immer kam der Befehl aus Sicherheitsgründen erst in letzter Minute. Vorerst wussten die MPs wenig mehr über diesen Platz, als dass er an der Front lag, denn seine offizielle Bezeichnung lautete Fronteinsatzbasis Abu Ghraib.

Ihre Anfahrt verlief über eine der tödlichsten Routen der Gegend, die oft schwer bombardiert und aus dem Hinterhalt angegriffen wurde. Gerade rechtzeitig für die Fahrt bekamen die MPs moderne Interceptor Body Armors mit ballistischen Platten anstelle der fünfundzwanzig Jahre alten Splitterschutzwesten, die sie in Al Hillah zum Glück nicht gebraucht hatten. Doch waren ihre Humvee-Fahrzeuge nach wie vor ungepanzert, also anfällig für die IED-Sprengfallen und raketengetriebenen Granaten, deren zerstörende Wirkung die Trümmer an den Straßenrändern bezeugten. Als der Konvoi in einer Kleinstadt an der Strecke Halt machte, um auf Nachzügler zu warten, konnten die Leute ihre Furcht nur durch Beten oder Fluchen bezwingen.

»Wer anhält, ist dran«, sagte Tim Dugan, ein ziviler Verhörspezialist, der jenen Herbst in Abu Ghraib verbrachte. Auf seinem Weg vom Flughafen dorthin hatte sein Fahrer um ein Haar ein paar Kinder plattgemacht, die scheinbar versuchten, ihn vor einem Hinterhalt zum Abbremsen zu zwingen.

»Wir sahen ein Straßenschild, das ›Fallujah‹ ankündigte – es war gleich der nächste Ort –, und dachten uns, ›So, jetzt sind wir mittendrin‹«, berichtete Sergeant Javal Davis. »Gleich dahinter kommt Bagdad. Al Ramadi, das andere heiße Pflaster, liegt direkt westlich von uns, nicht sehr weit entfernt. Wir sind genau im Herzen des Widerstandes.«

Das Gefängnis lag am Wüstenrand, düster und bedrohlich, eine kahle Betonmauer, überzogen mit Stacheldraht und besetzt mit

hohen Wachtürmen. »Wie aus einem Mad-Max-Film«, sagte Davis. »Genau wie – wie im Mittelalter. Hinter der Mauer gab es nur Schutt von gesprengten Gebäuden und überall herumstreunende Hunde, tollwütige Hunde, verkohlte Überreste. Der Gestank war unerträglich – Urin, Fäkalien, Fäulnis. Dann die Gefangenen, orange gekleidet, hinter Stacheldraht eingepfercht. Als wir das Lager zum ersten Mal sahen, erinnerte es mich fast an diese Hitler-Scheiße«, sagte Davis. »Da sind die in ihren kleinen Overalls draußen im Freien, im Schlamm. Überquellende Kloaken – einfach ekelhaft. Man wollte nichts anfassen. Es war das Schlimmste, was man sich überhaupt nur vorstellen kann – ein Platz, an den man nicht einmal seinen ärgsten Feind schicken würde.«

Man wies die MPs an, sich in einem der ehemaligen Gefängnisblocks Saddams einzurichten, einem von Plünderern verwüsteten und später von der Wüste eroberten Komplex, in dem der Sand stellenweise schon mehrere Zentimeter hoch lag, durchsetzt von verrottenden Abfällen. Dort einzuziehen hieß freischaufeln und aufkehren, und wenn man den Müll beseitigt hatte – zum Teil merkwürdiges Zeug wie gebrauchte Spritzen, worüber man nur den Kopf schütteln konnte –, blieben Gefängniszellen übrig. Der militärische Fachterminus für Räumlichkeiten, in denen Soldaten an Stützpunkten schlafen, baden und essen, ist LSA, was für »Life Support Area« (lebenserhaltender Bereich) steht, und in anderen Fronteinsatzbasen des Irak bedeutete LSA: klimatisierte Zelte mit Speisesaal, Strom und heißem Wasser, ein Fitnessstudio und ein Internetcafé, Telefone, Satellitenfernsehen, eine PX-Filiale und Schnellrestaurants. Kurz, ein echter LSA bestätigt als Außenposten des Vaterlandes den Nationalstolz, der wesentlich zum Erhalt der Moral und der Disziplin beiträgt. Bei ihrer Ankunft in Abu Ghraib fanden die 372. MPs statt Duschen Bretterbuden vor, an deren Decken Fässer mit kaltem Wasser hingen. Die Einheit hatte keine Feldküche, also musste man Kampfrationen essen – MREs, Fertiggerichte –, Frühstück, Mittag- und Abendessen in Pappschachteln: Huhn, Schwein, Pasta, Hamburger, Omelette, Sandwich, Huhn, Schwein, Huhn.

Gewiss hatte nach Al Hillah niemand Luxus erwartet, aber die Moral der MPs lag ohnehin am Boden – eigentlich interessierte alle nur, wann es wieder nach Hause ging –, und das Leben in Abu-Ghraib-Zellen wirkte immer sehr belastend. »Wir hatten am Ende unseres Gebäudes eine Art Verbrennungsanlage«, berichtete Specialist Megan Ambuhl. »Ein riesiger runder Apparat. Allerdings wussten wir nicht, was sie darin verbrannten. Es können sogar Menschen gewesen sein, Leichen.« Javal Davis zweifelte keine Sekunde daran. »Da lagen Knochen drin«, sagte er und nannte es nur das Krematorium. »Aber he, es war Krieg«, sagte er. »Schluck's runter oder fahr weiter.« So lautete im Irak ein Motto. Selbstverständlich konnte man nicht weiterfahren. Und in einer Gefängniszelle von Abu Ghraib geparkt, konnte man auch kaum anders, als sich ausgestoßen und im Stich gelassen zu fühlen.

Im Herbst wurden die Wüstennächte kalt, bis knapp über null Grad, gefühlt sogar noch kälter in Betonzellen mit leeren Fensteröffnungen, durch die der Wind fegte. Von einigen der Zellen aus konnte man über die Außenmauer hinweg in Wohnungen von Häuserblocks am Rande der Stadt Abu Ghraib sehen, und umgekehrt deren Bewohner in die Zellen. Als sie ihre Feldsäcke in den neuen Quartieren ausrollten, eröffnete man den MPs, dass sich Heckenschützen diesen Umstand manchmal zunutze machten, um von dort in das Gefängnis zu schießen. Also musste man darauf achten, keine Zielscheibe abzugeben: sich von den Fensterscharten fernhalten, die Lampen dunkel und abgedeckt belassen – um keinen Schatten zu werfen.

7.

FAST ALS ERSTES NACH IHRER ANKUNFT in Abu Ghraib Anfang Oktober erfuhren die MPs von der 372., dass kurz zuvor zwei Angehörige des MI bei Beschuss umgekommen waren, und bald gerieten sie selbst in die Nähe gefährlich knapper Einschläge. »Ein paar Nächte nach unserer Ankunft hier«, schrieb Sabrina Harman an Kelly, »saßen wir in einer Besprechung zusammen, hörten drei dumpfe Schläge und dann eine Explosion.« Ein Feuergefecht schloss sich an. »Am nächsten Tag«, fuhr Harman fort, »sagte man uns, dass ein IED (eine ferngezündete Bombe in einer Coladose) unter einem Fahrzeug hochgegangen war (keine Verletzten). Dann brachten sie die drei Täter zur Strecke und töteten sie.«

Abu Ghraib galt damals als der meistangegriffene amerikanische Stützpunkt im Irak, und das könnte zutreffen. Zwar verzeichnete das Gelände in jenem Herbst auch Tage und Nächte ohne Mörserattacken, aber nicht viele – und dazwischen schlugen noch raketengetriebene Granaten ein und kam Beschuss mit Kleinfeuerwaffen dazu. Gewiss bot sich die Haftanstalt als Ziel für Aufständische geradezu an: Sie war sehr exponiert, weiträumig und mangelhaft geschützt, ein Außenposten der militärischen Besatzung in ihrer verächtlichsten Ausprägung, denn dort hielt man buchstäblich Iraker gefangen.

»Mörser, Raketen«, sagte Javal Davis. »Die rammten entweder auf dem Feld direkt gegenüber dem Gefängnis irgendein PVC-Rohr in den Boden oder ließen einige ihrer Konsorten in einem Kleintransporter die Straße entlangfahren und sie von einer Hülse aus auf dich abfeuern. Und du hörtest es. *Rumms, Tschak, Bumm.* Du läufst auf dem Gelände herum. Das Nächste, was du hörst, ist Schuuuh-Bumm. Beschuss! Alles schrie, Beschuss! Bumm. Beschuss!

Beschuss! Du ranntest, was das Zeug hielt, um in Deckung zu gehen.«

»Alles ist so ruhig. Plötzlich knallt es irgendwo, und alle drehen durch«, sagte Jeremy Sivits. »Alles drunter und drüber. Du rennst herum, suchst Deckung. Rempelst Leute an. Bist völlig aus dem Häuschen.« Und manchmal bedeutete auch solide Deckung keine Sicherheit. Einige Mörser konnten sogar Beton brechen. »Eine Bombe durchschlug das Dach des harten Kerns«, sagte Javal Davis. »Durchschlug das Dach, fiel direkt auf den Boden – explodierte aber nicht. Die Soldaten da drinnen murmelten nur noch ›Heilige Scheiße!‹«

Anfangs kamen die Angriffe in der Abenddämmerung, etwa zu der Zeit, als der Gebetsaufruf des Muezzins über die Lautsprecher der umliegenden Minarette ertönte. »Wenn die Moschee spielte, schlug die ›Mörser-Stunde‹«, sagte Sabrina Harman. »Direkt hinter unserem Gebäude befand sich ein Lautsprecher. Es klingt schön. In Al Hillah war es so etwas wie tröstlich und entspannend, doch die Mörser passen nicht so gut dazu. Wenn sie beteten, dann wusstest du, dass es bald in Abu Ghraib einschlagen würde.«

Aber im Lauf der Zeit folgten die Bombardements keinem derart zuverlässigen Zeitplan mehr. »Wir wussten, dass wir höchstwahrscheinlich tagsüber verschont bleiben würden«, berichtete Andrew Stoltzman. »Doch irgendwann putzte ich mir gerade morgens die Zähne, als plötzlich Mörserbeschuss einsetzte. Damit hatten wir eine Menge neuer Probleme.« Und Harman sagte: »Danach hatte ich noch mehr Angst, nach draußen oder duschen zu gehen. Ich ließ es einfach und benutzte Babyfeuchttücher. In der Zeit dort machte ich einen auf Infanterie – duschte also nur noch ein-, zweimal im Monat, wenn es gar nicht mehr anders ging. Unsere Duschen lagen draußen und waren aus Holz. Wenn da eine Granate einschlug, warst du hinüber. Du musstest also mit angelegter Splitterschutzweste in die Dusche oder aufs Klo gehen. Wenn ich drinnen hätte pinkeln können, hätte ich wahrscheinlich auch das gemacht.«

»Einmal legte ein Raketenangriff einen ganzen Fuhrpark der

320. MP-Kompanie lahm«, sagte Javal Davis. »Alle Lastwagen gefetzt – die Scheiben zersplittert und sämtliche Reifen platt. In den Toilettenkabinen befanden sich ein paar Leute. Ein Bursche bekam ziemlich was am Bein ab. Zum Glück war er in der hintersten. Ganz vorne hätte es ihn auf dem Scheißhaus erwischt. Daraus wurde sein Spitzname: Ich nannte ihn TOI TOI & DIXI-Leiche. Sollte komisch sein.« Dann schränkte er ein, »Es war überhaupt nicht komisch«. In Abu Ghraib, so Davis, bot nicht mal der Schlaf Zuflucht. Er hasste den Gedanken, getötet zu werden, ohne es zu merken. »Ich sagte immer, ›Gott, wenn ich gehen muss, wenn ich sterben soll, hol mich nicht im Schlaf. Ich will es spüren.‹«

Die Soldaten hatten Bombenschutzräume, und bei Angriffen galt: Loslaufen, die Schutzweste greifen, weiterlaufen, den Schutzraum aufsuchen, abwarten. Nach einer Weile kümmerte sich kaum noch jemand darum. Fatalismus kam auf. »Wenn es dich trifft, trifft es dich eben«, sagte Harman. »Wenn die Schwein hatten, konntest du gar nichts machen.« Und, so sagte der zivile Verhörspezialist Tim Dugan: »Das Beste in dieser Situation ist, dich schon als tot anzusehen. Wenn du heil zurückkommst, hast du eben Glück gehabt, doch während du da bist, musst du dich als tot ansehen, um all die Scheiße machen zu können, die du machen musst, ohne dich aufzuregen.«

Wie Oberstleutnant Jordan erfahren hatte, kann das Überleben ebenso ein Zufall sein wie das Sterben, und meistens fielen die Bomben auf freies Gelände, richteten weder Personen- noch Sachschäden an. In der Tat wurden nach dem Angriff vom 20. September 2003 in jenem Jahr im Gefängnis keine Soldaten mehr getötet oder schwer verwundet, aber die Planlosigkeit und Ungenauigkeit des ständigen Beschusses verschärfte auch das Gefühl, nirgends sicher zu sein. »Man saß auf einem Pulverfass und fragte sich, wann es hochgehen würde«, erläuterte Megan Ambuhl. »Wenn dann ein, zwei Tage lang nichts passierte, wartete man geradezu darauf und fragte sich, warum nichts passiert war. Es war also immer Stress, ob nun etwas passierte oder nicht.«

»WIR DURFTEN NICHT MAL ZURÜCKSCHIESSEN«, sagte Sabrina Harman. »Nicht ohne Befehle. Es war nicht wie bei Gefangenen; auf die konnte man schießen, was sinnlos war. Doch wenn sie von außerhalb schossen, dann nicht.«

Der Befehl, das Feuer zu erwidern, erging erst, sobald die MPs auf den Wachtürmen direkten Sichtkontakt mit konkreten Angreifern hatten. »Du siehst nicht, ob jemand in drei Kilometern Entfernung aus einem Rohr feuert«, sagte Javal Davis. »Du hörst nur den dumpfen Schlag des Austritts und musst dann auf den Einschlag warten, das ist alles. Sobald die rauskriegten, dass wir nur Leuchtspurgeschosse abfeuern durften, dachten sie sich, he, danke für das Beleuchten unserer Stellung, jetzt können wir euch da drinnen schön weiter einheizen. Und um sich einen Spaß zu machen, fingen auch die an, Leuchtmunition einzusetzen, nur um uns zu ärgern, weil sie wussten, dass wir nicht zurückschießen durften.«

Auch als Ende September ein Kontingent der 82. Luftlandedivision in Abu Ghraib eintraf, um das Gelände verteidigen zu helfen, nahmen die Mörserangriffe nur weiter zu. »Einmal saß ich im Wachturm und folgte dem Funkverkehr«, sagte Davis. »Draußen im Feld patrouillierte ein Spähtrupp der 82. Luftlande, geriet unter Beschuss und forderte über Funk Rückendeckung an. Abgelehnt. ›Sir, wir kriegen Treffer, werden getroffen, haben Gefallene! Wir brauchen sofort Rückendeckung.‹ Abgelehnt. ›Sir! Verdammte Hurenscheiße! Wir brauchen Rückendeckung, und zwar sofort!‹ ›Werden Sie am Funk nicht frech! Sie reden mit einem Oberst!‹ oder was er auch war. Abgelehnt. In dieser Nacht hatten wir zwei Tote. Sie kamen rein, ihr LKW war von Kugeln durchlöchert, und einer der Soldaten verlor ein Bein bis über dem Knie, nachdem eine raketengetriebenen Granate seinen LKW frontal getroffen hatte.«

»Nach einer Zeit vergeht die Furcht, und du wirst nur noch wütend«, sagte Davis. Dann fügte er hinzu: »Sie kennen das Spiel, wenn man am Kirmesstand mit dem Luftgewehr diese kleine vorübersausende Ente abschießen muss?« In Abu Ghraib seien sie

alle solche Enten gewesen – und keine bloßen Lockvögel, die ja beneidenswerterweise gar nichts davon wissen, dass sie Zielscheiben sind. »Man muss in Bewegung bleiben«, sagte er, »kann kaum schlafen. Ständig kreisen die Gedanken.«

Die Gefangenen in den Zeltlagern konnten sich freilich nicht bewegen, sondern waren absolut hilflos ausgeliefert. Und als weiter Mörsergranaten in Abu Ghraib einschlugen, wurden immer wieder Insassen getötet oder verstümmelt. Verluste gab man sofort in Unfallberichten über die militärischen Sicherheitsnetze durch, worauf die Toten abgeholt und in ein Leichenschauhaus gebracht, die Verwundeten in der Gefängnisklinik oder, bei schweren Verletzungen, in einem Krankenhaus behandelt wurden, bevor sie wieder ins Lager zurückkehrten. Die amerikanische Anstaltsleitung wusste ebenso gut über ihre Pflicht Bescheid, die Gefangenen zu schützen, wie darüber, dass das in Abu Ghraib nicht ging. Obwohl es verboten war, Menschen unter solchen Verhältnissen zu inhaftieren, saßen sie nun einmal dort ein, und bei den Soldaten herrschte die Auffassung, andernfalls würden sie vielleicht bei denen mitmischen, die draußen Mörser bedienten.

Zur Einweisung in Abu Ghraib gehörte, dass Wärter der abzulösenden Kompanie mit einigen MPs von der 372. einen Rundgang durch die Außenlager machten. »Dort führten sie uns zwei Insassen vor und sagten, ›Erzählt ihnen, was ihr uns erzählt habt‹«, berichtete Megan Ambuhl. »Daraufhin sagten sie, dass sie hier seien, um uns zu töten, und genau das würden sie auch im Gefängnis versuchen.« Die Botschaft war, erklärte sie: »Lasst keinen aus den Augen, denn sie sind alle potenzielle Terroristen, sogar die Kinder.«

DIE MPS DER 372. KOMPANIE nahmen an, wegen der besonderen Gefährlichkeit in Abu Ghraib stationiert worden zu sein. Immerhin waren sie als gefechtsdienlich dazu ausgebildet, Einsätze von Fronttruppen zu unterstützen: Streckenaufklärung zu treiben, Konvois zu

eskortieren, auf Patrouillen zu gehen und Razzien durchzuführen. Sie waren schwer bewaffnet und reisten mit einer Flotte schwerer Fahrzeuge. »Wir stehen Gewehr bei Fuß«, sagte Javal Davis, »wir gehen raus aufs Schlachtfeld. Wir machen alles, was auch Infanteristen tun, außer direkt ins Gefecht einzugreifen. Also dachten wir, man schickte uns da hin, um im Umfeld des Gefängnisses ein paar Leute rauszuhauen. Doch so kam es nicht. Als wir da waren, hieß es plötzlich, nein – ihr werdet Gefängniswärter.«

Der neue Auftrag verwirrte die Kompanie. Kampfeinheiten bewachen keine Gefängnisse. Das obliegt einem anderen Kader von MPs – dem für Internierung und Wiedereingliederung –, der gerade auch in den Genfer Konventionen geschult ist. Eine solche Ausbildung hatten die MPs der 372. nicht erhalten; zwar hatten einige in der Heimat Erfahrungen als Strafvollzugsbeamte gesammelt, aber der Rest kannte nicht einmal die Anfangsgründe der Gefängnisarbeit. So war Kompaniechef Hauptmann Donald Reese im Zivilberuf Rollladenvertreter. Nun sollte er seine Soldaten bei einem Auftrag führen, von dem er nichts verstand. Dem Einsatzleiter der MP für Abu Ghraib, Major DiNenna, erklärte Reese: »Das geht nicht. Das ist nicht unser Gebiet. Wir haben nicht die richtigen Leute dafür.«

DiNenna begriff – auch ihm fehlten die Leute. Das Gefängnis wuchs unaufhörlich. Immerfort liefen Bauarbeiten, als man Camp Ganci und Camp Vigilant um neue Anlagen erweiterte und im harten Kern zusätzliche Zellenblocks eröffnete, um die täglich eintreffenden LKW-Fuhren von Häftlingen unterzubringen, die den zunehmend wahllosen, aggressiven Sicherheitsrazzien der 4. Infanteriedivision zum Opfer fielen. Im Oktober verdoppelte sich die Belegschaft fast – und DiNennas Soldaten waren überfordert, mussten Zwölf-Stunden-Schichten schieben: rund um die Uhr, ohne freie Tage. Dabei kam es nicht selten vor, dass in den Außenlagern nur drei MPs einen Komplex mit fünfhundert Gefangenen bewachten. Auch die Gefechts-MPs waren hoffnungslos überlastet damit, angesichts immer heftigerer Angriffe von Aufständischen den Außenwall zu beschützen und die Straßen für Vorrats- und Transportkonvois

zu sichern. Und die meisten der MPs waren Reservisten, die man nach vierundzwanzig Monaten wieder nach Hause schicken musste, so dass sich jene, die man nach dem 11. September mobilisiert hatte, auf die Abreise vorbereiteten. Im Unterschied zur regulären Armee hatten die Reserven kein System, Soldaten zu ersetzen, deren Dienstzeit auslief. Wenn DiNenna einen Soldaten verlor – dann war es einer weniger.

Die Leitung von Abu Ghraib verlangte nach einer Belagerungsmentalität: DiNenna zog schon Köche, Mechaniker und Beschaffungssoldaten zum vollen MP-Dienst heran, und dann musste er noch den Verlust einer ganzen Internierungs- und Wiedereingliederungskompanie ersetzen. Als die Rückkehr der 72. MPs, einer Einheit der Nationalgarde, die den Wachdienst im harten Kern und in Camp Vigilant verrichtet hatte, in ihre Heimat Nevada bevorstand, teilte DiNenna Hauptmann Reese mit, dass die 372. dafür einspringen müsse. »Ich empfahl ihm, seine zivilen Strafvollzugsexperten dafür einzusetzen und ihnen die Leitung des harten Kerns zu übertragen – weil sie eben wussten, wie man ein Gefängnis organisiert. Im Zuge des Dienstes könnten sie dann die anderen MPs ausbilden«, sagte DiNenna. »Und so geschah es dann auch.« Oder, wie Javal Davis es ausdrückte: »Da der Majorsrang über dem eines Hauptmannes liegt, waren wir jetzt Gefängniswärter.«

Ein Sergeant der 72. MPs führte die von Reese zugeteilten Soldaten bei einem Rundgang zum harten Kern. Er zeigte ihnen die Zellenblocks der CPA für irakische Straftäter und den Block des Militärischen Nachrichtendienstes, in dem man die hochkarätigen Gefangenen auf Ebene 1A hielt. »Dabei sah ich die Nackten«, sagte Javal Davis. »Also fragte ich, ›He, Sarge, warum sind die alle nackt?‹ Darauf er – ›He, das ist der MI. So arbeitet der MI. Das ist die Sache des MI. Keine Ahnung.‹ ›Und warum tragen diese Burschen Frauenschlüpfer?‹ Da sagt er – ›Das ist, um sie zu brechen.‹«

»Da war einer, der stand mit dem Rücken am Gitter, den hatten sie vornübergebeugt und mit Handschellen am unteren Teil des Gitters gefesselt«, sagte Sergeant Jeffery Frost, »so dass er sich nicht

mehr aufrichten konnte, und er durfte sich auch nicht hinsetzen.« Einer von den 72. MPs berichtete Frost, dass man so mit störrischen Häftlingen umging. »Man lässt sie einfach eine Stunde oder so dastehen. Oder man lässt sie nackt dastehen. Und wenn man das vorhat und sie vollständig ausziehen will, lässt man das am besten eine Frau machen, weil das noch demütigender ist.«

»Nackte Männer«, sagte Davis. »Männer in Schlüpfern. Mit Handschellen in Stresspositionen gefesselte Männer, in Isolierzellen, ohne Licht, ohne Fenster. Öffne die Tür, schalte das Licht ein – ›O mein Gott, Allah.‹ Klick, Licht wieder aus, Tür zu. Es ist wie, puh, was ist das? Was zum Teufel soll das alles? Hier läuft etwas schief.«

ZWISCHEN DEM 9. UND DEM 12. OKTOBER 2003 besichtigte eine Delegation des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz den MI-Block des harten Kerns und reagierte darauf ähnlich wie Javal Davis. Die Genfer Konventionen schreiben vor, dass Abgesandte des IKRK jederzeit uneingeschränkten Zutritt zu Militärgefängnissen erhalten müssen, um die Haftbedingungen kontrollieren und unbeaufsichtigt mit Insassen sprechen zu können. In Abu Ghraib habe man ihnen jedoch »viele Hindernisse« in den Weg gelegt, »offenbar auf Geheiß des Militärischen Nachrichtendienstes«, und was man sie sehen ließ, gefiel ihnen nicht. Auf Ebene 1A fanden sie eine Reihe von Insassen nackt in ihren Zellen vor und alarmierten sofort Oberstleutnant Jerry Phillabaum, den für das Gefängnis zuständigen MP-Kommandanten. Dieser erklärte Armee-Ermittlern später, er habe die Sache sofort Oberstleutnant Jordan vorgelegt, der ihm jedoch mitteilte, dass es im MI-Block üblich sei, Gefangene nackt zu halten. Bis zur Abreise der IKRK-Delegation bekamen sie jedoch Kleidung, und die Abgesandten konnten mit ihnen sprechen. Dabei erfuhren sie, wie man die Insassen in schmerzhaften Positionen gefesselt, in kahlen, lichtlosen Zellen nackt gehalten, nackt über

Gänge geführt, beschimpft und körperlich bedroht hatte und so fort. Bei der Rotkreuzabordnung war man keineswegs beruhigt, als MI-Offiziere versicherten, dass die Misshandlungen zum »Prozedere« der Verhöre gehörten, und empört stellten die Delegierten fest, dass man sie bestimmte Häftlinge überhaupt nicht sehen ließ. Daher brachen sie die Inspektion unter Protest ab und forderten, bis zu ihrer Wiederkehr Ende des Monats für die vollständige Einhaltung der Genfer Vorschriften zu sorgen.

Drei Tage danach, am 15. Oktober, erfolgte die Ablösung der 72. durch die 372. MPs, und in deren erster Nachtschicht, die von 16 bis 4 Uhr ging, fand die Ernennung des Oberfeldwebels Ivan »Chip« Frederick zu dem für den ganzen Komplex zuständigen Unteroffizier statt; Javal Davis sollte für die Ebenen 1A und 1B zuständig sein, Megan Ambuhl als seine Untergebene speziell für Ebene 1B, auf der man außer Frauen und Kindern auch überzählige MI-Häftlinge von 1A untergebracht hatte. Die übrigen Zellenblocks übernahm je ein MP; ein Springer half überall aus, wo man ihn gerade brauchte. Damit kamen insgesamt sieben MPs auf ebenso viele Tausend Insassen, und Sergeant Frederick hatte als Einziger je in einer Haftanstalt gearbeitet.

In einer Art Ausbildung am Arbeitsplatz begleiteten die neuen Wärter ihre Vorgänger einige Tage lang auf ihren Rundgängen. Frederick überraschte es zu sehen, wie einer der 72. MPs in eine Zelle griff, einen älteren Insassen an seinem langen weißen Bart packte und ihn vornüber zwischen die Gitterstäbe riss. Der Santa Claus getaufte Häftling galt als psychisch labil, doch niemand widersprach dieser Behandlung. Er habe gejammert, obwohl doch das oberste Gebot auf dieser Ebene lautete, den Mund zu halten. Im Übrigen, so Frederick, sei er »nicht sehr fest gegen die Stäbe geprallt«.

Neben der Unterweisung durch praktische Beispiele, so Frederick, habe man ihm lediglich ein paar technische Einzelheiten über die Wasser- und Stromversorgung erklärt – ohne die Genfer Konventionen oder die Doktrin der US-Army über Internierung und Vernehmung auch nur zu erwähnen. Außerdem lagen keine schrift-

lichen Anordnungen für den MI-Zellenblock vor, und als Frederick ein Exemplar der Standarddienstanweisung für das Gefängnis beantragte, erhielt er stattdessen ein Blatt mit den Eingreifregeln der MP für den verschärften Gewalteinsatz bei gefährlichen Konfrontationen: Rufen, Wegstoßen, Waffe zeigen, Schießen. »Es hatte nichts mit der Behandlung von Häftlingen zu tun«, sagte er.

»Das ist alles – eine Seite«, sagte Megan Ambuhl. Demgegenüber, fuhr sie fort, »hat Sergeant Frederick mir erklärt, dass die Standarddienstanweisung seines Gefängnisses in Virginia etwa so lang war wie er selbst, das heißt ungefähr einsachtzig. Eine SOP skizziert jeden Sonderfall, doch uns ließ man ohne jede Ausbildung einfach machen. Wir waren extrem unterbesetzt und mussten sehr viel Verantwortung tragen, für die uns das nötige Grundwissen fehlte. Es war so, als hätte man uns an einen Operationstisch gestellt und gesagt: ›Na los! Jetzt nehmt mal einen Eingriff am offenen Herzen vor und hofft, dass ihr alles gut hinbekommt. Übrigens werde ich euch nicht dafür ausbilden und gebe euch auch keine Anweisungen. Wenn es nicht klappt, na, dann müsst ihr eben die Konsequenzen tragen. Moment mal, ich gebe euch ein Formblatt mit einer Grundregel: Benutzt ein Messer, vielleicht auch ein Antiseptikum. Viel Glück.‹«

IM ANSCHLUSS AN SEINEN ABSTECHER von Guantanámo Bay nach Abu Ghraib Anfang September hatte Generalmajor Geoffrey Miller den Führungsstab in Bagdad gedrängt, als Dienstrichtlinie für MPs »umfassende SOPs über die Sicherheitsvorkehrungen in Haftanstalten zu entwickeln« und »das gesamte Personal von Haftzentren in der Einhaltung dieser Regeln auszubilden«. Als Vorlage dafür habe Miller dem Hauptquartier von General Sanchez ein Exemplar der SOP für Gitmo übersandt, ein 237 Seiten starkes, unter seiner Federführung veröffentlichtes Buch, das Schritt für Schritt erkläre, wie MPs die einzelnen Aufgaben ihres Tätigkeitsfeldes auszuführen

und wie sie in Notsituationen zu reagieren hätten, von Selbstmorden oder Suizidversuchen bis zu Stromausfällen, Geiselnahmen, Brudermorden (unter US-Soldaten), starken Verlusten und Naturkatastrophen.

Allerdings liegen keine Berichte darüber vor, was General Sanchez' Büro mit der Gitmo-SOP anfing. Bekannt ist nur, dass seine Richtlinien für Abu Ghraib den Verhörführern totale Macht über die Häftlinge und damit auch über die MPs gewährten. Darin hieß es auf der ersten Seite: »Der Vernehmende hat als derjenige zu erscheinen, der alle Aspekte des Verhörs kontrolliert, darunter die Beleuchtung, Beheizung und Konfiguration des Verhörraumes sowie Ernährung, Bekleidung und Unterbringung des Sicherheitshäftlings.« Und abschließend machte Sanchez' Textvorlage die MP-Einheiten noch selbst dafür verantwortlich, eine MI-freundliche SOP für Abu Ghraib zu entwickeln: »Verhöre finden jedoch nicht im luftleeren Raum statt, sondern in enger Zusammenarbeit mit den Wacheinheiten. Die von diesen festgelegten Haftbedingungen und -richtlinien sind so anzugleichen, dass die Übereinstimmung mit den Verhörstrategien der nachrichtendienstlichen Einheit gewährleistet ist.«

Doch Sanchez' für die MI-Brigade bestimmte Verhörrichtlinien kamen nicht bei den MPs an, und MP-Einheiten schreiben selbst keine SOPs, sondern befolgen sie lediglich. Das stellte die SOP von Gitmo klar. Diese kam vom Kommandanten, und allein das Inhaltsverzeichnis hatte knapp fünf eng bedruckte, zweispaltig gesetzte Seiten. Darin waren der Auftrag erläutert, die Befehlsstrukturen umrissen und die jeweiligen Zuständigkeiten der Soldaten aller Rangstufen erklärt. Auch die bürokratischen Einzelheiten der Aktenführung und Berichterstattung waren ausgeführt. Den MPs wurde genau vorgeschrieben, wie man Zellen durchsucht, wie man mit dem Koran eines Gefangenen umzugehen hat – und wie nicht –, was mit den Schlüsseln und was mit der Wäsche der Insassen zu geschehen hatte, wie man den Haarschnitt der Häftlinge überwachte, wie man Besuche von Rotkreuzdelegationen abwickelte, wie man medizinische

Probleme löste, wie man islamische Beerdigungen durchführte, wie man Sperrgebiete betrat und verließ, wie man Anreize und Belohnungen wie Abschreckungen und Strafen handhabte, wie man den Kontakt mit Körperflüssigkeiten von Gefangenen vermied und was zu tun war, wenn dies misslang. Dazu gab es Schaubilder, Tabellen, Diagramme und Karten sowie einen fünfzigseitigen Anhang mit Formularbeispielen für die Gefängnisverwaltung der MP.

Eine anständige SOP überlässt nichts der Phantasie, und als Ambuhl ihre Arbeit aufnahm, hatte sie den Eindruck, dass in Abu Ghraib Regellosigkeit die einzige Regel war. »Niemand konnte behaupten, dass wir die Regeln brachen, weil es keine gab«, sagte sie. »Unser Auftrag bestand darin, den MI zu unterstützen, und niemand erklärte je, ›Das ist eure SOP‹. Doch in gewissem Sinne war es letzten Endes so, weil man von uns erwartete, die Gefangenen unter Druck zu setzen, damit sie den Verhörbeamten die gewünschten Informationen gaben, um das Leben anderer Soldaten hier draußen retten zu können.«

8.

DIE GEFANGENEN UNTER DRUCK ZU SETZEN war harte Arbeit. Für die verschiedenen MI-Häftlinge gab es unterschiedliche Maßnahmen. Zum Beispiel, wie Javal Davis berichtete, »Zelle sieben: Schlafentzug. Oder Wecken um vier, Schlaf ab eins, Wecken um drei, Schlaf ab fünf, Wecken – und so weiter auf und ab, auf und ab, auf und ab.« Beim Programm zweiundsiebzig Stunden Schlafentzug kamen auf zwanzig Stunden Wachen vier Stunden Schlaf. Oberstleutnant Jordan hörte seine Soldaten über die Möglichkeiten diskutieren. »Man kann sie vier Stunden schlafen lassen, dann zweimal zwanzig Stunden wach halten, gefolgt von wieder vier Stunden Schlaf: So blieben sie insgesamt vierzig Stunden wach, hätten aber davor und danach je vier Stunden geschlafen.«

Es oblag den MPs, die Häftlinge am Einnicken zu hindern. »Die Leute vom Nachrichtendienst liefen hier ein und forderten, ›He, um die Zeit müsst ihr Musik spielen, und zwar laut!‹«, sagte Javal Davis. »Wenn sie einschlafen, kippt kaltes Wasser darüber, um sie zu wecken, knallt die Türen zu, schleift Mülltonnen den Gang entlang und trommelt darauf herum. Sorgt dafür, dass sie stehen, wenn ihr vorbeikommt, und sich nicht hinsetzen. Lauter solche Dinge. Das war die mündlich erteilte Standarddienstsanweisung. Nehmt das Megaphon und stellt es direkt vor die Tür des Betreffenden für die individuelle Behandlung, spielt laute Musik, macht das Licht aus und so fort, damit sie nicht mehr wissen, wo oben und unten ist: einfach für totale Verwirrung sorgen.«

Die Anweisungen wurden weitgehend anonym erteilt, da die MI-Angehörigen im harten Kern »sterile« Uniformen trugen, bei denen die Namen und Rangabzeichen entfernt oder überklebt waren. Viele trugen sogar überhaupt keine Uniformen, sondern nur T-Shirts und

Pullover. So konnten die MPs nicht wissen, mit wem und welchen Dienstgraden sie es zu tun hatten. Javal Davis berichtete, er habe nur die Spitznamen jener beiden Männer gekannt, die ihm auf Ebene 1 A am häufigsten Anweisungen gaben: Big Steve, den Davis auf mindestens einsneunzig und gut hundertdreißig Kilo schätzte, und Gitmo Guy. »Der erzählte uns ständig von Guantanámo Bay«, sagte Davis. »Genau wie in Guantanámo Bay, sie haben überhaupt keine Rechte, keine Genfer Konventionen, bla bla bla. Da dachten wir, Mannomann – OK.«

Die meisten der MI-Angehörigen waren wie Gitmo Guy Soldaten. Da die Armee jedoch Ende des 20. Jahrhunderts relativ wenig nachrichtendienstliche Missionen verzeichnete, hatten sich die Reihen des MI bei Ausbruch des Irak-Kriegs erheblich gelichtet. Obwohl immer mehr MI-Soldaten eintrafen und Abu Ghraib zur größten Operation des MI seit dem Zweiten Weltkrieg machten, musste man daher zahlreiche Zivilisten von privaten Sicherheitsdiensten in Virginia anheuern, um die Lücken zu schließen, darunter Verhörspezialisten und Analytiker von CACI International (zu denen Big Steve gehörte), aber auch Dolmetscher für Arabisch von der Titan Corporation. Auch wenn viele dieser Zivilisten als Veteranen erfahrener – und alle bedeutend besser bezahlt – waren als die im Gefängnis stationierten MI-Soldaten, standen sie außerhalb der militärischen Befehlsstrukturen. Dennoch baute man auch sie in die »Tigerteams« ein, die aus einem Befrager, seinem Dolmetscher und einem Analytiker bestanden und den einzelnen Häftlingen für die Dauer der Verhöre zugeordnet blieben.

Oft schien es den MPs so, als wären die erteilten Anweisungen bewusst ebenso vage gehalten wie die Identität derer, die sie gaben. Pläne für Schlafentzug sollten schriftlich vorliegen, und das war auch meistens der Fall, doch die Durchführung überließ man weitgehend der Phantasie der jeweiligen MPs. Sergeant Jeffery Frost, der zur Tagschicht auf Ebene 1 A gehörte, sagte dazu: »Es lief alles nur mündlich – MI wies die MPs an, Gefangene vor dem Verhör weichzuklopfen, was alles Mögliche bedeuten konnte, von PT,

körperlichem Training, das schon sehr erschöpfte, bis dazu, sie ein paar Minuten lang anzuschreien und zu verunsichern.«

Bei der Militärpolizei sagt man gerne, MP stünde für »multi-purpose« – vielseitig verwendbar. Auf Ebene 1A gewann dieser Begriff eine neue Bedeutung. »Anfangs behandelte man uns als Babysitter, doch dann avancierten wir zu Mitgestaltern«, klagte Davis. »Man baute uns in den Plan ein.« Und es habe ihn sehr verärgert, nach sechs Dienstjahren als MP und im Rang eines Sergeant die Dreckarbeiten für den MI erledigen zu müssen, ohne den geringsten Rückhalt zu finden. »Sooft wir Fragen stellten oder bei unseren Vorgesetzten Themen dieses Zellenblocks ansprachen, lautete die Antwort stets: ›Tja, das ist Sache des MI, macht einfach, was die euch sagen‹«, berichtete er. »Alles ging kreuz und quer durcheinander, es war ein totales Chaos und Führungsversagen. Um unsere Pflicht tun zu können, sind wir darauf angewiesen, dass unsere Vorgesetzten die richtigen Entscheidungen treffen. Doch unsere Vorgesetzten haben uns ohne jede Hilfe einfach hängen gelassen.«

Doch gab nicht nur der MI Befehle. Die Insassen befanden sich teils im Gewahrsam der CID, teils in dem der OGA, also jener »Anderen Regierungsbehörden«, hinter denen sich gewöhnlich die CIA verbirgt, doch im Fall des Irak mochten es auch Stellen wie die Defense Intelligence Agency, das FBI, die Task Force 121 oder die Task Force 6–26 sein. »Wir bezeichneten sie nur als die Gespenster, weil man nie wusste, wer sie waren«, sagte Javal Davis. »Sie trugen keine Namensschilder, und sie durften ihre Bärte behalten.« Doch auch die OGA-Häftlinge konnten gespenstisch erscheinen – wurden weder förmlich aufgenommen, noch erhielten sie Nummern, sondern kamen mehr hineingespukt, gewöhnlich nachts, wurden auf Ebene 1A untergebracht, ein, zwei Tage lang verhört und verschwanden dann ebenso spukhaft wieder. Man erwartete, dass die MPs sich um sie kümmerten, ohne sie jedoch im offiziellen Papierkrieg zu erwähnen. »Nach dem Motto – hier ist dieser Bursche, tragt ihn nicht ein«, sagte Javal Davis. »Sperrt ihn nur in eine Zelle,

ohne sie zu markieren. Wenn das Rote Kreuz kommen sollte, dann versteckt ihn irgendwo.«

Mit bis zu zehn OGA-Gespenstern gleichzeitig unter insgesamt vierzig bis fünfzig Häftlingen auf der Ebene konnten die alltäglichen Routinen des Wachdienstes, wie etwa das Durchzählen des Insassenbestandes, schnell aus dem Ruder laufen. »Es gab sie, aber es gab sie nicht, sofern das nicht völlig sinnlos erscheint«, sagte Sergeant Joyner. »Sie waren da, doch sie waren nicht da.« Als ihm die Lust verging, sich fiktive Zahlen von realen Personen zu merken, besorgte er für den Dienstraum von Ebene 1A ein Tagebuch, in das die MPs danach neben den offiziellen auch die tatsächlichen Zahlen eintrugen – darunter die OGA-Bestände, manchmal einfach als »Andere« bezeichnet. Dieses Tagebuch wurde in der Folge zu einer Art Organisationschronik für Essensausgaben, Duschgänge, Haarschnitte, Zellendurchsuchungen, Disziplinarprobleme, medizinische Notfälle, Strom- und Wasserausfälle. Ihre Litanei kann Albträume verursachen. Endlos liest man von Erbrechen, Läusen, unterdrückten Gewaltausbrüchen, angedrohten oder vereitelten Suiziden, entdeckten Rasierklingen und gezückten Messern. Am aufschlussreichsten ist das Tagebuch jedoch als ein minuziöser Bericht über die ansonsten undokumentierten und oft zwielichtigen Ein- und Ausgänge, über die Forderungen der neuen MP-Vorgesetzten und über die enge Verstrickung von ranghohen MI- und MP-Offizieren in die Abläufe der Ebene.

Im militärischen Jargon lautet das erste Gesetz des Überlebens CYA: *cover your ass* – bring dich in Sicherheit. So fing Joyner an, Tagebuch zu führen, um sich zu schützen. »Wer weiß?«, sagte er. »Die könnten ja versuchen, mir etwas anzuhängen.« Und auf jeder Seite findet man Einträge wie diese:

> In Zelle 15 halten wir einen Insassen für den MI. … Er steht nicht auf der Liste. Soll nur über Nacht bleiben und nach Gespräch mit MI morgens nach Vigilant zurückgebracht werden.
> FBI-Beamte vernehmen OGA #8 im Treppenschacht.

Die vier neuen OGAs sind in Zellen 2, 4, 6, und 8. Sollen keinen Kontakt miteinander und mit irgendwem sonst haben – sollen nicht schlafen und sich nicht hinsetzen dürfen bis vom OGA-Personal gestattet. Außerdem heißt es, dass alle vier keinen Hunger und keinen Durst haben.
Erneut versucht, die folgenden ... zu entkleiden und dem PT zu unterziehen, wie in der durch Sgt. Joyner übermittelten Anweisung Oberst Jordans vorgeschrieben. Allerdings wurde diese von Hauptmann Brinson dahingehend geändert, dass sie mit Overalls bekleidet in den Zellen stehen sollen: Das wäre ihr PT.
Eingang OGA – sie wollen in den nächsten Tagen mit OGA in 1A-38 sprechen und brauchen dafür ein Schlafentzugsprogramm.
Sprach mit LTC Jordan über die Verlegung von MIs auf 1A, um Platz zu schaffen. MIs traten auch hier auf und ordneten Sonderbehandlung für Insassen an ... der heute früh reinkam.

GELEGENTLICH FORDERTE MAN DIE MPS AUF, einen Gefangenen freundlich zu behandeln – ihm eine bessere Mahlzeit oder ein Päckchen Zigaretten zu geben, als Belohnung respektive Anreiz für kooperatives Verhalten beim Verhör, doch gewöhnlich meinten die Vernehmungsbeamten mit »Sonderbehandlung« eine Strafe: Ihm die Matratze zu entziehen, PT durchzuführen, ihn wach zu halten, ihm die Kleidung abzunehmen. »Normalerweise sagte der MI, ›Dieser Bursche trägt einen Tag lang, drei Tage lang oder bis er sich entscheidet, mit uns zu kooperieren, nur einen Slip‹«, berichtete Frost. In der Vorratszelle von Ebene 1A habe ein großer Pappkarton nur mit Schlüpfern gestanden. Alle in Plastikhüllen. »Sie waren lila«, sagte Frost. »Sahen fast aus wie Bikinihöschen – zwar nicht gerade Stringtangas, aber auch keine richtigen Unterhosen. Man sah das halbe Gesäß, ungefähr wie bei Bikiniunterteilen der siebziger Jahre. Ziemlich knapp also, und an Männern nicht wirklich hübsch.«

Frost hielt die Sache mit den Slips für »etwas schräg, aber irgendwie auch sinnvoll«. Offenbar habe man Häftlinge entmännlichen wollen, und dafür eigneten sich lilafarbene Schlüpfer noch besser als die Entblößung. »Ich habe zwar keine Ausbildung in Verhörtechnik und auch nichts darüber gelesen«, sagte er. »Aber ich vermute, dass Demütigung eine Taktik ist, um jemanden zur Kooperation zu zwingen.« Nicht, dass es jemanden interessiert hätte, was er meinte. »Wir hatten bei dem, was sie uns auftrugen, nichts zu sagen«, erklärte Frost. »Es war klar, dass der MI den Ton angab.« Doch wenn es um die Einzelheiten des PT oder des Schlafentzuges ging, so Frost, »lag der Vollzug weitgehend in unserem Ermessen«. Man konnte Häftlinge zwanzig Minuten am Stück Liegestütze oder hockenden Entengang machen lassen, konnte eine Sirene über Megaphon abspielen oder sie bis zur Heiserkeit anschreien.

»Ich fing an, Rap aufzulegen«, sagte Javal Davis. »Ich schloss statt des kleinen Lautsprechers ein Megaphon an und spielte meine ganze Schicht lang Rap-Musik mit voller Dröhnung. Zum Beispiel immer wieder den Titel ›Hip Hop Hurray‹: ›Hip hop hurray, ho‹, so ähnlich geht der. Nach einer Weile sangen die Irakis mit, ›Hey, ho‹. Also spielte ich Heavy Metal und legte von Metallica ›Enter Sandman‹ auf, diesen sehr schrillen Song.« Davis selbst habe Ohrstöpsel und Lärmschutzkopfhörer getragen, um bei höchster Lautstärke die ganze Nacht lang ein finsteres Schlaflied ertönen zu lassen: »Sleep with one eye open … If I die before I wake/Pray the Lord my soul to take/Hush little baby, don't say a word/And never mind that noise you heard.«

»Sie schrien, ›O wie furchtbar‹«, erzählte Davis, »doch nach einer Weile waren sie auch dafür taub. Vermutlich hatte die Gitarre, die A-Seite, sie so sehr betäubt, dass sie schlafen konnten. Also legte ich Country Music auf. Das funktionierte. Das ertrugen sie gar nicht. Also ging es: ›Au, mein Gott, Allah, Allah! Aufhören!‹ Das war also genau die richtige Musik für mich. Es war Clint Black. An den Titel kann ich mich nicht mehr entsinnen. Ich weiß nur noch, dass es etwas Langsames war. Er sang von seinem ›Doggie‹ oder

so ähnlich. Country Music hat viele Fans, doch nicht in diesem Zellenblock! Wenn die Verhörbeamten sie abholen kamen, gingen sie mehr als gerne mit.«

Wenn das Tigerteam einen Häftling in die Mangel nehmen wollte, unterzogen die MPs ihn in der Regel einer Leibesvisitation und brachten ihn zum »Holzplatz«, meist nur »Holz« genannt, direkt vor ihrem Gebäude: sechs oder acht Verhörbuden aus Sperrholz, mit Plastikstühlen und Plastiktischen, einem in den Boden eingelassenen Metallring mit Ösen, an denen man Fesseln befestigen konnte, und Einwegscheiben für Beobachter, die vom Gang aus zuschauen wollten. Aber besonders bei Nacht verrichteten einige Verhörbeamte ihren Dienst lieber auf der Ebene selbst, in den Zellen, in den Duschen oder in einer Kammer unter dem Treppenabsatz. »Dann hängten sie ein Laken über die Tür, und man hörte stundenlang nur noch Schreien, Klatschen, Schlagen und weiteres schrilles Schreien«, erzählte Davis. »Wenn sie acht oder zehn Stunden später fertig waren und den Jungen wieder rausbrachten, war er entweder nicht mehr ganz bei sich oder bewusstlos. Du brachtest ihn wieder in die Zelle, und sie sagten, ›OK, der bekommt keinen Schlaf. Schüttet kaltes Wasser über ihn. Wir befragen ihn morgen weiter‹.«

DIE MPS IM MI-BLOCK erfuhren nie die Namen der Gefangenen. Offiziell bezeichneten sie die Häftlinge mit den fünfstelligen Registrierungsziffern, aber das System war verwirrend: Einige Insassen hatten bei ihrer Verlegung von einem Lager ins andere auf dem Weg nach Abu Ghraib mehrere Nummern erhalten, andere trugen eigene MI-Nummern, die nicht der Datenbank der MP entsprachen. Abgesehen davon waren diese Zahlen sinnlos: Da sie nichts über die Person aussagten, konnte man sie sich ja kaum merken. Deshalb gaben die Soldaten den Gefangenen Spitznamen, die sich an ihrem Aussehen und Verhalten orientierten. Ein Häftling, der sich ein Messer gebastelt und versucht hatte, jemanden zu erstechen,

hieß Shank. Ein anderer, der mit einer Rasierklinge auf einen MP losging, hieß Slash. Ein Gefangener, der sich und seine Zelle ständig mit Wasser besprühte und dauernd um einen Besen bat, hieß Mr. Clean, und einer, der seine Zelle wiederholt unter Wasser gesetzt hatte, Swamp Thing.

Einen Mann nannten sie Smiley, einen anderen Froggy, einen dritten Piggy und einen vierten Twitch wegen seiner Gesichtszuckungen. Einer hatte an der einen Hand bis auf den Daumen keine Finger mehr, und ihn nannten sie Thumby – nicht zu verwechseln mit dem riesenhaften Claw oder Dr. Claw, dessen eine Hand zur Klaue erstarrt war. Derjenige, den sie Santa Claus nannten, hieß auch Snowman, und einen Dürren nannten sie Gus, wenn auch niemand wusste, warum, manchmal auch Mr. Burns, nach dem hageren Schurken aus *The Simpsons*. Einer hieß Taxi Driver, weil man ihn am Steuer einer Droschke festgenommen hatte, und daneben gab es einen Gilligan, der Sergeant Hydrue Joyner zufolge seinem TV-Namensvetter aufs Haar glich, nur dass er eben Iraker war – »man brauchte ihm nur das Hütchen aufzusetzen«.

Der für die Tagschicht auf Ebene 1A verantwortliche Sergeant Joyner rechnete es sich hoch an, die Spitznamen für viele der Gefangenen erfunden zu haben. »Ich hatte einen Häftling mit wirklich schlechtem Mundgeruch, den ich deshalb Yuck Mouth nannte. Dann hatten wir einen – wahrscheinlich den größten Iraker, den ich je gesehen habe –, dessen Nase mich an Big Bird aus der *Sesamstraße* erinnerte, also nannte ich ihn so. Es gab auch einen Trap Jaw mit extrem scharfen Zähnen, der aussah, als könne er einen Backstein zerbeißen. Einen nannte ich Gomer Pyle*, aber nur aus Spaß. Das war ein großer weißer Iraker, und da wusste ich noch nicht, dass es so große weiße Iraker gibt.« Solche Spitznamen machten die Gefangenen bekannter, als das Ziffern je hätten bewirken können, gleichzeitig jedoch auch zu Witzfiguren, die auf angenehm entlas-

* Eine von Jim Nabors gespielte Witzfigur aus der amerikanischen Fernsehkomödie *The Andy Griffith Show* (A.d.Ü.).

tende Weise fiktiv blieben. »Na gut, es war ein Knast, aber warum sollte man nicht auch im Knast lachen können?«, sagte Joyner. »Ich hoffe, das ist kein Verbrechen.«

Javal Davis war ganz für das Lachen, und besonders liebte er den Galgenhumor. Das Problem war nur, dass er nachts Häftlingen furchtbare Dinge antat und das auf diese Weise auch selbst ertragen musste. Zwar konnte man sich daran hochziehen – Davis hatte etwas Gewaltsames in sich, und er merkte, dass das Eindreschen auf Menschen, gegen die er persönlich nichts hatte, ihn zunehmend in eine diffuse Wut versetzte –, aber so weit brachte einen die Aggression nur, bis die Depression sie eingeholt hatte. Es gab ja viele Möglichkeiten, einen Häftling nach den Anforderungen des MI zu quälen, und meistenteils war gar nichts lustig daran.

»Gerüche«, sagte Davis. »Steck sie in eine Zelle mit verstopfter, vollgelaufener Toilette. Dort stinkt es nach Pisse und Scheiße. Es macht einen wahnsinnig.« Und dann die Ernährung. Man konnte die Mahlzeiten ständig verschieben oder einfach zurückhalten. Die Häftlinge aßen die gleichen Fertiggerichte wie die Wärter, doch man konnte ihnen den Löffel oder alle Beilagen verweigern. »Wenn es Salisbury Steak gab, kriegten die nur das Steak: ohne Reis, ohne Soße, ohne Nachtisch und ohne Saft – nur das Steak, und das war's«, sagte Davis. »Bis zum Verhör waren sie halb verhungert, und dann hieß es, ›Also gut, wir geben euch später mehr zu essen, wenn ihr redet‹.«

Man konnte auch gezielt Schmerzen zufügen. »Es gab Stresspositionen, die ließen sich weiter verschärfen. Manche mussten stundenlang stehen. Auf einer Kiste. Eine Kiste gerade vor sich halten. Oder seitwärts Wasserflaschen. Oder den elektrischen Stuhl: Rücken an die Wand, die Knie im rechten Winkel und so bleiben. Mit Handschellen hinter dem Rücken sehr hoch oben in äußerst unbequemen Stellungen anketten, oder gebückt«, sagte Davis. »Dann hatten wir das Untertauchen. Wir steckten die Leute in Mülltonnen und füllten diese mit Eiswasser auf. Oder wir stellten sie, wenn es draußen fror, nackt unter die Dusche, öffneten das Fenster und

sahen zu, wie sie in sich selbst verschwanden, bevor der Kälteschock einsetzte.«

Und selbstverständlich konnte man diese Maßnahmen kombinieren. »Mohammed in Zelle 68 macht Probleme, und sie haben beschlossen, ihn wach zu halten«, sagte Megan Ambuhl. »Und sie wollen haben, dass er steht. Er soll alle vier Stunden nur fünfzehn Minuten schlafen dürfen oder so ähnlich, und während dieser fünfzehn Minuten kommen sie wahrscheinlich, um ihn zu verhören. Oder da kriegt er sein Essen. Man lässt ihnen nur, sagen wir fünfzehn Minuten – die genaue Frist weiß ich nicht mehr –, um ihre Fertiggerichte zu essen, doch wenn er zurückkam, war die Frist abgelaufen. Also war sein Essen dahin, und er war gerade rechtzeitig zurück, um wach bleiben zu müssen.«

Es war »von Anfang an Gitmo«, sagte Davis. »Ich habe nichts davon erfunden. Das wurde uns alles so vorgegeben. Ich bin nicht morgens aus dem Bett gesprungen und habe gesagt, ›He, ich will einen Häftling zusammenschlagen‹ oder ›He, ich will Leute mit Eis bewerfen‹, oder ›Los, ich will laute Musik spielen‹. Wer hätte denn an so was gedacht?«

JAVAL DAVIS WAR 1994 noch während des Studiums in die Heeresreserve eingetreten. Der Drill des Reserveoffizier-Ausbildungskorps hatte ihn beeindruckt – »das Salutieren, Kehrtmachen, das sehr zackig wirkte, die Rangordnung, die Disziplin und alles« –, und er sagte, »Ich hoffte, einen Beruf zu erlernen, auch fürs College zu profitieren, etwas schneller voranzukommen als meine Kommilitonen, Mäßigung zu üben, erwachsen zu werden.« Er sah es als eine Ehre und als ehrenwert an, seinem Vaterland zu dienen, und war bereit, seine Grundrechte zu schützen. »Besonders nach dem 11. 9.«, betonte er. Er war in Roselle, New Jersey, zur Welt gekommen und aufgewachsen, also direkt gegenüber dem New Yorker Hafen mit den Türmen des World Trade Center. Er hatte Bezirks- und Landeswettbewerbe

im 110-Meter-Hürdenlauf gewonnen und gehofft, eines Tages in Roselle als Polizist oder in New Jersey als Nationalgardist dienen zu können. »Und so etwas in der eigenen Heimat passieren zu sehen«, sagte er, »das gab noch einen zusätzlichen Antrieb.«

Doch nach vier oder fünf Nächten des Betriebes auf den Ebenen 1A und 1B des harten Kerns von Abu Ghraib, so Davis, »wollte ich nur zurück«. Stattdessen versetzte Sergeant Frederick ihn in einen der CPA-Zellenblocks, die Ebenen 3A und 3B, wo er für vierhundert Gefangene verantwortlich war, die als mutmaßliche Straftäter dort einsaßen, jedoch weder eine Anklage noch einen Haftprüfungstermin erhalten hatten, so dass sie genauso erbost darüber waren wie er, dort sein zu müssen. »Also improvisierte ich«, sagte Davis. »Ich suchte mir einen Häftling, der Englisch sprach, und trug ihm auf: ›Übersetze denen alles, was ich sage. Ihr lebt in Zellen. Ich lebe in einer Zelle. Ihr esst Mistzeug. Auch ich esse Mistzeug. Ihr wollt nach Hause. Zum Teufel, auch ich möchte wissen, wann ich wieder nach Hause kann. Ich weiß nicht mal, wann das sein wird. Ihr seid eingesperrt. Auch ich bin hier eingesperrt. Ihr könnt eure Angehörigen nicht sehen. Auch ich kann meine Angehörigen nicht sehen.‹ Von da an redeten sie mit mir.«

Um sein Ansehen aufzupolieren und etwas Fett zu verbrennen, habe Davis sich ab und zu den Oberkörper frei gemacht und seinen neuen Schutzbefohlenen ein paar Übungen vorgeturnt. Er schaffte dreißig Klimmzüge am Stück und hundert Liegestütze, und wenn er fertig war, ließ er jedes Mal einige Insassen gleichzeitig aus den Zellen und versprach denen, die das überboten, Zigaretten. Zwar musste er dabei nicht viele Zigaretten hergeben, aber die Gefangenen hätten das Wetteifern genossen. Er organisierte regelmäßige Gebetsstunden für sie, und im Laufe der Zeit lernte er passabel Arabisch, was sie ebenfalls zu schätzen wussten. Doch manchmal, wenn das Gefängnis unter Beschuss geriet und die Granaten einschlugen, hätten die Häftlinge seiner Ebenen zu psalmodieren angefangen – »Unsere Seelen, unser Blut opfern wir dir, o Saddam.« Das jedoch war etwas, das Davis nicht ertragen konnte. Es machte ihm Angst,

sagte er, und in der Folge schüchterte er die Gefangenen derart ein, dass sie dies nicht mehr wagten.

Davis stand in dem Ruf, die Gefangenen auf seinem neuen Posten genauso laut und ausfallend anzubrüllen wie zuvor im MI-Block. Einige der MPs vom harten Kern sagten aus, er hätte den Insassen lebhaft geschildert, was er mit ihren Frauen und Müttern treibe, und ihnen angedroht, sie auf ähnliche Weise heranzunehmen. Es gab auch Geschichten darüber, dass er seine Waffe gezogen, die Projektile herausgenommen und den Häftlingen vorgezählt habe: Das ist für dich und das für dich. Das wusste sowohl Sergeant Frost als auch Sergeant Frederick, und Letzterer fügte hinzu, von Zeit zu Zeit, wenn sie neue Häftlinge aufnahmen, habe Davis dem einen oder anderen in die Nierengegend geschlagen.

Davis sprach nicht über diese Dinge, gab jedoch auch nicht vor, seine Wut und Aggression im MI-Block zurückgelassen zu haben. Ja, es zog ihn sogar immer wieder dahin. Er war nicht der einzige Soldat, der offiziell nichts auf Ebene 1A zu suchen hatte, aber im Lauf der Nacht gern dort vorbeischaute und eine Weile blieb. Im Dienstraum gab es immer heißen Kaffee und eine ganze Reihe von Verlockungen – Snacks, Käse mit Crackern, Ramen-Nudeln, all die Beilagen und Extras, die man aus den Fertiggerichten der Insassen entnommen hatte –, und auf 1A war immer was los. Davis hatte nicht vergessen, wie tief es ihn erschütterte, als er zum ersten Mal mit hineingeriet. »Doch dann«, sagte er, »im Lauf der Zeit – wenn man es tagein, tagaus jeden Tag sah und miterlebte, wie die Buschen vom MI und einige der OGA-Männer hereinkamen, lachten und scherzten, als ob das ein Spaß wäre –, nach einer Zeit gewöhnte ich mich genauso daran. Wie, Mann, schau mal dieser Bursche. Ich wette, du willst jetzt keine Amerikaner mehr in die Luft sprengen. Ich wette, du willst jetzt nicht mehr kommen und auf uns schießen. Oder du spielst den Mitleidigen und sagst, ›He, zieht dem Burschen keine Schlüpfer an, das ist doch ein erwachsener Mann, was zum Teufel macht ihr?‹ bis hin zu ›Ja, jetzt hast du den Schlüpfer an, Bruder. Schämst du dich jetzt nicht?‹«

Davis spürte, dass das, was er im MI-Block tat und sah, moralisch daneben war. »Aber es war ja seitens der Führung abgesichert und genehmigt – wir sind im Krieg, das ist der Militärische Nachrichtendienst, und so geht der vor –, und es ist eben ein Job«, sagte er. »Also stumpfst du ab, und nichts ist. Es wurde einfach zur Norm. Du siehst es – es ist Scheiße. Es ist Scheiße, in deren Lage zu sein. Und das war's. Du machst weiter.« Er sagte sich, dass es für einen Iraker immer noch viel besser war, ein Häftling der Amerikaner auf Ebene 1A zu sein, als für einen Amerikaner, den irakischen Aufständischen in die Hände zu fallen. Und er sagte: »Wer nicht selbst in dieser Lage ist, kann das nicht verstehen. Wenn du aber selbst da warst, wirst du es höchstwahrscheinlich begreifen. So musste ich das damals sehen.«

9.

AUCH SABRINA HARMAN SPÜRTE, dass sie in Abu Ghraib zunehmend abstumpfte, zugleich jedoch erschreckte es sie, immer wieder aufs Neue erschüttert werden zu können. »Am Anfang siehst du jemanden nackt«, sagte sie, »und der hat Unterwäsche auf dem Kopf, und du denkst, o, das ist ziemlich übel – ich traue meinen Augen nicht. Und dann legst du dich ins Bett, kommst am nächsten Tag zurück und siehst etwas noch Schlimmeres. Na, dann scheint es dir, dass das am Vortag doch gar nicht so schlimm war.«

Harman tat in der Nachtschicht des harten Kerns Dienst als Springer und half aus, wo man sie gerade brauchte. Sie begann in einem der Zellenblocks für irakische Straftäter. »An den ersten Tag kann ich mich wirklich nicht erinnern«, sagte sie. »Ich weiß nur noch, dass ich auf Ebene 1A und 1B arbeitete. Als Erstes fiel mir vermutlich dieser Bursche auf – er hatte Unterwäsche auf dem Kopf, war rücklings mit Handschellen an ein Fenster gekettet, und sie bedrängten ihn ziemlich hart. Da fing ich an, Fotos zu machen.« Es handelte sich um den Gefangenen des MI, den sie Taxi Driver nannten. Bis auf die über den Kopf gestülpte Unterhose war er nackt. Das angewandte Zwangsmittel – die Hände rücklings gefesselt und über Schulterhöhe gezogen, so dass der Häftling mit gesenktem Kopf vornübergebeugt stehen musste und das ganze Gewicht an den Handgelenken zerrte – bezeichnet man nach dem Einsatz in israelischen Gefängnissen als palästinensisches Hängen. Am späteren Abend legte man Taxi Driver in ein Bett, und dort machte Harman eine weitere Aufnahme von ihm. Danach sah sie einen weiteren Häftling, der voll bekleidet auf seiner Pritsche lag, und schoss auch von ihm ein Foto.

Zwar hatte, so weit Harman wusste, bis dahin auf Ebene 1A

sonst niemand fotografiert. Doch überraschte sie es nicht, als sie später ein wenige Tage zuvor entstandenes Bild sah, das einen auf dem Gang mit Handschellen an die Gitterstäbe seiner Zellentür gefesselten nackten Mann zeigte. Sergeant Frederick besaß eine Kamera, ebenso Korporal Charles Graner, der eben erst angekommen war, um Javal Davis als den verantwortlichen Unteroffizier für die Nachtschicht des MI-Blocks abzulösen, und schon nach Harmans erster Nacht hatten diese drei mindestens fünfundzwanzig Fotos gemacht. Auf den meisten der Bilder sieht man nackte Einzelhäftlinge in Stresspositionen: an Zellengitter gefesselt, auf dem Rücken oder Bauch liegend gekrümmt an Bettgestelle gekettet. Einige der Gefangenen sind mit Sandsäcken, andere mit Unterhosen vermummt. Ein Mann liegt ungefesselt mit dem Gesicht nach unten nackt auf einem Estrich. Mehrere Fotos zeigen eine Reihe von Gefangenen, die in orangeroten Overalls auf dem Gang Liegestützen machen, und auf einem erkennt man Sergeant Frederick im Hintergrund stehend. Jedoch scheint sich keine der abgebildeten Personen des Fotografiertwerdens bewusst zu sein; auch deshalb vermitteln die Aufnahmen etwas extrem Trostloses, eine Stille, in der obendrein jede erkennbare Einstellung zu der Szenerie fehlt, so dass sie wirken wie gestohlene Anblicke von Männern in einer infernalischen Plastik.

Harman erklärte, sie habe angefangen zu fotografieren, was sie sah, weil sie es so unglaublich fand. »Wenn ich auf Sie zukäme und sagen würde, ›He, das und das geht da vor sich‹, würden Sie mir wahrscheinlich nicht glauben, es sei denn, ich könnte Ihnen etwas zeigen«, meinte sie. »Wenn ich also sagte, ›He, das und das geht da vor sich. Sehen Sie her, ich kann es beweisen‹, dann könnten Sie das wohl nicht mehr bestreiten.« Das war der Impuls, sagte sie: »Einfach zu zeigen, was vor sich ging und was mit Erlaubnis geschehen durfte.«

AN DEM ABEND, als Harman im harten Kern Fotos zu machen begann, schrieb sie nach Hause:

Kelly,
die Tage sind lang hier, Zwölf-Stunden-Schichten. Im Gefängnis hatten wir die letzten beiden Nächte Ruhe, doch in der Nacht davor explodierte wieder ein IED. Es wurde niemand getötet, aber ein weiterer Humvee zerstört. Unsere Einheit hat nichts mit Granaten oder IEDs zu tun – bislang jedenfalls. Allerdings fürchte ich mich, das Gelände zu verlassen, um etwas weiter im Süden telefonieren zu gehen: Sie bringen diese IEDs auf den Straßen an und zünden sie, wenn du gerade vorbeifährst. Ein unvergessliches Geräusch …
Die Delikte unserer Häftlinge reichen von Diebstahl bis Mord an einem US-Soldaten. Bis das Rote Kreuz kam, zog der MI einigen Gefangenen auch Frauenschlüpfer an, um sie zum Reden zu bringen. Ziemlich lustig, aber die erklärten das für »grausam«. Ich sehe das nicht ein. Man hat ihnen ja nichts angetan. Wir haben sogar den Leibwächter von Saddams Söhnen hier. … Junge, hat der seinen Beruf verfehlt! Die Arbeit mit den Gefangenen nervt, weil die alle irgendwelche Makel haben. Es gibt Leute mit Ausschlag am ganzen Körper, und jeder, der mit ihnen die Zelle teilt, kriegt das auch. … Ich hatte mich zu früh gefreut! Jetzt ist es 3 Uhr, und draußen hört man ein Feuergefecht. Hier wird es nie Ruhe geben! Wir haben Typen mit TB! Das ist Mist, weil auch wir uns anstecken können. Einige haben Geschlechtskrankheiten. Was auch immer. Es ist nur eklig!
Das Essen stinkt mir. Ich lebe von Nudelterrinen – das sind meine Mahlzeiten. Was die einem hier vorsetzen, sind in Schachteln abgepackte T-REX. Sollte ich wieder nach Hause kommen, Junge, dann werde ich essen!

In der nächsten Nacht tat Harman wieder Dienst im MI-Block, und sie schrieb erneut:

20. Oktober 03 – 24:29 Uhr
Kelly,
im Gefängnis fiel der Strom aus, also saßen wir im Dunkeln – in einem Gefängnis! Heute bin ich für die Jungen bis achtzehn zuständig. Ich höre: Misses! Misses! Also gehe ich runter und richte meine Taschenlampe auf diesen Sechzehnjährigen, der dasitzt und mit seinen Sandalen Ameisen erschlägt. Nun sind das irakische Ameisen, RIESENGROSS! So groß, dass sie den Haushund wegtragen und dir dabei noch den Stinkefinger zeigen könnten! RIESENGROSS! Und der arme Bursche wird von Hunderten angegriffen. Alle Ameisen des Gefängnisses sind über die Zelle dieses einen Jungen hergefallen und wild entschlossen, sie zu übernehmen. Mir fiel nichts anderes ein, als Lysol zu sprühen, doch da kicherten die Ameisen nur und machten weiter. Da waren wir also, der Junge auf der einen Seite der Zelle und ich auf der anderen, im Dunkeln, nur mit einer kleinen Taschenlampe, und erschlugen mit unseren Schuhen Ameisen. ... Arme Kinder. Vor diesen Ameisen habe sogar ich Angst.
Das also war der Beginn meiner Schicht. Sie zogen gerade »die abgefuckten« Gefangenen aus und ketteten sie mit Handschellen an die Gitter. Ein ziemlich trauriger Anblick. Ich muss über sie lachen und bewerfe sie mit Mais. Irgendwie habe ich Mitleid mit diesen Burschen, obwohl man ihnen vorwirft, US-Soldaten getötet zu haben. Wir demütigen sie, schlagen aber nicht zu, und das ist ein Plus, obwohl ich sicher bin, dass es ihnen am liebsten wäre, wenn wir sie töten würden. Sie schlafen eine Stunde, dann wecken wir sie durch Brüllen – halten sie eine Stunde wach, dann wieder eine Stunde Schlaf, dann wieder wecken und so fort. Das geht 72 Stunden so weiter, wenn wir sie in die Mangel nehmen. Die meisten waren

so verängstigt, dass sie sich bepissten. Es ist traurig. Es ist etwas schlimmer als zum Beispiel die Grundausbildung: nackt und in Handschellen dazustehen …
Doch wir haben Bilder gemacht, die müsstest Du sehen! Man hat ihnen in Chilisoße getunkte Sandsäcke über den Kopf gestülpt. Okay, das ist garstig, aber diese Typen haben Info, und wir versuchen, sie zum Reden zu bringen, das ist alles, wir machen das nicht mit allen Häftlingen, sondern nur mit den paar, die wir hier haben, etwa dreißig bis vierzig, und das ist nicht viel. Letzte Nacht um 3, als ich Dir schrieb, das Feuergefecht … drei Tote und sechs Verwundete – Iraker.
… Es ist Zeit, sie wieder zu wecken!!!

Und am Abend desselben Tages, in ihrer nächsten Nachtschicht, schrieb Harman:

20. Okt. 03
22:40 Uhr
Kelly,
gut, ich mag das nicht mehr. Am Anfang war es lustig, aber diese Leute gehen zu weit. Letzte Nacht habe ich zu schreiben aufgehört, weil es Zeit wurde, diese MI-Häftlinge zu wecken und »ihnen einzuheizen«, doch es ging so weit, dass ich nicht mehr damit fertig werde. Ich komme nicht darüber hinweg. Nachdem ich kräftig in die Trillerpfeife geblasen und mit dem Knüppel gegen die Zellengitter gedonnert hatte, laufe ich die Treppe runter und finde »den Taxifahrer«, dem man die Unterwäsche um den Kopf und das Gesicht gewickelt hatte, nackt und rückwärts an sein Fenster gekettet. Er sah aus wie das Leiden Christi. Zuerst musste ich lachen, also lief ich weiter, holte die Kamera und machte ein Bild. Einer der Jungs nahm meinen Knüppel und fing an, damit an seinem Schwanz zu »stochern«. Wieder dachte ich, okay, das ist lustig, doch dann fiel mir heiß ein, dass es eine Form von sexueller

Belästigung ist. So was darf man nicht tun. Ich machte weitere Aufnahmen, jetzt um »festzuhalten«, was vor sich geht. Sie fingen an, den Mann zu verhören, und anfangs redete er. »Ich bin nur Taxifahrer, ich habe nichts getan.« Er behauptet, dass er nie vorhatte, US-Soldaten zu verletzten, sondern nur die falschen Leute beförderte. Danach verstummte er plötzlich. Sie schalteten das Licht aus, schlugen die Tür zu und überließen ihn sich selbst, um zur Zelle 4 hinunterzugehen. Den Mann dort hatten sie so zugerichtet, dass er zu schreien und zu weinen anfing, als sie einen Fuß durch die Gitterstäbe packten. Nach Anbetung Allahs stöhnt er den ganzen Rest der Nacht alle paar Sekunden kurz au, au. Ich weiß nicht, was sie mit dem gemacht haben. Der Erste blieb für anderthalb bis zwei Stunden mit Handschellen gefesselt, bis er nach Allah zu schreien begann. Danach gingen sie wieder rein und ketteten ihn, in der Mitte stehend, mit ausgebreiteten Armen ans oberste Bett. So hielt er etwas mehr als eine Stunde still, bis er erneut nach Allah schrie. Nur wenige Leute wissen, welche Scheiße hier abgeht. Ich will jetzt nur noch hier bleiben, um Bilder zu machen und zu beweisen, dass die US nicht das sind, wofür sie sich halten. Ich weiß aber nicht, ob ich das seelisch verkrafte. Was wäre, wenn ich in deren Haut steckte? Diese Leute werden unsere Terroristen der Zukunft sein. Kelly, es ist schrecklich, und Du kannst Dir vorstellen, wie mich das fertigmacht. Beide Hälften von mir sagen, dass es falsch ist. Ich dachte immer, ich könnte alles aushalten. Das war ein Irrtum.
Sabrina

ZWAR HIESS SABRINA HARMAN im harten Kern Abu Ghraibs bei niemandem mehr Mutter Teresa, galt aber sogar im MI-Block weiter als der gute Geist der Einheit – offenbar keine Anführerin, doch auch nie eine wahre Mitläuferin, mehr so etwas wie eine Mitgezogene:

die unsoldatische Soldatin. Mit dem Namen Harman assoziierte Graner als Erstes die Eigenschaft »unschuldig«, und gewiss sah sie selber sich ebenso, auch als sie tief in der Verderbtheit der Ebenen 1 A und 1 B eintauchte. Auf diese Weise gelang es ihr in den Briefen jener ersten Nächte, in denen sie ihre Reaktionen auf die Entwürdigung der Gefangenen und ihre Mitwirkung daran schilderte – schwankend zwischen kindlichem Spott, lässiger Aufschneiderei, Mitgefühl, Grausamkeit, Lustkitzel, Selbstrechtfertigung, Selbstzweifel, Empörung, Identifikation und Verzweiflung –, sich nach und nach aus den skizzierten Szenen herauszuwinden. Am Ende ihrer Ergüsse hatte sie sich als Außenseiterin in Abu Ghraib neu positioniert, als kopfschüttelnde Beobachterin und Berichterstatterin, und in dieser Rolle konnte sie sich auch vor ihrer Frau reinwaschen. In dieser Rolle bewahrte sie sich ihr Gefühl der Unschuld.

Harman schrieb, sie wolle bleiben, um Bilder zu machen, und sie stellte sich vor, ein Exposé zu verfertigen – »um zu beweisen, dass die USA nicht das sind, wofür sie sich halten«. Das war eine abstrakte Idee, und sie hatte nur eine vage Vorstellung davon, wie sie das veröffentlichen würde und welche Konsequenzen es haben könnte. Sie schrieb, sie wolle die Bilder nach ihrer Rückkehr aus dem Irak und Entlassung aus der Armee an CNN weiterleiten, ohne sich jedoch als Nestbeschmutzerin im Wartestand auszugeben. Vielmehr wollte sie sich vom Vorwurf der Mittäterschaft bei einem Verhalten entlasten, das sie für Unrecht hielt, und es ohne persönliche Schuldzuweisung oder Bezichtigung von Einzelnen lediglich aufdecken. Deshalb habe sie am Anfang – während der ersten Wochen im harten Kern – nur fotografiert, was den Gefangenen angetan wurde, ohne Kameraden mit aufzunehmen. Auf jenen Bildern fungieren die Soldaten beim Martyrium der Insassen gleichsam als die »unsichtbare Hand«, so dass man sich, wie im Fall von Tatortfotos, die nur Opfer zeigen, fragen muss: Wer war der Täter?

»Ich wollte niemanden bloßstellen«, sagte Harman, »sondern nur mit einem Exposé zeigen« – erneut dieser Begriff –, »was alles zulässig war, was das Militär Menschen anzutun erlaubte.« Sie

wollte mit anderen Worten eine skandalöse Politik aufdecken. Und indem sie derart in die Journalistenrolle schlüpfte, hatte sie eine Methode gefunden, ihre Dienstzeit in Abu Ghraib zu absolvieren, ohne sich als Instrument dieser Politik betrachten zu müssen. Doch hatte Harman die Rolle als Zeugin bei der Drecksarbeit auf Ebene 1A nicht ganz frei wählen können: Sie war ihr auch zugeteilt. Von einer Frau erwartete man nicht, dass sie Gefangene in Stresspositionen fesseln oder anderweitig überwältigen würde; eher sollte sie allein durch ihre Gegenwart dazu beitragen, dass Opfer sich ohnmächtig und ausgeliefert fühlten. Damit diente sie als ein Mittel der Demütigung. »Wenn ich Insassen rausholte und dem PT unterzog«, sagte Graner, »und sie nackt oder halbnackt waren, wollte ich Harman zuzeiten dabei oder in der Nähe haben, damit die wussten: He, da ist eine Frau, und die sieht zu – wie man es eben von uns erwartete.«

Die MPs wussten sehr wenig über ihre Gefangenen und ihren kulturellen Hintergrund, und sie kümmerten sich auch nicht weiter darum; doch in Fort Lee hatten sie bei der Vorbereitung ein »interkulturelles Training« erhalten und daraus das – von MP-Angehörigen laufend verstärkte – Axiom mitgenommen, dass arabische Männer sexuell prüde sind und es insbesondere kaum ertragen können, in der Öffentlichkeit, zumal vor Frauen, nackt erscheinen zu müssen. Nichts leichter also, um einen Araber zu brechen, als ihn auszuziehen, zu fesseln und von einer – wie Graner die Rolle Harmans benannte – »Zuschauerin« auslachen zu lassen. Insofern setzte man Amerikanerinnen im MI-Block ähnlich ein, wie Major David DiNenna es über Hunde sagte – als »Kräftevervielfacher«. Harman verstand das, denn auch sie zeigte sich nicht gerne nackt in der Öffentlichkeit. Auf die Häftlinge mag es zusätzlich demütigend gewirkt haben, auch noch geknipst zu werden, doch für Harman war das Fotografieren eine Methode, von ihrer eigenen Demütigung in dem Vorgang abzulenken – indem sie ihre Position als Zuschauerin einnahm.

Ihre Briefe an Kelly dienten einem ähnlichen Zweck. »Womög-

lich wirkte das Schreiben nach Hause entlastend, half mir zu vergessen, was geschah«, sagte sie. Doch Momente später fügte sie hinzu: »Ich habe alle meine Gedanken zu Papier gebracht. Das ist die einzige Art, wie ich mich erinnern kann, nämlich mit Briefen und Fotos.« Zwar klingen diese Bemerkungen etwas widersprüchlich, aber Harman schien das Gedächtnis als einen externen Speicher aufzufassen. Indem sie Eindrücke auf Dokumente übertrug, Erlebnisse in Artefakte umwandelte, konnte sie das alles aus ihrem Inneren löschen. Schließlich habe sie auf diese Weise bei dem zugeschaut, was sie und andere mit den Häftlingen von Ebene 1A veranstalteten. »Alles erschien mir wie im Fernsehen und nicht als etwas wirklich selbst Erlebtes. Es ist einfach etwas, das man sieht, ohne dass es real wäre.«

REAL ODER IRREAL, Mittäterin oder Zuschauerin, Demütigende oder Gedemütigte, überreizt oder abgestumpft: Auch wenn Harman keine niederen Beweggründe hatte, schien sie zu begreifen, dass das einen selbst unter den bösartigen Bedingungen des MI-Blocks kaum gutartig machte. Nicht fähig oder nicht bereit, das Beunruhigendste und das Ansprechendste ihrer Handlungen und Reaktionen miteinander in Einklang zu bringen, suchte sie ihr Heil in der Mehrdeutigkeit. Als sie über die »beiden Hälften von mir« schrieb, erläuterte sie: »Das war die militärische und die zivile – die harte und die weiche Hälfte. Du kämpfst es mit dir aus, welche die stärkere ist. Du wirst dazu ausgebildet, hart zu sein. Das ist die Basis. Und du wirst auch dazu ausgebildet, zu machen, was man dir sagt, und dir nichts zu nahe kommen zu lassen. Man erwartet von dir, dass du alle Gefühle zurückstellst, denn wir haben Krieg. Mir erscheint das fast unmöglich. Es ist etwas Emotionales.«

Megan Ambuhl, in Abu Ghraib Harmans beste Freundin und Stubenkameradin, stimmte zwar zu, dass Gefühle unausweichlich seien, aber sie habe die ihren in den Dienst der Härte gestellt und

nicht mit den brutalen Methoden von Ebene 1 A gehadert. »Jedenfalls nicht, wenn es hieß, das helfe Leben retten, und man Leute direkt von draußen reinkommen sah, denen Gliedmaßen fehlten und die wissen mussten, wer dahinter steckte. Also konntest du nicht damit aufhören – denn es waren deine Kampfgenossen!« Ambuhl betrachtete Harman als eine schutzbedürftige kleine Schwester. »Sie war einfach naiv, aber ehrfürchtig«, sagte sie. »Ein guter Mensch, aber nicht immer ganz im Bilde.« Harman ihrerseits nannte Ambuhl »Mammi« und fand es ebenso tröstlich wie bedauerlich, dass diese sie für naiv hielt.

Harmans Hauptproblem war, dass sie sowohl hart als auch lieb sein wollte, und sie sagte: »Ich hätte gar nicht dort sein sollen. Schon weil ich ja gar nicht tat, was man von mir erwartete. Ich konnte zum Beispiel niemanden schlagen. Ich ertrage das einfach nicht – kann es nicht einmal sehen, wenn andere Leute schlagen. Es macht mich krank. Ich weiß, es ist etwas merkwürdig, dass ich Leichen sehen kann, aber wirkliche Gewalt nicht mag. Ich mochte es nicht, ihnen die Decken wegzunehmen, als es wirklich kalt wurde. Weil ich selbst leicht friere und eine Jacke, eine Mütze und Handschuhe trage, und diese Typen haben nichts an, dazu keine Decke, keine Matratze. Es ist schwer, das zu sehen und jemandem anzutun, auch wenn es Terroristen sind.« Eigentlich, sagte sie, »habe ich die gar nicht als Gefangene angesehen, sondern als Menschen, die sich in einer ganz ähnlichen Lage befanden wie ich, nämlich in Abu Ghraib gefangen. Ich erklärte ihnen, dass auch wir Gefangene seien – dass wir also nachempfinden könnten, wie es ihnen erging«.

Leichter war es, nett zu den Frauen und Kindern auf Ebene 1 B zu sein. Doch, so Harman: »Es war irgendwie traurig, dass sie überhaupt dort sein mussten.« Der jüngste Knabe dieser Ebene war gerade erst zehn Jahre alt – »ein kleines Kind«, sagte sie. »Der war so klein, dass er durch die Gitter gepasst hätte.« Der Knirps war kein mutmaßlicher Straftäter oder Terrorist, sondern das Militär hielt ihn wie viele der anderen Kinder und Frauen dort als Pfand, um seinen Vater zu fassen oder zu brechen. »Wenn wir den Führer

der Aufständischen nicht bekamen, nahmen wir ihr Kind«, sagte Javal Davis. »›OK, Akbar, wir haben deinen Sohn – er ist im Knast. Stelle dich, und wir lassen ihn frei.‹ Ich nenne das Kindesentführung, aber genau das taten wir.«

Megan Ambuhl bezeichnete die Kinder als »Geiseln«, und sie erzählte von einem Häftling auf Ebene 1A – einem Exgeneral Saddams –, dessen Sohn man in einem der Zeltlager hielt: »Sie holten seinen Sohn von da draußen rein, erklärten ihm, dass er nichts sagen dürfe, und drohten ihm: ›Wehe, du bleibst nicht still da stehen!‹ Danach zerrten sie den vermummten General aus seiner Zelle und führten ihn zu seinem Sohn rauf. Dort nahmen sie ihm die Kapuze ab, so dass er seinen Sohn sehen konnte, setzten sie ihm gleich wieder auf und führten ihn ab. Sie wollten einfach ausnutzen, dass sie seinen Sohn hatten und er das wusste.« Ambuhl hielt das für eines der wirksamsten Mittel, Gefangene zum Reden zu zwingen. »Die Vorstellung, was man ihrem Kind antun könnte«, sagte sie, »kann ganz schön motivierend wirken.«

Dennoch verbrachte Harman gerne Zeit mit den Kindern. Bei ihr durfte die ganze Horde einen Fußball kickend über den Gang laufen oder beim Kehren und Austeilen der Mahlzeiten helfen – spezielle Privilegien, die sonst den meistbegünstigten Häftlingen des MI-Blocks vorbehalten blieben. Die Kinder machten ihr nie Ärger. »Ich hatte viel Freude an ihnen«, schwärmte sie. »Da verging auch die Zeit schneller.« Verständlicherweise gefiel es ihr nicht, Kinder im Gefängnis zu sehen, »ohne jeden Grund, nur um ihres Vaters willen«, aber sie hielt sich nicht lange dabei auf. Wozu auch? »Du darfst nichts fühlen, weil du sonst verrückt wirst. Also schlägst du es dir aus dem Kopf«, sagte sie. »Vermutlich kannst du ihnen nur den Aufenthalt etwas angenehmer machen. Deshalb gibst du ihnen all die süßen Sachen aus den MRE, damit sie wenigstens was zu naschen haben. Mehr kannst du eben nicht tun und mehr Gefühle nicht zulassen.«

Auf Ebene 1A stibitzte Harman keine Süßigkeiten, sondern lieber Zigaretten und Paracetamol oder Ibuprofen für schwer miss-

handelte Gefangene: Zwar nur ein schwacher Trost, aber diese Gaben trösteten auch sie selbst, und es schmeichelte ihr, dass Insassen sie manchmal um Hilfe baten. Eines Abends am Ende ihrer ersten Woche im harten Kern ging Harman die Ebene 1 A ab, als ein mit den Handgelenken über Kopfhöhe an sein Zellengitter geketteter Häftling nach ihr rief. Sergeant Joyner hatte ihn mit dieser Stellung für unerlaubtes Reden bestraft, am Ende der Tagesschicht so zurückgelassen und Sergeant Stephen Hubbard, der in jener Nacht Graner vertrat, ausdrücklich ersucht, die Fesselung nach zwanzig Minuten wieder aufzuheben. Joyner trug die Anweisung sogar ins Tagebuch ein, doch Hubbard missachtete sie. Inzwischen waren sechs Stunden vergangen. Der Gefangene hatte Schmerzen. »Seine Hände waren wirklich kalt und klamm«, sagte Harman. »Ich ging zu Hubbard rüber und fragte ihn, wieso der Mann noch gefesselt war. Darauf erwiderte er nur: ›Wenn Sie ein Problem damit haben, können Sie ihn ja losbinden‹, was ich auch sofort tat.« Später trug Harman die Angelegenheit Joyner vor, der sie Frederick meldete, worauf dieser Hubbard von der Ebene entfernte.

Doch an vielen ebenso schlimmen Szenen war Harman als Zuschauerin oder sogar Mittäterin beteiligt, ohne sich darüber zu beklagen. Im Allgemeinen begegnete sie ihren Kameraden mit ebenso viel Nachsicht wie sich selbst. Wenn sie die erforderliche Härte nicht aufbrachte, eine nette Geste aber nicht in Frage kam, flüchtete sie sich ins Verleugnen. »Wenn du Tag für Tag durchkommen willst, bleibt nur noch Abblocken«, sagte sie. »Einfach vergessen, was passiert ist. Du gehst ins Bett, und dann ist es schon der nächste Tag, um den du dich kümmern musst. Der bringt dich aber wieder ein Stück näher nach Hause. Dann ist er vorüber, und du blockst auch diesen ab.« Gleichzeitig machte sie sich Vorwürfe dafür, als Soldatin nicht begeisterter mitwirken zu können, wenn man Insassen der Ebene 1 A in die Mangel nahm. Angesichts der anderen MPs, die offenbar ohne Hemmungen zu Werke gingen, habe sie sich immer gedacht: »Die sind eben patriotischer als ich.«

10.

ZUR EINSTUFUNG in der so genannten Militärberufsstruktur erhalten Angehörige der US-Armee neben den herkömmlichen Dienstgraden einen alphanumerischen Kode, der ihr Ausbildungs-, Qualifikations- und Spezialisierungsniveau anzeigt. Korporal Charles Graner hatte es erst bis zu der niedrigen Stufe 71L gebracht: Ihm fehlte also die grundlegende Sicherheitsausbildung, um ein MP-Armband tragen oder als Militärpolizist mit Aufsicht über Gefangene arbeiten zu können. Die Armee steht und fällt mit solchen Formalien der Doktrin und des Protokolls, also hätte ein MOS 71L den MI-Block nicht einmal betreten dürfen. Doch kümmerte sich niemand darum, als Sergeant Frederick Graner die Verantwortung für die Nachtschicht auf den Ebenen 1A und 1B übertrug.

Freilich legte im MI-Block niemand ein Armband oder irgendwelche Rangabzeichen an. Dort pflegte man vielmehr den Stil der sterilen Uniformen ohne jede Identifikation. Im Verständnis Graners diente die Anonymität der Sicherheit: Terroristen dürften nicht erfahren, mit wem sie es zu tun haben. »Das könnte nämlich sonst Auswirkungen auf die Heimat haben«, erklärte er. Doch habe er auch die Marotte der Iraker nicht ausstehen können, ständig »Mister, Mister« zu rufen – egal ob insistierend, als seien sie selbst die Polizisten, oder flehend wie Straßenbettler. »Wer etwas von mir wollte, der nannte mich ›Sir‹«, stellte er klar. Er hatte genügend Arabisch aufgeschnappt, um seine Wünsche bekannt machen zu können, und eine Reihe von Häftlingen der Ebenen 1A und 1B sprachen ihrerseits brauchbar Englisch. Um jedoch Missverständnissen ein für allemal vorzubeugen, ersetzte Graner das vorschriftsmäßige Namensschild durch einen Aufkleber mit dem arabischen Schriftzug für »The Sir«.

»Nach meinem ersten Eindruck war Graner ein arroganter, lautstarker, unausstehlicher Kerl«, erzählte Sergeant Frederick. Das bezog sich schon auf Fort Lee in Virginia. Graner war neu in der Einheit, ein ehemaliger Marinesoldat und Veteran von Desert Storm, jetzt im Strafvollzug Pennsylvanias tätig, ein Draufgänger, der mehr Biss und Elan hatte als die meisten Jungs der Kompanie. Er verschaffte sich stets Beachtung, schwadronierte über seine Erfolge bei Frauen, strotzte von Dünkel, war ein übereifriger Soldat und außerdem ein Schelm (der gerne erzählte, wie er den Kaffee eines neuen Gefängniswärters mit Muskat gepfeffert hatte). Graner gab sich ein wenig als böser Bube, kein Außenseiter, sondern ein Quertreiber, immer bereit, Prunk und Heuchelei aufs Korn zu nehmen, ohne Rücksicht darauf, wer gerade zuhörte.

Ungeachtet der Vorschriften über Körperpflege, Stiefelwichse und Geschlechtslosigkeit trug Graner das Haar nicht gerne kurzgeschoren und den Schnurrbart eher buschig, und bald hatte er in der Einheit eine Freundin: die Obergefreite Lynndie England. In diesem Zusammenhang ließ er schon durchblicken, dass er die Autoritäten nur dann achtete, wenn sie seinen Respekt verdienten. Frederick, der tüchtig gestärkte Uniformen mit messerscharfen Bügelfalten liebte, sagte dazu: »Ich kann nach bestem Wissen nur beteuern, dass er die Vorschriften kannte, aber immer eine Ausflucht suchte, um zu erklären, warum er etwas tat oder nicht tat.«

Obwohl sich Fredericks erster Eindruck von Graner nicht völlig verflüchtigt hatte, freundeten sich die beiden Männer in Al Hillah an. Sie verließen das Rechenzentrum – »da drinnen herrschte eine brütende Hitze, und die Vögel schissen dich voll«, erzählte Frederick – und schlugen auf der Laderampe eines Nachbargebäudes ein Zelt auf, inklusive Fernseher und DVD-Player mit Surround-Sound. Trotz seines höheren Ranges war Frederick nicht sehr selbstbewusst, als Offizier eher Mitläufer als Führungspersönlichkeit, und empfand Graners Unbändigkeit als hinreißend. Er berichtete davon, wie er eines Nachts in Al Hillah auf einen Stromausfall reagierte: Als die Soldaten sich mit phosphoreszierenden Chemo-

lichtern helfen mussten, nahm Graner dies zum Anlass, den Naked Chem-Light Tuesday auszurufen.

»Er zog seine Shorts runter, brach ein Chemolicht auf, goss sich die Flüssigkeit in die Shorts, über den Schwanz und alles und stolzierte so herum«, erzählte Frederick. Zwar sei keiner von den anderen so weit gegangen, aber die Idee habe sich durchgesetzt. »Dann benutzten wir die Füllung von Chemolichtern, um Leute damit zu markieren und abzuwarten, wie sie glühten – als Smiley-Gesichter, Totenschädel, solche Spielchen«, sagte Frederick. Sogar Stabsfeldwebel Brian Lipinsky, der Graner wegen seiner Liaison mit Lynndie England immer scharf im Auge behielt, war da, und Frederick sagte: »Fast alle lachten und versuchten, entspannt zu sein.« So war Graner: Knüppel aus dem Sack und losgeprescht.

DOCH WAR IN AL HILLAH nicht nur alles eitel Freude. Draußen auf Sicherheitspatrouille machten einige der MPs bei sehr angespannter Lage ihre eigenen Gesetze und ließen Iraker ihre Macht spüren. Sergeant Geoffery Frost berichtete, wie Männer einer Einheit, die im Verkehr stecken geblieben war, den Verursacher des Staus mit vorgehaltenen Waffen aus seinem LKW zerrten und zusammenschlugen, um danach weiterzufahren. Einmal habe Javal Davis bei einem Streit an einer Tankstelle einen älteren Iraker niedergestreckt, so Frost. »Aber wenn wir das unseren Vorgesetzten gemeldet hätten, wäre ohnehin nichts passiert.« Im Juli suchte Specialist Jeremy Sivits schriftlich Hilfe bei seinem Vater, einen Vietnam-Veteran mit drei Dienstzeiten: Was er tun solle, wenn ein ranghöherer, ansonsten von ihm geschätzter Unteroffizier durchdrehte. Bei einer Nachtpatrouille hatte Sivits beobachtet, wie der Offizier (dessen Namen er nicht nannte) auf einen irakischen Polizisten zuging, um ihn »im Würgegriff« gegen einen LKW zu knallen. Sivits habe sich gefragt, auf wen von beiden er hätte schießen können. »Ich sage Dir«, schrieb er, »dieser KRIEG macht uns kirre.« Sergeant

Frederick musste man nichts mehr erzählen. Er habe bei einer Razzia erlebt, wie mehrere festgenommene Iraker kniend mit gegen eine Wand gepresster Stirn und über dem Kopf gefalteten Händen aufgereiht wurden. Als einer von ihnen nicht zu krakeelen aufhörte, sei Hauptmann Brinson hingegangen, um ihn zu verwarnen, als – Klatsch! – Specialist Matthew Smith dem Gefangenen auf den Kopf schlug. Es war ein lauter Schlag, »so hart, dass ich einen richtigen Schreck bekam«, sagte Frederick. Ihn habe erstaunt, dass niemand Smith wegzog oder auch nur ermahnte.

Doch an keinem dieser Vorfälle war Graner beteiligt, der sich mehr für Sex als für Gewalt zu interessieren schien, und Frederick sagte, er habe ihn wegen seiner Erfahrung im Strafvollzug dem MI-Block zugewiesen. Graner musste jedoch feststellen, dass die zivile Ausbildung ihm in Abu Ghraib nicht viel nützte. »Ich war mit der Grundeinstellung des Strafvollzugsbeamten dort angetreten, dass es um Gewahrsam, Aufsicht und Überwachung ging und ich mein Geld mit möglichst wenig Arbeitsaufwand verdienen würde, wie das im Strafvollzug so üblich ist«, berichtete er. »Doch das dauerte nur etwa einen Tag, bis ich Big Steve begegnete«, also jenem vertraglich verpflichteten CACI-Verhörspezialisten, den Javal Davis als einen der wichtigsten MI-Berater von Ebene 1A bezeichnete. Eigentlich hieß der Genannte Steven Stefanowicz, war ein ehemaliger Bootsmann der Marine, hatte aber noch nie im Leben ein Verhör durchgeführt, bis er im Oktober mit sechsstelligem Gehalt in Abu Ghraib eintraf. Doch seine eindrucksvolle körperliche Statur strahlte Autorität aus. »Es schien so, als führte er das Kommando«, erklärte Graner. »Wissen Sie, er kam rein und gab sofort den Ton an.« Deshalb habe Graner zugehört, als Big Steve ihm das Programm erklärte.

Big Steve wollte Taxi Driver und auch zwei andere Insassen – Smiley und Piggy – gebrochen sehen, und er erklärte, was er damit meinte: das Brüllen, die Nacktheit, die grobe Behandlung. Graner habe das an die beliebte US-Fernsehserie 24 erinnert, deren Held man nach dem 11.9.2001 regelmäßig alle seine Schandtaten ver-

zieh, darunter Folter, weil sie dem Zweck dienten, die USA vor dem Terrorismus zu schützen. Er habe zu Big Steve gesagt: »Wir machen hier so was nicht, das gibt's nur im Fernsehen«, worauf dieser ihm antwortete, dass Taxi Driver Mitte August bei dem Sprengstoffanschlag auf das UNO-Hauptquartier in Bagdad mitgewirkt habe, bei dem der UNO-Gesandte Sergio de Mello und einundzwanzig weitere Menschen ihr Leben verloren. Das »war zum Heulen«, sagte Graner. Trotzdem habe er bei seinem stellvertretenden Kompaniechef, Hauptmann Brinson, angefragt, ob er Big Steves Bitte Folge leisten solle, und dieser habe ihm klipp und klar erwidert: »Auf 1A arbeiten wir alle für den MI – unser Auftrag ist, den MI zu unterstützen.«

Oberstleutnant Jordan und Chief Warrant Officer Ed Rivas – »die am Block beteiligten hohen Tiere« des MI – hätten ihm sinngemäß gesagt: »Sie können alles machen. Das ist OK.« Jordan kam »praktisch jeden Tag« auf Ebene 1A, und auch Chief Rivas schaute regelmäßig herein, so dass beide »sahen, was dort vor sich ging, und alles schien in bester Ordnung zu sein«. Graner habe immer wieder gefragt, was erlaubt sei, und Rivas wies ihn an, sich seine Richtlinien von Sergeant James Beachner zu holen, jenem MI-Verhörbeamten, den Javal Davis nur als Gitmo Guy kannte. Von Beachner habe Graner erfahren, wie man Stresspositionen einsetze und wie man Frauen einschalte, um Araber zu demütigen, wie man Schmerzen verursache, ohne sie zu verletzen, und wie man sie richtig aufmische. Beachner habe ihn auch aufgefordert, »die nicht mit Samthandschuhen anzufassen«, was hieß: »Scheuen Sie sich bloß nicht, im Umgang mit den Häftlingen körperliche Gewalt anzuwenden. Die rechnen nämlich gar nicht damit, weil sie meinen, dass wir Amerikaner alle immer nett behandeln würden.«

GRANER LERNTE SCHNELL. Während einer seiner ersten Schichten auf der Ebene brachte man einen MI-Häftling vom Camp Vigilant herein. Seine Wärter sagten, sie würden ihn am Morgen zum Verhör wieder abholen, weshalb Graner ihn gar nicht erst in eine Zelle sperrte: »Wir ließen ihn einfach draußen und wandten die ganze Nacht PT an«, was alles Mögliche bedeutete, von tiefen Kniebeugen bis nackt über den Boden zu robben. Kisten von Fertiggerichten hatte man immer zur Hand: Man konnte Gefangene zwingen, darauf stillzustehen, bis sie umfielen, oder sie am ausgestreckten Arm festzuhalten, bis sie zu schwer wurden. Und bei allem brüllte man die Opfer an. Zu einer kompletten PT-Sitzung konnte auch gehören, Häftlinge herumzustoßen oder herumzuprügeln. Nachdem Graner den Mann von Vigilant fertiggemacht hatte, tönte er: »Vermutlich kann der MI viel aus ihm rausholen.« Danach wurde das zur Routine: Für jeden neuen Gefangenen wurde die erste Nacht auf der Ebene zur »Höllennacht«. Das war Graners Idee, doch er bereute sie bald. »Es kostet viel Kraft, jemanden anzubrüllen und anzuschreien, und es laugt dich sehr schnell aus«, sagte er und fügte hinzu: »Am Ende hatten wir alle keine Stimme mehr.«

Doch ließ er sich immer neue Tricks einfallen, um die Insassen zu quälen. Als eine der ersten Bosheiten Graners habe Frederick beobachtet, dass er im harten Kern einen vermummten, mit Handschellen gefesselten MI-Häftling auf einen im Erdreich steckenden hohen Mast zuführte. Frederick sah den Zusammenprall kommen und bat Graner aufzupassen, doch der ging stracks auf sein Ziel zu. »Nicht, dass er den Häftling gestoßen hätte«, sagte Frederick. »Er ließ ihn nur voll dagegen laufen. Der Pfahl traf den Mann nicht im Gesicht, sondern seitlich am Brustbein. Anschließend schrie Graner ihn an, warum er gegen den Mast renne.«

Frederick griff nicht ein, doch einmal forderte er Graner im harten Kern auf, sich zu mäßigen, nämlich nach Ausbrüchen aus einem der Zellenblocks für irakische Straftäter. Auf Ebene 3A war zwei Insassen der Sprung aus dem Fenster gelungen, und Frederick stand

gerade mit den beiden verbliebenen Zellennachbarn der Flüchtigen auf dem Gang, als Graner auftauchte. »Er ging auf den einen zu und haute ihm aus dem Ellbogen eine runter, ein harter Rundumschlag, weitgehend mit dem Unterarm«, so Frederick. »Der Insasse nahm es ohne mit der Wimper zu zucken hin. Als Graner auch den anderen schlagen wollte, herrschte ich ihn an, das zu lassen, woraufhin er sich zusammenriss. Danach half er mir, Auskünfte einzuholen und das Gebäude zu durchsuchen. Ich sagte dann nichts mehr zu Graner, weil ich viel zu beschäftigt damit war, die Umstände der Flucht aufzuklären, und später vergaß ich den Vorfall.«

Nun habe Graner zwar gehorchen müssen, wenn Frederick etwas befahl, aber beim MI-Block lag die Verantwortung in Fredericks Augen allein bei Oberstleutnant Jordan, so dass er selbst nicht eingriff, sondern im Gegenteil auszuhelfen versuchte. Eines Abends sei er in den Block gekommen, als die Specialists Luciana Spencer und Armin Cruz vom MI einen Häftling namens Froggy in der Dusche von Ebene 1 B vernahmen. »Die MI-Typen brüllten und warfen Tische um, und als ich hinging und fragte, ob ich ihn mit anschreien solle, antwortete Cruz, ›Ja, los!‹ Also fing ich an, auf ihn einzubrüllen.« Danach kam Graner herein, drehte den Hahn auf und durchnässte Froggy, der einen Overall trug und einen Sandsack über den Kopf gestülpt hatte. Ab diesem Moment hätten Cruz und Spencer den Gefangenen der MP überlassen, Graner sei hinausgegangen und mit etwas Pfeffer zurückgekehrt.

»Er hob die Kapuze des Gefangenen etwas an und blies ihm den Pfeffer in die Augen«, sagte Frederick und fuhr fort: »Der Häftling schrie nicht oder so etwas. Er schüttelte nur den Kopf und wandte sich ab. Mir schien es, als hätten seine Augen gebrannt. Dann fingen Graner und ich an, ihn mit der Hand zu schlagen, nicht mit der Faust, nur so wie beim Ringen. Ich meine, wir hätten ihn nur an der Brust und nirgendwo sonst getroffen.« Sie machten so eine Zeitlang weiter – »Es waren, denke ich, höchstens Minuten«, sagte Frederick –, und irgendwann nahm Frederick ihn auch in den Würgegriff, »aber ohne ihn wirklich zu würgen oder dergleichen«.

Graner stellte die Sache etwas anders dar. Spencer und Cruz hätten sich darüber beklagt, dass aus Froggy überhaupt nichts herauszuholen war, und die MPs gebeten, ihn fünf Minuten lang »aufzumischen«: Anschließend würden sie zurückkommen, Empörung vortäuschen, die MPs rauswerfen und die Vernehmung fortsetzen. Außerdem habe er Froggy nicht Pfeffer, sondern Muskat ins Gesicht geblasen, hätten Frederick und er ihn »mit Ellbogen und Knien« traktiert, »geohrfeigt, gegen die Wand gestoßen und zwischen uns hin und her geworfen«. Das sei eine normale Methode der Einschüchterung, bis auf seinen spontanen Einfall mit dem Muskat.

Doch war das, so Graner, »alles nur Jux und Dollerei«, bis Froggy sich zu wehren anfing und es »ernst« wurde. Wenn ein Häftling zurückschlug, konnte Gewalteinsatz als Notwehr gelten, und in Notwehr hätte man ihn sogar töten dürfen, doch das war nun dank des Muskats unnötig. Und selbstverständlich ließ sich der Muskat immer mit Notwehr begründen. Wenn irgendwer nachfragte, so stand dein Wort gegen das eines mutmaßlichen Terroristen. Nur würde es dazu sehr wahrscheinlich nicht kommen. Graner zufolge war Stabsfeldwebel Shannon Snider – der direkte Vorgesetzte Fredericks, dem, Tag und Nacht, der gesamte harte Kern unterstand – auf der Bildfläche erschienen, während sie Froggy gerade in der Dusche zusammenschlugen, doch weder Frederick noch Graner konnte sich daran erinnern, dass Snider sich sonderlich für ihren Dienstvollzug interessiert hätte. »Es war so etwas wie eine normale Nacht auf 1 A–1 B«, meinte Graner.

TROTZ SEINES GROSSEN DIENSTEIFERS beteuerte Graner, er habe seine Nächte eigentlich nicht damit zubringen wollen, Häftlinge zu malträtieren, und »von Anfang an« um Versetzung gebeten. Er wusste, dass vier MPs ein Kriegsgerichtsverfahren bevorstand, weil sie in der Anfangszeit der Besatzung Mitte Mai mehrere Insassen von Camp Bucca geschlagen und getreten hatten. Man warf den Ange-

klagten vor, sich gegen schon überwältigte Häftlinge verbündet zu haben, doch sie beriefen sich auf Notwehr. Ihr Bataillonsbefehlshaber Oberst Jerry Phillabaum diente jetzt als MP-Kommandant von Abu Ghraib, trat aber nicht als Ehrfurcht gebietender Vorgesetzter in Erscheinung; denn gerade als Graner seine Arbeit im harten Kern aufnahm, reiste Phillabaum, stressgeplagt, auf Anordnung von General Karpinski in einen zweiwöchigen Erholungsurlaub nach Kuwait ab. Zwar fiel den MPs im MI-Block seine Abwesenheit kaum auf, doch mussten sie zur Kenntnis nehmen, dass man bei einer Krise die ins Getümmel geworfenen Soldaten in den Bau, die hohen Tiere dagegen in Urlaub schickte. Graner spürte also, dass ihm auf Ebene 1 A ein »Desaster« bevorstand. »Aber sie befahlen uns ja, das zu machen«, sagte er, und sooft er um Versetzung bat, lautete die Antwort seiner Vorgesetzten: »Nein, wir haben gehört, dass Sie phantastische Arbeit für den MI leisten. Die brauchen Sie da drüben. Wir können Sie nicht einfach abziehen bei dem Personalmangel.«

Kurz nach Graners Einstand auf der Ebene habe ihn sein Kompaniechef Hauptmann Reese im Dienst aufgesucht und gefragt, ob er dort nicht mehr Spaß habe als in der Heimat, worauf ihm Graner geantwortet haben will: »Mir macht das keinen Spaß« und »Es ist illegal«. Mindestens dreimal habe er Reese gewarnt, »Wir werden Ärger bekommen«, doch der habe abgewiegelt: »Der MI weiß, was er tut, keine Sorge.« Allerdings schien sich auch niemand sonst Sorgen zu machen. »Hauptmann Brinson war wirklich scharf darauf, Leute herumzuführen und ihnen zu zeigen, was wir machten«, sagte Graner. »Auch JAG-Beamte – Juristen der Anstaltsleitung – und Ärzte besuchten häufig unsere Ebene und gingen locker mit den Einblicken um, schlugen lediglich gewisse Änderungen in der Behandlung dieses oder jenes Häftlings vor. Viele dieser Visiten wurden sogar im Tagebuch festgehalten: So hatte zum Beispiel der Stabsarzt Sergeant Reuben Layton im Fall eines Häftlings, dem die Füße anzuschwellen begannen, nachdem man ihn stehend mit Handschellen an sein Zellengitter gefesselt hatte, den MPs geraten, ihn wieder loszumachen und im Sitzen anzuketten.

Allerdings stand im Tagebuch nichts von einem Ereignis aus Graners erster Woche im Block, als er Sergeant Layton um Hilfe bat, weil Smiley leblos in seiner Zelle lag. Graner wollte den Häftling aufrecht haben, um ihn eine Zeitlang anbrüllen zu können, aber der reagierte nicht. Es war ein Dauerproblem mit Smiley – »mal trat er weg, dann kam er wieder zu sich, vegetierte nur so herum«, sagte Graner –, also zog er einen Sanitäter hinzu. Layton fand sich ein, untersuchte Smiley und befand, dass ihm nichts fehlte. Später stellte sich heraus, dass Smiley Krebs hatte, doch damals wussten sie noch nichts davon. Sie nahmen an, dass er simulierte und, so Graner: »Layton packte Smiley, hob ihn hoch, drückte ihn an die Rückwand, zog seine Pistole, steckte sie ihm in den Mund und fing an, ihn anzuschreien.« Eigentlich durfte auf der Ebene niemand eine Waffe tragen, aber diese war nicht zu übersehen, und Smiley reagierte darauf – »ziemlich flott sogar«, sagte Graner.

Er habe Laytons Vorgehen nicht gemeldet, weil »nichts passiert« sei. Doch Graner meldete ja auch dann nichts, wenn wirklich etwas passierte – jedenfalls nicht förmlich und im Einzelnen. Allerdings hielt er stets seine Kamera bereit, um »ungewöhnliche« oder »abgedrehte« Szenen fotografieren zu können. »Er war ein richtiger Bildernarr«, sagte Frederick, »und gewöhnlich stolz auf seine Aufnahmen.« Wenn Graner Bilder besonders gefielen, zeigte er sie auch gerne herum. Specialist Joseph Darby, ein bei der Einsatzleitung des Gefängnisses beschäftigter MP von der 372., wusste noch genau, wann er das erste Mal eines sah – an einem Oktobermorgen, ein oder zwei Stunden vor der Dämmerung. »Ich sitze auf einem Holzklotz direkt vor meinem Quartier, und Graner kommt vom Dienst, als meiner beginnt«, berichtete Darby. »Er läuft mit seiner Kamera vorbei, ruft ein bestimmtes Bild auf und sagt, ›Guck dir das mal an, Darb‹. Ich frage, ›Was ist da drauf?‹, und Graner zeigt mir ein Foto von einem nackten Insassen, der mit einem Sack über dem Kopf an sein Zellengitter gekettet ist, am Boden eine Wasserlache, was mir wirklich nicht als sonderlich schlimm vorkam, da er nicht in einer schmerzhaften Position gefesselt war. Mit Handschellen an

Zellengitter gekettete Häftlinge: Das ist übliche Praxis. Es ist wie das Anketten an eine Autotür.«

Die Nacktheit des Gefangenen fiel Darby offenbar gar nicht auf. In seinen Augen erschien nur die Lache zu Füßen des Mannes etwas ungewöhnlich, doch bot sich eine darin liegende offene Wasserflasche als Erklärung an – bis Graner seinen Irrtum aufklärte: »Er schaute mich an und sagte, ›Als Christ weiß ich, dass es unrecht ist, aber als Vollzugsbeamter genieße ich es, einen erwachsenen Mann so weit zu bringen, dass er sich bepisst.‹ Dann ging er weiter, und ich rief ihm nach: ›Kumpel, du bist krank.‹ Kurz danach begann meine Schicht, und im Dienst dachte ich nicht mehr daran.« Aus Darbys Reaktion lässt sich nicht erschließen, ob er die Geschichte Graners glaubte oder sich eher verschaukelt fühlte. Er habe gezweifelt: »Ich dachte, vielleicht war es nur Blödsinn. Dem Insassen geschah ja nichts. Es war das Standardverfahren.«

Etwa zur selben Zeit zeigte Graner einigen im Aufenthaltsraum herumsitzenden Männern aus seiner Einheit mehrere seiner Bilder von nackten, angeketteten, mit Unterhosen vermummten Häftlingen: einem Feldwebel, einem Oberfeldwebel und einem Leutnant – alle drei ranghöher als er. Da auch sie im Gefängnis Dienst taten, war der Anblick für sie nichts Neues. Offizielle Berichte über ihre Reaktionen liegen nicht vor, was schon einiges besagt. Graner bestätigte es, dass er zumindest nichts Unannehmbares tat. Das hieß jedoch nicht, dass es richtig war. »War denn das alles unrecht?« fragte er. »Scheiße, ja« – aber immerhin verheimlichte er nichts.

11.

DIE ZELLE DER OBERGEFREITEN LYNNDIE ENGLAND in Abu Ghraib war klein, und wie nicht anders zu erwarten stank sie. »Überall im Irak stank es«, sagte sie. »Du kommst in dieses Land – ich meine, Jesses, alles stinkt nach Öl und Scheiße, Diesel, Rauch und Pisse. Ich schwöre zu Gott, du bist die Landstraße entlanggefahren, und da ließen so Tankwagen das Zeug aus den Sickergruben direkt am Straßenrand ab. Da bildeten sich Tümpel – es war ekelhaft.« Ihre Koje war gar nicht schlecht, bot aber in den eisigen Wüstennächten keine echte Zuflucht – eben eine Schlafstelle. Meist schlief England nachts jedoch nicht, sondern kehrte lieber dorthin zurück.

Tagsüber, von 10 bis 22 Uhr, arbeitete sie als Sekretärin in der Anstaltsverwaltung, kümmerte sich um die Neuzugänge. England wies die in Abu Ghraib eingelieferten Häftlinge an, sich zu setzen und jeweils einen Stuhl weiterzurücken, während andere Sekretärinnen die Personalien an Computern erfassten und die Häftlingsnummern zuwiesen. Dann nahm sie Fingerabdrücke, scannte die Iris ein, druckte alles aus, beschichtete die ID-Armbänder und befestigte sie ihnen an den Handgelenken. Es war Fließbandarbeit, mit hohem Durchlauf. An manchen Tagen kamen Hunderte von frisch festgenommenen Irakern herein, so dass England rund um die Uhr arbeiten musste. Doch wenn das Gefängnis am Ende ihres Dienstes nicht mehr unter Beschuss lag, eilte sie in der Regel zum harten Kern hinüber, um mit Korporal Graner und anderen MPs der Nachtschicht abzuhängen.

Graner und der Irak: England erlebte beides als untrennbar, manchmal sogar ununterscheidbar miteinander verquickt. Im November des Vorjahres hatte ihre Einheit ein Übungswochenende in Maryland verbracht, um sich auf die Mobilmachung vorzubereiten,

sich impfen zu lassen und die Papiere in Ordnung zu bringen. England ging gerade ihrem Verwaltungsdienst nach, als er sich vorstellte: der Neue. Er hatte die Versetzung von einer anderen Reserveeinheit beantragt, weil er in den Irak wollte. Jetzt gab er England seine Papiere, und sie erfasste ihn. »Ich wusste nur, dass er ein ehemaliger Marinesoldat war und sich freiwillig gemeldet hatte, habe ihn kein zweites Mal angeschaut«, sagte sie. »Doch er hat mich zweimal fixiert – gut, damals habe ich das nicht gemerkt, aber die Leute erzählten es mir. Er lief mir nach. Zum Beispiel rauchte ich, er aber nicht. Doch dann fing er auch damit an, nur um sich zu der kleinen Rauchergruppe im Freien gesellen und mit mir sprechen zu können.«

England war solche Aufmerksamkeit nicht gewohnt. Specialist Jeremy Sivits erinnerte sich an ein anderes Wochenende bei der Einheit, im Sommer 2001, bei seiner ersten Einberufung. Als Sivits in der Raucherkuhle mit seinem Sergeant über die Vorbereitungen auf den Abflug nach Bosnien sprach: »Da stand jemand, Stiefel, Jeans, Carhartt-Jacke, Kentucky-Hut, kurze Frisur. Ich fragte, ›Wer ist der Neue da?‹ Sie drehte sich um und meinte, ›Ich bin kein Der‹.« Das war Lynndie England. »Ein wirklich bodenständiges Landmädchen, fleißig, immer freundlich und sehr wohlerzogen«, sagte Sivits. »Auch sehr unbekümmert, wie wir fast alle waren. Doch man sah es ihr an den Augen an, dass ihr alles neu vorkam: Dieses Mädchen hatte ihren Heimatort noch nie verlassen.«

England hatte sich mit siebzehn Jahren freiwillig gemeldet und in ihren letzten Sommerferien die Grundausbildung gemacht. Zwar hatte sie immer Soldatin werden und ihrem Land dienen wollen, aber die Grundausbildung stellte diesen Wunsch auf eine harte Probe. Da konnte man sich nichts mehr vormachen: Dieser Drill lief darauf hinaus, dass sie dich auseinandernahmen und dann neu zusammensetzten zu einer Person, deren Tun und Lassen Konsequenzen für ein ganzes System hat. Disziplin bedeutete Respekt, und das galt für beide Seiten. Das Prinzip der Führungsverantwortung lautete: Jeder Soldat ist seinen Kameraden und für seine Kamera-

den, jeder Offizier für das Wohlergehen und für das Wohlverhalten seiner Soldaten verantwortlich, einer für alle, alle für einen. Ganz einfach – grundlegendes kollektives Eigeninteresse: Du stehst für deinen Offizier gerade, damit er nicht für dich geradestehen muss. Das gilt auf jeder Stufe der Hierarchie, betrifft jedes einzelne Glied der Befehlskette.

England beeindruckte die auf Pflicht gestützte Ordnung. Sie erschien ihr gerecht und lohnend, und es wäre ihr sonderbar erschienen, als MP wieder die Schulbank zu drücken. »Wenn der Lehrer rausging und einige über die Stränge schlugen, wollte ich immer sagen, ›Was soll das? Am Ende müssen wir für euch büßen‹. Denn in der Grundausbildung bekamen immer alle eins auf den Deckel, wenn jemand was ausfraß – wir mussten das gemeinsam ausbaden. Ich dachte immer wieder, wie unreif wir alle waren.« Diese Einsicht verstärkte ihr Selbstwertgefühl, aber dazu kam, dass sie, um Geld zu verdienen, nachts in einer Geflügelverarbeitungsfabrik jobbte, für einen Hungerlohn mit Federn, Blut und Kaumagen kämpfte und ein Reservistenstipendium ihre einzige Hoffnung war, studieren zu können – zumal sie sich dort inzwischen hatte feuern lassen, wegen Beschwerden darüber, dass das Management an allen Ecken und Enden bei den Hygiene- und Sicherheitsvorkehrungen sparte. »Ich war beim Militär«, rekapitulierte sie. »Ich hatte die Grundausbildung geschafft. Ich war Teil einer Einheit – ich war Teil von etwas, dem viele Menschen gerne angehören würden.«

Drei Jahre später wirkte die zierliche England nach wie vor mädchenhaft, mehr wie die kleine Schwester eines Soldaten als soldatisch. Die anderen MPs frotzelten sie oft: Weiß deine Mutti eigentlich, dass du nicht in der Schule bist? Weiß deine Mutti, dass du so spät noch wach bist? Ihr machte das nichts aus. Soldaten zeigen ihre Zuneigung eben durch Späße – und so dauerte es auch noch mehrere Übungswochenenden, bis sie merkte, dass Graner nicht nur spaßte. »Es war ein Spiel«, meinte England. »Er spielte mich aus.« An einem Wochenende in der Kaserne war sie allein in ihrem Zimmer, als plötzlich irgendwoher Bluegrass ertönte, eine

Volksmusik, die sie sehr liebte. Sie ging der Musik nach und landete direkt bei Graner. »Später sagte er zu mir: ›Du bist zu mir gekommen‹«, erzählte sie. »Er wusste, was er tat. Er hat sich bei Leuten erkundigt, was ich mochte und wofür ich mich interessierte. Es ging nie um ihn – er versuchte immer, alles für mich zu tun. Zum Beispiel hatte er einen Lastwagen, und das war so einer mit Schaltgetriebe. Da ich nicht wusste, wie man damit umgeht, brachte er es mir bei, bloß weil es mich interessierte. Er kaufte mir Kleider, lud mich zu Getränken, zum Essen ein. Ich war noch nie am Meer, also fuhr er mit mir nach Virginia Beach.«

Graner war geschieden, England verheiratet. »Das hielt mich davon zurück, womöglich etwas mit ihm anzufangen«, ergänzte sie. »Ich bin nämlich nicht der Typ Mensch, der Seitensprünge macht.« Sie mochte ihren Mann – alle in der Familie hätten ihn gemocht –, fühlte sich aber zu Hause angespannt und fremd, was sich durch den bevorstehenden Abschied noch verschärfte. Sie sprach mit Graner darüber, und er hörte ihr zu. Sie sagte, ich muss das nicht, und er sagte, nein, du musst nicht. Sie sagte, wir sind nur gute Freunde, und Graner bestätigte ihr das. Als Mann und Frau würden wir gar nicht richtig zusammenpassen! – Nein, würden wir nicht! Ihr erschien dieses beständige Echo überzeugend.

»Graner«, sagte sie. »Der ist wirklich charmant. Wenn du ihn nicht kennst und begegnest ihm zum ersten Mal, nimmt er dich wirklich für sich ein. In einem Raum voller Menschen zieht er die Blicke auf sich. Er will die Aufmerksamkeit, und wenn er sie nicht hat, dann macht er auf sich aufmerksam. So geht er vor. Und mit Erfolg. Wenn du ihn einfach nicht beachtest, macht er Bemerkungen über dich, sagt alles, was du gerne hörst. Und was war ich? Erst zwanzig, als ich ihn kennenlernte. Er war vierunddreißig, hatte also vierzehn Jahre mehr Erfahrung als ich: Er wusste, was man sagt, was man tut, wie man vorgeht. So gegen Ende Februar fiel ich dann schließlich darauf rein.«

ALS MAN DIE 372. MP-KOMPANIE ENDE FEBRUAR 2003 nach Fort Lee, Virginia, einberief und in Marschbereitschaft versetzte, konnten England und Graner einander jederzeit sehen und nicht mehr nur gelegentlich an Wochenenden. »Alle versuchten mir zu sagen, der ist zu alt für dich, außerdem ein mieser Kerl, du solltest dich besser nicht auf ihn einlassen«, erzählte sie. »Doch ich glaubte ihnen nicht, weil ich ihm glaubte.« England reichte vorsorglich die Scheidung ein, verbunden mit dem Antrag, das Getrenntleben von ihrem Mann festzustellen. Sie und Graner planten, ihrerseits zu heiraten und viele Kinder zu bekommen. An einem Wochenende fuhren sie in Englands Heimatort Fort Ashby in West Virginia, um ihre Eltern zu besuchen, doch die waren unterwegs nach Kentucky, und Lynndies Mann hütete das Haus. Nach diesem Schreck fuhren sie zum Übernachten in Graners Heimatstadt Uniontown in Pennsylvania, dann wieder zurück nach Kentucky zu Englands Eltern. Als die beiden wieder in Fort Lee ankamen, hatten sie circa tausend Meilen zurückgelegt. Es war ein berauschender, ein turbulenter Frühling, mit dem Krieg auf der Mattscheibe – im Wartestand, im siebten Himmel.

Graner und England machten keinen Hehl aus ihrer Romanze, obwohl der Vollzug sie in eine verbotene Affäre verwandelte, denn nach dem Einheitlichen Gesetz der Militärgerichtsbarkeit (UCMJ) ist Ehebruch eine mit Haft zu ahndende Straftat. Als verheiratet gilt rein formal, wer nicht geschieden ist – Getrenntleben reicht nicht aus. Auch unverheiratete Soldaten dürfen im Dienst nicht sexuell miteinander verkehren. »Es war beim Militär nicht erlaubt, Punkt«, sagte England. Doch in Fort Lee herumzuhängen und auf den Abmarschbefehl zu warten, war nicht mit der Grundausbildung vergleichbar, sondern eher mit vergnüglichen Schulzeiten: Soldaten feierten bis in die Puppen und paarten sich, ohne Strafen befürchten zu müssen. Wer bei einer Prüfung schlecht abschnitt – etwa am Schießstand zu wenig traf oder deutliches Übergewicht auf die Waage brachte –, den forderte man in der Regel lediglich auf, an seinen Problemen zu arbeiten, ohne ihn jedoch durchfallen zu lassen. Da

die Armee Soldaten für den Irak brauchte, mussten die meisten Einheiten anstreben, ihre Reihen zu füllen, statt am Vorabend des Kriegs Leute wegen Nachlässigkeit auszusortieren. »Wir betrieben ein Katz-und-Maus-Spiel, so dass sie uns nicht erwischen konnten«, sagte England. »Denn man hatte uns ja gewarnt, dass wir so nicht beisammen sein dürften. Die direkten Vorgesetzten, Stabsfeldwebel, Zugführer, wussten Bescheid, doch solange sie nichts sahen, passierte sozusagen auch nichts.«

Das Dumme war nur, dass Graner gerne posierte, am liebsten mit England. Er machte ständig Fotos von ihr und schickte sie in E-Mails an Freunde oder zeigte sie in der Einheit herum. »Er fand mich toll – also prahlte er, schaut mal, ich habe eine Zwanzigjährige«, sagte England. Es sei ein typisches Männerding gewesen. Eines Nachts machte er in Virginia Beach Bilder beim Sex. Anschließend ließ er sie neben einem schlafenden Kameraden posieren, um ihm dann die verfänglichen Schnappschüsse nach dem Aufwachen zu zeigen. »Gegen die Sexfotos legte ich Protest ein, aber er machte trotzdem weiter.« Danach habe er den Apparat versteckt, damit sie nichts löschen konnte. Sie habe sich daran gewöhnt, denn »er war der Mächtigere«, außerdem »war ich jung und vermutlich blind vor Liebe«.

Mit Digitalkameras ausgestattet, knipsten viele Leute wild drauflos und tauschten Bilder aller Art aus. Wem das missfiel, der brauchte ja nicht hinzuschauen. Was Graner anging, so nannte er England im Irak einen Grund dafür, seine Erlebnisse mit Fotos zu dokumentieren: Wenn er anderen davon erzählte, sollten sie nicht daran zweifeln dürfen. Als Marinesoldat hatte er im ersten Golfkrieg gedient, und als er zu Hause darüber berichtete, schien es ihm, dass man ihm nicht glaubte. Ohne ins Detail zu gehen, richteten sich seine Beschwerden vor allem gegen die Veteranenbetreuung: Als er dort über die Symptome der posttraumatischen Belastungsstörung klagte, habe man ihn abgewiesen. »Er hatte furchtbare Albträume und Kopfschmerzen, solche Sachen«, sagte England. »Er versuchte, durch die VA Medikamente oder irgendwelche Mittel zu bekommen. Doch dann sahen die seine Papiere durch, und seine

Haupteinheit war nicht in einer Kampfzone stationiert, allerdings seine Züge doch, und da stand er nun. Sie hatten keine Beweise. Sie glaubten ihm nicht. Also gaben sie ihm nicht die Hilfe, die er brauchte. Diesmal, schwor er, wollte er Beweise liefern für das, was er sah und durchmachte. Er wollte von allem Bilder machen, um beweisen zu können, dass es passiert ist. Also sagte ich, OK, erscheint mir plausibel. Und immer, wenn er wollte, dass ich seine Kamera griff und Bilder machte, weil er gerade nicht konnte, kam ich dem nach.«

In Al Hillah machten sie viele Bilder, allerdings nichts von Interesse für die VA, nur »lustige Schnappschüsse« voneinander und von Kameraden, wenn sie in ihrer Freizeit herumalberten: nackt im Pool eines der Saddamschen Paläste badend, gegen sein Porträt pinkelnd, mit einem Kätzchen spielend, an ihren Waffen posierend, an ihren Schreibtischen schlafend, Nacktfotos von Pin-up Girls betrachtend, das Gesäß entblößend, Bier trinkend, angelnd. Drei der Dinge – Tiere, Pornografie und Alkohol – waren laut Hauptdirektive 1 allen amerikanischen Truppen am Schauplatz Irak streng verboten, aber dort befanden sie sich nun einmal. Niemand schien sich daran zu stören. Als Graner sein Zelt neben dem Rechenzentrum aufschlug, zog England fast mit dort ein. Höhere Offiziere rieten ihnen wiederholt, die Beziehung abzubrechen, doch das schlugen sie in den Wind. Graner provozierte noch mehr, indem er »Po White Trash« (Arme weiße Sau) auf das Heck seines Humvee malte. Abgesehen davon bandelte Specialist Megan Ambuhl mit einem von Graners Stubengenossen an und hielt sich fast genauso oft im Zelt auf wie England, ohne deshalb Ärger zu bekommen. So erschien es England kaum der Rede wert, dass sie später in Abu Ghraib nach der Sperrstunde regelmäßig zu ihrem Mann ging. Offiziell hätte England den MI-Block gar nicht betreten dürfen: Weder war sie im Dienst noch dies ihr Posten, da sie ja nicht einmal der Belegschaft angehörte. Doch in ihren Augen kam nachts nur der harte Kern als Aufenthaltsort in Frage. Schließlich, erklärte sie, »war das Einzige, was uns auf Trab hielt, mit unseren Kameraden herumzuhängen«.

WENN ENGLANDS DIENST IN ABU GHRAIB um 22 Uhr endete, war auf den Ebenen 1A und 1B die Mitte der Nachtschicht erreicht. Bis dahin hatte man die Gefangenen durchgezählt, verköstigt, geduscht und ins Bett geschickt oder vorläufig in Stresspositionen gefesselt. Wenn alles ruhig war, fand sie Graner und Ambuhl gewöhnlich in ihrem kleinen Dienstraum, den sich die MPs am Treppenabsatz zwischen den beiden Ebenen eingerichtet hatten, wo sie auf dessen Laptop Filme ansahen. In den Nachtschichten liefen Kriegsfilme, außerdem Episoden von *M*A*S*H* und *South Park*, und immer, wenn keine DVD auflag, schien Ambuhl am Computer zu sitzen und Spider Solitaire zu spielen. Sabrina Harman witzelte oft, eigentlich müsse man sie wegen Pflichtversäumnis anzeigen. Auch der für den gesamten harten Kern zuständige MP-Offizier, Stabsfeldwebel Shannon Snider, liebte das Spiel und saß oft neben ihr. Jener Dienstraum war nichts Besonderes – ein mit Sandsäcken und Sperrholzbrettern abgetrenntes Ende des Ganges –, aber Graner hatte dort eine Kaffeemaschine aufgestellt, und Frederick ließ sich regelmäßig sehen, um zwischen den Rundgängen ein wenig zu plaudern. Nirgends kam Abu Ghraib dem alten Zelt auf der Laderampe von Al Hillah näher. In den trübsten Nachtstunden zog England sich oft nach nebenan in eine freie Zelle zurück, um ein Nickerchen zu halten. Doch wenn es etwas zu tun gab, packte sie mit an.

Als England am Abend des 24. Oktober hinzukam, bereiteten sich Graner und Ambuhl gerade darauf vor, einen Häftling namens Gus aus »dem Loch« zu holen: einer kahlen Isolierzelle aus Beton mit Panzertür, ohne Fenster, ohne Beleuchtung, ohne Wasser und ohne Klo, speziell für durchgedrehte oder auf völligen Reizentzug gesetzte Insassen. Es war Gus' erster Tag auf der Ebene, und er befand sich seit seiner Ankunft im Loch. Graner wollte einen MI-Häftling nach dem üblichen PT um 2:30 Uhr dort einsperren und vorher noch saubermachen, da die meisten Gefangenen das Loch während ihres Aufenthaltes besudelten.

Über Gus war bekannt, dass Besatzungstruppen ihn wenige Tage

zuvor aufgegriffen und nach Camp Canci gebracht hatten, wo er, völlig außer Rand und Band geraten, herumschrie, Wärter beleidigte und bedrohte. Als er auch noch mit Steinen nach ihnen warf, steckten sie ihn in den harten Kern. Doch auch das brachte Gus nicht zur Ruhe. »Er spuckte, war nackt und krakeelte immerfort, dass er alle Amerikaner hasse und uns umbringen würde«, berichtete England. »Er versuchte, zwischen den Gitterstäben durch nach uns zu greifen, und vermutlich war das einer der Gründe für die Isohaft.« Um einen wirklich gefährlichen Häftling aus einer Zelle zu holen, braucht man normalerweise zwei bis drei Mann, die sich in einem Handgemenge durchsetzen können. Doch Gus war spindeldürr, und das Personal stand ohnehin nicht zur Verfügung, also nahm sich Graner einen Frachtsicherungsgurt, steckte seine Kamera ein, und bat Ambuhl und England, ihm zu folgen.

»Ich war direkt hinter ihm und Megan hinter mir«, erzählte England. »Wir gingen nach unten. Als er die Tür öffnete, war Gus da drinnen. Er war nackt. Er wollte nicht rauskommen. Er lag am Boden. Er wollte nicht aufstehen. Deshalb hatte er den Gurt mitgebracht. Graner ging rein und legte ihm das Teil um den Hals. Er wollte ihn daran rauskriechen lassen. Dann kroch Gus aus der Zelle. Als er fast halb draußen war, drehte Graner sich um, drückte mir den Gurt in die Hand und sagte, ›Halt mal fest‹. Also tat ich das. Ich nahm einfach den Gurt, und er ging rüber und fotografierte. Gus kroch weiter raus. Auf dem ersten Bild ist er halb, auf den letzten beiden ganz draußen. Insgesamt gab es drei. Er kroch, und dann lag er plötzlich da. An der Seite sieht man Megan stehen. Ich halte den Gurt nur so. Man sieht, dass er schlaff runterhängt. Ich weiß, dass Leute behauptet haben, ich hätte ihn gezerrt, doch das stimmt nicht. Nachdem Graner die Fotos gemacht hatte, steckte er die Kamera wieder ein, kam rüber, nahm mir den Gurt ab, und ich vermute, dass Gus dann kooperationsbereit war, denn er band ihn los, richtete ihn auf und brachte ihn in seine Zelle. Damit endete der Vorfall.«

FÜR ENGLAND WAR ES keine große Sache. »Damals und dort war das normal«, sagte sie. Es seien die ersten Fotos gewesen, die Graner von ihr mit einem Gefangenen machte, und sie habe den Gurt nur gehalten, damit er fotografieren konnte – als »ein Souvenir«, sagte sie, »etwas um zu belegen, dass er dies und das gesehen, dies und das getan hatte.« *Klick, klick, klick*: Die ganze Fotosequenz dauerte zweiundzwanzig Sekunden.

Das erste Bild ist stark unterbelichtet und perspektivisch verzerrt, so dass der mit Plastiktüten und Papierfetzen übersäte Zementboden des Zellenganges leicht anzusteigen scheint und man nur die rechte Wand und deren mit Decken zugehängte Türen sieht. England steht etwas nach links versetzt in der Mitte des Ganges, bekleidet mit voller Wüstentarnmontur: einem braunen Armee-T-Shirt, das ähnlich im Gürtelbund der Cargohose steckt wie diese in den braunen GI-Stiefeln. Sie steht bequem, wie man beim Militär sagt, Füße leicht versetzt, Schultern fallend, der rechte Arm hängt locker herunter, die linke Hand mit dem Gurt ist lässig ausgestreckt. Ihr seitwärts geneigter Kopf und ihr ausdrucksloser Blick setzen die Linie von Arm und Gurt fort, was eine Diagonale bis zu Gus hinunter ergibt. Ohne den Gurt würde man ihn gar nicht sofort bemerken: Kopf, Schultern und Arme sind dunkel überschattet und außerdem teilweise durch einen weißen Plastikstuhl verdeckt, der neben seiner Zellentür steht. Zwar ist sein Gesicht der Kamera zugewandt, aber unter der dunklen Rundung seines dicht über dem Boden hängenden Kopfes nicht deutbar. Sein ganzes Gewicht lastet auf den Ellbogen und Unterarmen: Der eine Arm ist über dem Kopf ausgestreckt, der andere unter die Brust gelegt. Im militärischen Drill nennt man das Robben – mit den Ellbogen ziehen, mit den Füßen nachschieben und alles vom Bauchnabel bis zu den Knien über den Boden schleifen.

Das zweite Foto zeigt einen anderen Ausschnitt, mit balancierter Perspektive. Man sieht beide Seiten des Ganges, und Megan Ambuhl steht, ähnlich gekleidet wie England, die Hände in die

Hosentaschen gesteckt, mit dem Rücken an die linke Wand gelehnt. An Englands Haltung hat sich nichts geändert, außer dass ihr Gesicht jetzt schärfer im Profil erscheint und sie direkt auf Gus hinunterblickt, der jetzt außerhalb des Kerkers und damit ganz im Bild auf seiner rechten Seite liegt. Man erkennt zwar einen Bart, aber sein Gesicht bleibt schattenhaft. Er ist nackt bis auf ein ID-Armband, das England ausgefertigt und ihm angelegt haben könnte, der Körper mit Kot beschmiert. Er liegt mit gestrecktem rechtem Arm auf dem Estrich, der linke krümmt sich um die Kehle, den steif aufgerichteten Kopf auf die Hand gestützt. Seine Beine sind sonderbar gespreizt wie bei einem abspringenden Frosch. Man hat den Eindruck, dass er sich vor Qualen windet.

Das dritte Bild hat den gleichen Aufbau, doch jetzt ist England in Bewegung: Sie macht einen Schritt auf die Kamera zu, als wollte sie Blickkontakt aufnehmen. Schließlich erkennt man auch Gus' Gesicht deutlich, und seine Augen sind schauerlich – ganz nach hinten gedreht und weiß blinkend. Auf dem Plastikstuhl neben der Zellentür liegt, was man zuvor nicht erkannte, ein Megaphon, wie man es benutzte, um Häftlinge anzubrüllen und wach zu halten. Es ist das am besten belichtete und am wenigsten gestellt wirkende der drei Fotos, deshalb auch das am meisten verstörende. Es erweckt den Eindruck, als wolle England Gus an der Leine spazieren führen und sei dabei zufällig auf Ambuhl gestoßen. Allerdings war es ein Abzug des zweiten Bildes, auf dem man nur England und Gus sieht, der ursprünglich an die Presse gelangte und in der Folge um die ganze Welt ging, sich fast über Nacht tief einprägte und England zu einer Ikone der amerikanischen Schande machte: »das Leinenmädchen«.

England wusste zwar, wie pervers das Foto im Fernsehen oder in der Zeitung wirkte, doch sie sagte: »Ich sehe nicht das schändliche Bild aus dem Irak-Krieg. Ich sehe nur mich. Es ist eben ein Bild. Mir fällt dazu als Erstes ein, dass ich es bin und, ja – das geschah in dem Gefängnis, als ich im Irak war, und das war eine der dort gemachten Aufnahmen.« Aus ihrer Sicht war es kein Schnappschuss ihrer

Beziehung zu Gus, weil sie keine hatte, sondern ein Schnappschuss ihrer Beziehung zu Graner. »Es zeigt, dass er Macht über mich hat, und er wollte diese Macht demonstrieren«, betonte sie. »Er wusste, dass ich alles tun würde, worum er mich bat.« Davon abgesehen sei es jedoch lächerlich anzunehmen, dass es in dem Bild um sexuelle Demütigung gehe. »Bloß weil Gus nackt ist?«, höhnte sie. »Das ist ja Standarddienstanweisung.« Allerdings könne Graner sehr genau gewusst haben, was er tat, als er sie neben Gus posieren ließ und den Auslöser drückte. »Vielleicht wollte er darstellen, wie eine Fünfzig-Kilo-Frau, auch noch eine sehr kleine, den beherrschte«, rätselte sie. »Vielleicht war es für die Dokumentation bestimmt, vielleicht für sein Privatvergnügen. Ich weiß nicht, was in seinem Kopf vor sich ging.«

12.

GRANER SAGTE, ER HABE vor der Aktion, Gus aus dem Kerker zu holen, deshalb nach der Kamera gegriffen, weil er daran dachte, was er als Gefängniswärter in der Heimat machen würde. »Im Strafvollzug von Pennsylvania dokumentiert man planmäßigen Gewalteinsatz in der Regel mit Videobändern«, sagte er. Die Idee dabei sei gewesen, falls etwas schiefging, alles mit Bildern belegen zu können. Graner habe Gus nach dem Schichtwechsel untersucht. »Er hatte Wunden an der Seite oder am Rücken, und er lag in Kot und Urin.« Gus habe versucht aufzustehen und gedroht, »Ich bringe dich um«, worauf Graner die Tür sofort schloss. »Ich hatte wirklich keine Ahnung, wie ich ihn da rausbringen sollte, auch keine Lust, in der Zelle mit ihm zu kämpfen.« Er ging zurück in den Dienstraum, wo ihm jener Gurt ins Auge fiel. »Ich dachte, wenn ich die Schlinge um seine Schulter bekäme – er war ja nicht besonders groß –, könnte ich ihn einfach aus der Zelle herauszerren. Das war mein Spielplan, als ich runterging.« Er habe England und Ambuhl gebeten mitzukommen, weil »Iraker gewöhnlich nicht gegen Frauen kämpfen«. Dann fand er Gus so vor, wie er ihn zurückgelassen hatte, und schlang den Gurt um seine Schultern. Als sich Gus aufzurichten begann, habe er daran gezogen. »Irgendwann rutschte ihm der Gurt um den Hals, und er fing an, nach draußen zu kriechen.« Das sei aber nicht sein Plan gewesen, und deshalb habe er England den Gurt übergeben und die Fotos gemacht.

Allerdings habe England nicht ahnen können, dass er ihr den Gurt geben würde, und vielleicht hätte er ihn Ambuhl in die Hand gedrückt, wenn sie näher drangestanden hätte. Doch sind die Bilder mit Gus am Haltegurt die einzigen aus Abu Ghraib, auf denen man Ambuhl zusammen mit einem Gefangenen sieht. »Sie stand nur

zufällig im Weg«, erklärte England. »Sie ließ sich nicht gerne fotografieren.« Ambuhl stellte klar, dass sie die Bilder von England und Gus nicht mochte – Punkt. »Darauf erschien es so, als hätten wir aus Jux mit Häftlingen herumgealbert«, sagte sie. »Das war aber nicht der Fall; dieser Häftling war unkooperativ, und wir mussten ihn aus der Zelle holen – einen Mann mit Wunden und so fort, den du nicht anfassen wolltest. Wir kriegten ihn raus, wenn auch vielleicht auf etwas unorthodoxe Weise, aber immerhin verletzte er so niemanden und wurde nicht verletzt.«

Ambuhl zufolge habe Graner sie aus Rücksicht gegen ihre Gefühle aus dem berüchtigten Bild herausgeschnitten, als er es wenig später einigen Sanitätern im Gefängnis zeigte. »Die wollten eine Kopie haben«, erklärte Ambuhl, »und er wusste nicht, ob es mir etwas ausmachen würde, dass man mich darauf sah oder nicht.« Sie selbst hätten jedoch am meisten die Reaktionen der Sanitäter auf das Bild interessiert, und offenbar fanden diese es angemessen, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen mit Gus umgingen.

In der Tat bestätigte Major David Auch, jener Stabsarzt, der im Herbst 2003 die medizinische Abteilung von Abu Ghraib leitete, später den Autoren eines Artikels im *New England Journal of Medicine*, dass er persönlich vor der Entstehung der Bilder gestattet habe, den Gurt bei Gus anzuwenden. Schließlich habe das Gefängnis über keine Zwangsjacken verfügt und, so Auch: »Mir ging es allein darum, Verletzungen auszuschließen.« In Wahrheit hatte Graner allerdings vorher nicht mit Stabsärzten über seine Behandlung von Gus gesprochen – Auch verwechselte Gus mit Shitboy, der fünf Tage später auf Ebene 1 B eintraf, ebenso wie Gus von Camp Ganci kommend, wo er MPs mit Steinen beworfen hatte, und ebenfalls keine Ruhe gab.

SHITBOY WAR EIN IRRER. »Er war einer unserer schlimmsten Fälle«, sagte Ambuhl. »Gewöhnlich bekamen sie ihr Essen in so kleinen Plastikschalen und manchmal einen Becher für Tee dazu. Den füllte er als Erstes mit seinem Kot und Urin und trank das sogar mitunter am Ende. Dann bespuckte er uns und masturbierte, wenn wir vorbeigingen. Ständig versaute er seine Overalls mit Kot. Er legte sich hin, streckte den Hintern in die Luft und schob sich irgendwelches Zeug ins Rektum – Hühnerknochen, alles Mögliche. Und er warf seinen Kot durch die Gegend, auf uns oder auf Mitinsassen. In amerikanischen Gefängnissen gilt so etwas als Straftat, jemanden mit seinen Exkrementen zu bewerfen. Und die Toilette – es war zwar nur ein Loch im Boden, aber wie eine richtige Toilette aus Porzellan –, die brach er raus, grub den Zement aus und aß ihn. Außerdem aß er Farbschnipsel von der Zellentür, griff die Soldaten an und schlug ständig seinen Kopf gegen alles.«

Niemand wusste, was man mit Shitboy machen sollte. Lynndie England erzählte, dass Graner seine Zelle in der Regel nur mit angelegter Gasmaske betrat, und bei diesem Anblick habe der Verrückte immer laut gesungen. Ständig musste man ihn unter die Dusche stellen oder in eine Isolierzelle stecken. Einmal hätten Graner und Frederick ihn nach der Selbstbeschmierung mit Kot hinaus in den Regen geführt und sich im Schlamm wälzen lassen: in der Grundausbildung eine Standardstrafe für Soldaten, doch jemanden mit den Vorlieben Shitboys konnte das kaum treffen. Auf unmittelbar nach dem Schlammbad gemachten Fotos steht er – schlank, muskulös und mit Lehm verkrustet – in der Mitte des Zellenblocks, die Fußgelenke aneinandergekettet, die Arme weit ausgebreitet, den Kopf wie in Ekstase zurückgeworfen. Eine andere Bilderserie zeigt Shitboy nackt kopfüber in seiner Zelle aufgehängt, die Füße an den obersten Bettrahmen gebunden, so dass die Knie in der Luft hängen und sein Kopf knapp über dem Boden baumelt. Zwar ähneln die Bilder Dutzenden anderer, die Insassen des harten Kerns in derart verzerrten Konfigurationen gefesselt zeigen, aber

die Haltung Shitboys ist extremer als jede von Wärtern ausgeheckte Stressposition, und zwar deshalb, weil er sich, was jene Fotos nicht zeigen, selbst so an dem Stockbett aufgehängt hatte – aus eigenem Antrieb und ohne fremde Hilfe.

Javal Davis zufolge war Shitboy ein unermüdlicher Mimiker, der alles nachäffte, was man zu ihm sagte; und auch in seinen Rasereien der Selbstkasteiung schien er durch die übertreibende Nachahmung groteske Rituale in den Zwangsmaßnahmen des MI zu verhöhnen. Indem er sich entblößte und dann die Selbstentblößung ins Extrem trieb – sich besudelte und masturbierte –, kehrte er die im Zellenblock herrschende Ordnung der Demütigung um, bedrängte die Wärter, übertrug seine Verzweiflung auf sie. Während die Soldaten über andere Häftlinge lachten, um deren Scham zu verstärken, lachte Shitboy über sie und kannte in seinem verwegenen Streben danach, zuletzt zu lachen, keine Grenzen. Während die Soldaten vermummte Häftlinge gegen Wände laufen ließen, tat Shitboy sich das Gleiche ständig unvermummt und sehenden Auges selbst an. »Eines Tages kam ich hinein«, sagte Hydrue Joyner, »als er gerade seinen Kopf mit voller Wucht gegen eine Wand schlug – *rumms!*«

Tag und Nacht, Woche für Woche fand Shitboy neue Schliche, seine Wärter herauszufordern, und er war nur einer von mindestens zehn geistig verwirrten Häftlingen, die damals auf Ebene 1B einsaßen. Ein anderer war Twitch, der unter heftigen Anfällen litt und, so Sabrina Harman, »jede Stunde auf die Sekunde genau zu singen anfing. Ich weiß nicht, wie er das schaffte, aber er traf stets den richtigen Moment«. Auch Twitch war ein Dickschädel. Es gibt eine Reihe von Fotos aus einer Nacht, als Graner seine angeschlagene Braue nähen musste, während England mit einer Flinte im Anschlag daneben stand. Auf anderen Fotos ist Twitch Rücken an Rücken mit Handschellen an einen Mitinsassen gekettet, »einen Schlitzer, der sich selbst schnitt«, wie Graner sagte. Beide sind nackt und streben voneinander fort, wobei das Gesicht des Schlitzers mit irrlichternden Augen vor der Linse grinst wie eine Maske der schieren Verzweiflung. Ein weiterer schwieriger Fall war Swamp

Thing, der ähnlich wie Shitboy dazu neigte, mit seinem Stuhl zu spielen. »Er machte kleine Figurinen, wie aus Ton, aber es war kein Ton«, so Jeffery Frost. »Er planschte auch gerne im Wasser und hatte buchstäblich zentimeterhoch Wasser in seiner Zelle stehen. Dauernd mussten wir die Matratze zum Trocknen raustragen. Wir wissen nicht, was sein Problem war, aber er sprach mit sich selbst, führte lange Selbstgespräche.«

Dann gab es Thumbys Schwester, die schrie, um sich schlug und sich ständig an der Kleidung zerrte. Thumby selbst war ein Exfedayeen – es hieß, er habe vier Finger verloren, als er eine Handgranate zu spät warf –, aber warum sie dort war, wusste niemand. Und auch Santa Claus gab Rätsel auf, weniger dramatisch als die anderen – war vielleicht nur senil –, doch die MPs hielten ihn durch die Bank für verrückt. »Er schlug sich immer an die Brust und sagte, ›O, ich bekomme keine Luft, o, mein Herz, mein Herz‹«, berichtete Frost. »Ich fragte: ›Willst du eine Zigarette?‹ Und er sagte: ›Ja‹. ›Na gut, dann bekommst du jetzt keinen Herzanfall.‹« Irgendwie provozierte Santa bei seinen Mithäftlingen das Bedürfnis, ihn zu ärgern. »Die versuchten, ihn mit Dingen zu bewerfen oder ihn zu reizen, und dann ging er zum Angriff über, und so fort«, sagte Ambuhl. Wenn sie Santa zur Dusche brachte, bat sie immer Graner mitzukommen: Die anderen Häftlinge hielten sich zurück, wenn sie Graner sahen, und Ambuhl sagte: »Er konnte es nicht ertragen, dass dieser Geisteskranke von den anderen belästigt wurde. Es war ähnlich wie bei Shitboy – wir wollten diese Leute einfach nicht leiden sehen.«

Die Sanitäter hatten zwar Mitgefühl, waren der Sache aber selber auch nicht gewachsen. »Sie fütterten alle unsere Irren einfach mit Vivinox«, erklärte Graner. Major Auch schrieb im *New England Journal of Medicine*, dass die Klinik von Abu Ghraib zwar gut mit Psychopharmaka ausgestattet war, aber niemand von seinem Personal die Qualifikation besaß, sie kunstgerecht zu verabreichen. Also überließ man die Häftlinge ihren Dämonen und die Wärter sich selbst.

EINE WEITERE FOTOSERIE zeigt Shitboy im Overall, als Graner eine behelfsmäßige Zwangsjacke für ihn bastelte und ihn Schritt für Schritt mit Schaumgummi umwickelte, angefangen bei den Armen, bis Shitboy im letzten Bild der Folge vollständig verpackt ist. Die gepolsterten Arme stecken in einem Sandsack, und eine um die Hüfte gelegte Kette mit Vorhängeschloss hält sie fest. Graner steht mit einer um den Hals geschlungenen Kufiya hinter ihm, stolz lächelnd und mit leicht gewölbtem Schnurrbart. Neun Stunden später machte er folgenden Tagebucheintrag über Shitboy: »Hat die Fesseln am linken Arm durchgebissen – erneut befestigt.« Eine spätere Fotoserie zeigt, wie Graner und Frederick Shitboy in dickes Styropor einpackten, ihn mit dem Gesicht nach unten am Boden auf eine Trage legten, dann mit einer zweiten Trage bedeckten und die beiden Gestänge mit Klebeband aneinander befestigten, um Shitboy wirklich ruhigzustellen. Ambuhl zufolge bezeichneten Sanitäter diese Anordnung als »Bahrensandwich«, und sie hätten die Montage beaufsichtigt. Graner posierte bei jedem Arbeitsschritt neben Shitboy, und als alles fertig war, setzte sich Frederick für sein Foto auf den flach am Boden liegenden Häftling. Doch Shitboy hatte sich sehr bald wieder befreit. »Man hätte ihn in jener Nacht fast erschossen, weil er versuchte, das Gebäude zu verlassen«, sagte Ambuhl, »also war das keine sehr erfolgversprechende Methode.«

»Wir nannten ihn Houdini*«, sagte Javal Davis, »denn sooft sie versuchten, ihn zu fesseln, so oft war er rasch wieder ausgebrochen. Er brach auch Schlösser auf und wäre fast entkommen. Er lief nackt den Gang runter, bevor Sergeant Snider ihn ergreifen konnte. Dann fing er an zu lachen; er lachte einfach über alles.« Davis hielt Shitboy für »ziemlich komisch«, und Harman fand ihn »amüsant«, Ambuhl jedoch war nicht entzückt. Nach ihrer Zählung zerbrach Shitboy mindestens vier Paar Handschellen und ebenso viele Fußfesseln. »Wir zeigten die Bilder Chief Rivas und mehreren der hö-

* Nach dem Entfesslungskünstler Erich Weisz alias Harry Houdini (A.d.Ü.).

heren Tiere, die hier vorbeikamen, um denen vor Augen zu führen, dass wir darauf nicht eingerichtet waren«, sagte Ambuhl. »Wir wollten sie wissen lassen, dass man nicht solche Probleme bewältigen und gleichzeitig sein normales Tagespensum erledigen kann. Wir mussten versuchen, Shitboy loszuwerden.« Allerdings wusste niemand, wo man ihn sonst hätte unterbringen können, und da half es auch nicht, so Javal Davis, dass ein Psychiater nach seinem Besuch im Gefängnis Shitboy für einen bloßen Simulanten erklärte. »Vermutlich wollte er als verrückt erscheinen«, sagte Davis. »Und er machte seine Sache verdammt gut.«

Auch Lynndie England hielt Shitboy für einen Schauspieler. »Er machte uns was vor, wie es auch Kinder oft tun. Das merkt man doch«, sagte sie. »Er wollte eben das Gefängnis verlassen und auf die psychiatrische Station des Lazaretts verlegt werden. Vermutlich meinte er, dass es dort viel besser wäre. Wahrscheinlich stimmte das sogar, denn das Lazarett lag in der sicheren Grünen Zone, während in unserem Gefängnis Tag und Nacht Mörsergranaten einschlugen. In meinen Augen hatte er Recht.« Zwar sei es ziemlich extrem, Kot zu essen und den Schädel an Wände zu schlagen. »Und ich weiß nicht, ob ich so weit gegangen wäre. Aber ich war ja auch kein irakischer Gefangener.«

Doch letztlich spielte es kaum eine Rolle, ob Shitboy ein Verrückter oder ein Schwindler war, denn jedenfalls durfte man ihn nie unbeaufsichtigt lassen. Als der Bahrensandwich nicht hielt, kam Graner auf den Einfall, einen Leibgurt aus Klebeband anzufertigen und Shitboy damit an einer Zellentür zu befestigen. Diese Technik hatte Major Auch bewilligt, und sie verwechselte er später mit dem bei Gus angewandten Gurt, doch auch sie bewährte sich nicht. Shitboy fand in der Umwicklung schnell genügend Spielraum, um den Kopf zurückzuziehen und gegen die Tür zu hämmern. Immer wieder ließ er seine Stirn gegen den Stahl donnern, bis er am Boden zusammenbrach und seinen Sturz mit einer Blutspur markierte. Graner hielt die Szene in drei Fotos und vier mit Ton untermalten Videoclips von je fünfzehn Sekunden fest. Erneut zeigte er die Auf-

nahmen Chief Rivas. »Kurz danach«, erzählte Ambuhl, »wurden Shitboy und die anderen geisteskranken Häftlinge in ein Krankenhaus verlegt.«

BEWEIS. Wie Harman, mit der er regelmäßig Schnappschüsse tauschte, gab Graner an, dass er aus Gründen der Beweissicherung fotografierte. Er speicherte seine Bilder auf dem Laptop im Dienstraum der Ebene 1 A, und im Fall von Shitboy hatten sie ihm geholfen, seine Argumente zu untermauern. Doch Fotos können keine Geschichten erzählen. Sie können nur als Beweise für Geschichten dienen, aber Beweise sind stumm, fordern Ermittlungen und Interpretationen. So betrachtet, als Beweise für etwas dahinter Verborgenes, versteht man Fotos besser nicht als Antworten oder als das Ende von Ermittlungen, sondern als eine Einladung, näher hinzusehen und Fragen zu stellen. Graner benutzte seine Fotos, um aufzuzeigen, dass man im harten Kern nicht mit Shitboy fertig wurde. Doch die Fotos an sich bewiesen nichts. Genauso leicht – oder noch einfacher – hätte man sie auch anders auffassen können, nämlich als Zeugnisse des Missbrauches von Schutzbefohlenen, zumal jene, auf denen Graner und Frederick neben oder auf dem Häftling posieren, als sie ihn verpacken und verschnüren.

Warum lächelt Graner? Wieso hockt Frederick auf dem Bahrensandwich? Auf diesen Bildern wirken sie wie Touristen, Shitboy wird zur bloßen Requisite, ja sogar zum Souvenir, zu einem Symbol ihres Abenteuers, ähnlich dem Eiffelturm oder der Sphinx – einer Kulisse, die besagt: Wir waren da und haben das getan. Doch was haben sie getan? Ist er ihr Opfer? Haben sie ihn besiegt? Jedenfalls deutet nichts an den Bildern darauf hin, dass er einmal sie würde besiegen können.

Wenn man keine Soldaten auf den Bildern sieht, sondern nur Shitboy selbst, sei es ruhig oder wild, könnten sie immer noch Souvenirs sein, doch Shitboy eignet sich nicht dafür. Er fordert

unsere ganze Aufmerksamkeit oder wehrt sie ab – und so oder so wissen wir nicht, was wir da sehen. Sein Bild allein kann uns nichts verraten. Wir brauchen eine Erklärung. Graner und Frederick bei ihm zu sehen, erklärt zwar noch nichts, aber ihre Anwesenheit lässt, ähnlich wie die Lynndie Englands auf den Bildern von Gus, auf eine Geschichte schließen und lädt zu der falschen Vorstellung ein, dass wir sie kennen. Doch sobald wir Shitboys Geschichte erfahren, wirken die Bilder von ihm mit Graner und Frederick relativ beruhigend, während bei Gus und dem Gurt das Gegenteil eintritt: Selbst wenn wir die Geschichte hören, bleiben die Bilder von ihm und England schockierend – nur dass der Schock jetzt davon ausgeht, dass die Fotos noch schlimmer, krasser und boshafter erscheinen als die dargestellte Realität.

Nehmen wir an, Graner hätte den Gurt nicht England gegeben, als Gus aus dem Kerker kroch, sondern einfach fallengelassen, um Gus ungeführt zu fotografieren. Was sähen wir dann? Das Bild hätte dennoch erreicht, was Graner angeblich damit bezweckte: die Dokumentation eines geplanten, leicht fehlgeschlagenen Gewalteinsatzes. Allerdings hätte es auch so einen nackten und scheinbar angeleinten Häftling gezeigt. Gus hätte dennoch missbraucht gewirkt; man sähe gleichwohl, dass ihm etwas angetan wurde, und würde sich fragen, wer das getan hat. Und das Foto wäre trotzdem entsetzlich traurig, vielleicht sogar empörend. Das Aufsehenerregende der tatsächlich von Graner gemachten Bilder liegt darin, dass auf ihnen England am anderen Ende des Gurtes steht. Sie scheint die Fragen zu beantworten, die ohne ihre Anwesenheit aufkämen, so dass man den Eindruck einer direkten Täterschaft gewinnt – sie erscheint, allen Beteiligten zufolge zu Unrecht, als die Misshandelnde.

Die Tatsache, dass England bewusst vor der Kamera posiert, sich ihr sogar zuwendet, bezieht auch den Fotografen mit in das Drama ein. Denn er wird zum Regisseur des ganzen Szenarios der Misshandlung, und so erscheint plötzlich der Akt des Fotografierens selbst als ein Teil des Übergriffs – in dem Maße sogar, dass das Bild selbst und nicht nur das scheinbar Abgebildete als die Verletzung

gelten mag. Dass Graner England derart posieren ließ, wie absichtlich oder unabsichtlich, das sei dahingestellt, bezieht schließlich auch uns Betrachter mit ein, indem es uns in seine Position versetzt und einlädt zu meinen, wir wüssten, was wir da sehen. Ein Bild von Gus allein, mit der am Boden liegenden Leine, würde es uns erlauben, uns als Zeugen zu fühlen; doch mit England auf der Bildfläche geraten wir in die Rolle von Voyeuren.

Graner gab das Fotografieren immer als ein lebensgeschichtliches Projekt aus. Frederick und mehreren anderen mit ihm in Abu Ghraib dienenden Soldaten erzählte er ebenso wie England, dass ihn seine Erfahrung, nach dem ersten Golfkrieg auf Unglauben gestoßen zu sein, auf die Idee brachte, das Fotografieren zu benutzen, um seine Sache glaubhafter darstellen zu können. Also benutzte er die Kamera, um zu beweisen, dass er persönlich vor Ort war und seine Hand im Spiel hatte. Außerdem liebte er ja Streiche, und er schockierte gerne, und als er sich an die Verderbtheit des MI-Blocks gewöhnt hatte, stieg sein Maßstab für fotografierenswerte Szenen – für etwas »Ungewöhnliches« oder »Abgedrehtes« – immer weiter an.

13.

AN DEM ABEND, als Charles Graner Lynndie England mit dem angeleinten Gus fotografierte, brachten Chip Frederick, Javal Davis und ein dritter MP zwei vermummte, mit Handschellen gefesselte Gefangene zur Ebene 1A. Sie kamen von Davis' Zellenblock und hatten angeblich einen heranwachsenden Mitinsassen vergewaltigt. Vergewaltigung und andere, ob erwiesene oder mutmaßliche Übergriffe bereiteten in Abu Ghraib unaufhörlich Probleme, besonders in den Zeltstädten Camp Granci und Camp Vigilant, und genau wie man die psychisch Kranken nirgendwo sonst unterbringen konnte, so diente der MI-Block oft als Endstation für Häftlinge, denen man derlei Delikte vorwarf. Allerdings hätte man Junge eigentlich nicht zusammen mit Erwachsenen unterbringen dürfen; also holte Frederick den Ankläger da heraus und quartierte ihn auf Ebene 1B ein, wo er ihm, laut England, »Wasser, Süßigkeiten und alles Mögliche gab, damit er sich wohl fühlen konnte«. Anschließend setzte er mit England und Graner den beiden Beschuldigten zu: Sie wurden entkleidet, einem anstrengenden PT-Programm unterzogen, um dann, in Einzelzellen gesperrt, möglichst schnell Geständnisse abzulegen. Doch kam es kaum darauf an, was die Männer sagten – »der Junge hielt an seinen Vorwürfen fest«, so England –, und so ging ihr Martyrium am nächsten Tag weiter.

Inzwischen hatte sich die Anwesenheit zweier Vergewaltiger im Block herumgesprochen, und einige MI-Männer wollten sie in Augenschein nehmen – der Verhörbeamte, Specialist Roman Krol, und zwei Analytiker, Specialists Armin Cruz und Israel Rivera. Sie trafen Frederick und Graner beim PT mit den beiden an, und da sie gerade nichts Besseres zu tun hatten, so Roman Krol, »blieben wir da, um zu sehen, was passierte. Einfach so, aus Neugier«. Später

kam noch ein weiterer MP hinzu, Specialist Matthew Smith, ein mit Graner befreundeter Konvoi-Fahrer und Schütze, der sich oft zu Besuch im harten Kern einfand. Er nahm ein Megaphon und fing an, auf einen der Häftlinge einzubrüllen, während der andere weiter Liegestütze machte.

Lynndie England saß mit Megan Ambuhl, die mal wieder auf Graners Laptop Spider Solitaire spielte, oben im Dienstraum. Als beide hinausgingen, um zu schauen, was sich tat, rief Graner ihnen zu, England solle seine Kamera holen, um einige Bilder zu machen, doch Krol habe das wegen der lauten Brüllerei nicht verstehen können – »es waren irgendwelche wahllose Silben, wie zum Beispiel das Wort Diarrhöe«, so Krol –, und bald fielen er und seine MI-Kameraden mit ein. »Wir brüllten einfach Flüche«, sagte er, »können Sie sich ja vorstellen.«

Es war ein erbarmungsloser Radau – sechs Soldaten und ein Dolmetscher schrien zwei nackte Häftlinge nieder –, Brüllen um des Brüllens willen. Und obwohl Krol selbst mitmachte, fragte er sich, was das eigentlich sollte. Leute bellten, »Gesteht, gesteht«, doch war dies kein Verhör, sondern Knastjustiz. »Alle wussten, dass es falsch war, obwohl die Vergewaltiger das verdient hatten«, mutmaßte Krol. »Ich glaube, man wollte die beiden einfach vorführen, damit so etwas nicht noch mal passierte. Den anderen Insassen war es unangenehm, Leute nackt zu sehen, und es geschah vor aller Augen mitten auf dem Zellengang – also wie auf einer Theaterbühne. Die zuschauenden Häftlinge gaben auch Kommentare dazu ab, viele von ihnen unterstützten unser Vorgehen. Ja, die meisten forderten sogar, die Täter einfach umzubringen. Wie es mir vorkam, wäre es ihnen also recht gewesen, sie zu töten, jedoch nicht, sie nackt vorzuführen.«

England zufolge jubelten selbst Gefangene auf der oberen Ebene, die gar nicht sehen konnten, was vor sich ging. Zwar habe ihre Begeisterung einen neuen Ton in den Block gebracht, aber, so England: »Zuschauen sollten sie immer, das gehörte zur Demütigung, wenn man jemanden zwang, beschämende Dinge zu tun. Nacktheit,

insbesondere vor Frauen, ist in ihrer Kultur ein wirklich großes Problem – also eine Schwäche! Und wenn man in Kriegszeiten Informationen braucht und Druck ausüben will, versucht man natürlich, ihre Schwächen auszunutzen.«

OBWOHL SERGEANT KEN DAVIS KEIN IRAKER WAR, setzte auch ihm die Nacktheit stark zu, als er an jenem Abend hineinschaute und so viele Soldaten an der Szenerie beteiligt fand. Zwar gehörte auch er zur 372. MP-Kompanie, begleitete aber nach wie vor seiner Ausbildung entsprechend Konvois, und jetzt suchte er einen seiner Soldaten, Specialist Smith. Vielleicht zeigte sich die Überraschung auf seiner Miene, denn er habe kaum die Ebene 1A betreten, als Specialist Cruz ihn fragte: »Sind wir zu weit gegangen?« Den Eindruck hatte Davis allerdings, ohne jedoch so genau zu wissen, was das hieß. »Nicht, dass sie versucht hätten, etwas zu verbergen«, sagte er. »Das fiel mir besonders auf. Wenn du weißt, dass du Mist baust – ich meine ganz großen Mist –, versuchst du doch, das heimlich zu tun. Du gibst dir alle Mühe, es zu verheimlichen, damit andere, die es besser wissen, nichts davon mitbekommen.«

Davis blieb und sah zu. Die PT-Sitzung war beendet. Graner begann gerade, die Häftlinge mit Handschellen aneinanderzuketten und, in verschiedenen Sexualstellungen verschlungen, auf dem Boden anzuordnen. Völlig perplex, dachte Davis, »wenn hier etwas aus dem Ruder liefe, hätte Graner es mir doch gesagt.« Danach bemerkte er auf der oberen Ebene Lynndie England mit einer Kamera. »Da fiel mir wieder ein, dass Graner mir Anfang Oktober berichtet hatte, er mache Aufnahmen, um beweisen zu können, wozu man ihn zwinge. So kam für mich langsam alles zusammen – OK, sie macht Bilder, um Graner decken zu helfen.«

Unterdessen brachte man einen weiteren Häftling herein, und Frederick verkündete, dass auch er mit vergewaltigt habe. »Cruz brüllte ihn an, ›Ausziehen, ausziehen!‹«, so Davis, »worauf der

Mann protestiert, ›Nein, Mister, nein‹. Doch dann fordern sie, ›Graner, sorg dafür, dass er sich auszieht.‹ Und Graner brüllt – scharf wie ein Ausbilder im Drill, der dir wirklich Beine macht – ›ZIEH DICH AUS!‹ Also fängt der Mann an, sich auszuziehen.«

Als er nackt war, goss jemand Wasser auf den Boden, und er musste durch die Pfütze robben. Er versuchte, auf allen vieren zu krabbeln, aber das wurde nicht zugelassen. »Cruz stellte ihm den Fuß auf das Hinterteil und drückte ihn runter, so dass er seine Genitalien über den Zement schleifen musste«, berichtete Davis. »Ich begriff nicht, was da vorging und fragte, ›Ist das eure Methode, Leute zu verhören?‹ Darauf er: ›Es gibt viele verschiedene Verhörmethoden.‹ Also sagte ich, ›Mir reicht's‹, und ging. Ich wusste, dass ich es melden würde, denn das war Irrsinn. Ich legte mich ins Bett, und es ist erstaunlich, denn wenn du erst einmal liegst, ist es egal, wie viel Musik du spielst, egal, wie laut du sie aufdrehst, du hörst immer weiter diese Schreie. Du siehst die Bilder. Dir steht weiter vor Augen, was da vor sich geht.«

»ICH WAR SCHON DRAUF UND DRAN ZU VERSCHWINDEN«, sagte Roman Krol, »konnte mich dann aber doch nicht zum Gehen aufraffen.« Also sah er weiter zu, wie man den dritten Gefangenen auf die beiden anderen am Boden türmte und in heillosem Gewirr mit Handschellen an sie kettete. Während die drei sich dort wanden, kam jemand mit einem Nerf Football an, und die Soldaten fingen an, ihn herumzuwerfen und Fangen zu spielen. »Vielleicht erscheint das schräg«, sagte Krol, »aber es machte mir nicht wirklich Spaß. Wir warfen uns nur weiter den Ball zu.« Dann fingen sie an, den Ball neben den Häftlingen hart aufspringen zu lassen. Krol warf ihn auf sie und traf einen der Männer am Bein.

In diesem Moment betätigte Lynndie England oben auf der Empore den Auslöser. Da sie kein Blitzlicht benutzte, wusste Krol gar nicht, dass er fotografiert wurde, sondern erfuhr erst Monate später

davon, als er, längst wieder in die Staaten und ins zivile Berufsleben zurückgekehrt, die Bilder sah. Sie wirkten trübe, fern und überladen – schwer deutbar –, doch da stand er, und da war der Nerf Football, nach seinem Abpraller durch die Luft fliegend. Er dachte nur: Warum? »Ich meine, wenn man etwas Verbotenes macht, ist es doch absoluter Blödsinn, das auch noch aufzunehmen«, sagte er. »Es ist so, als wollte man sich selbst ans Messer liefern.«

Hinzu komme noch, so Krol: »Auf Bildern sah es so viel entsetzlicher aus. Was ich empfinde, wenn ich dieses Bild hier sehe, und was ich empfand, als ich tatsächlich jenen Vorfall sah, das sind zwei total verschiedene Perspektiven. Wenn du auf deiner bequemen Wohnzimmercouch sitzt und dies, was du selbst erlebt hast, auf dem Bildschirm siehst, wirkt es so viel schlimmer. Auf den Fotos sieht es wirklich aus wie echte Folter. Doch den Gefangenen wurde körperlich nichts Schlimmeres angetan, als dass sie nackt über den Boden kriechen mussten, also war es wirklich, wirklich unangenehm – aber Folter kann ich darin nicht sehen. Das war ein wirklich, wirklich schlimmer Fall von Demütigung, mehr aber auch nicht. Damals machte ich mir nicht viel aus diesem Vorfall. Ich dachte nur, OK, da haben also zwei Häftlinge bekommen, was sie verdienen. Fertig – danach ging der Dienst weiter.«

Da die Fotos Krol einholten, wollte er sich rechtfertigen. Bei seinen eigenen Verhören habe er Häftlinge selten aggressiv angehen müssen und insgesamt nicht mehr als dreimal die schwere Einschüchterung eingesetzt, um jemanden zum Reden zu bringen. Meistens seien die Verhöre eher gelaufen »wie Interviews«. Er habe festgestellt, dass neunzig Prozent der Iraker, die man ihm in die Kabine brachte, freiwillig redeten, weil sie nichts von Belang wussten; als zufällige Opfer von Massenfestnahmen waren sie offenkundig unschuldig, so dass es ihn ermüdet habe, dort einen nach dem anderen zu empfangen, die Entlassungspapiere auszufüllen und genau zu wissen, dass man sie trotzdem noch Wochen oder Monate lang grundlos festhalten würde. Bei seiner Abreise in den Irak sei Krol noch kriegsbegeistert und davon überzeugt gewesen, genau

das Richtige für Amerika zu tun; allerdings habe er angenommen, man würde einmarschieren, den Irakern ihre Freiheit geben und wieder abziehen. In Abu Ghraib sei ihm die Besatzung als etwas Krankhaftes, Demoralisierendes erschienen, eine bloße Verschwendung seiner Zeit und der aller anderen. Wenn Krol damals vielleicht auch nicht in der Lage war, alle diese Gefühle zu bündeln, so habe seine Unzufriedenheit doch in jener Nacht auf der Ebene 1 A einen Fokus gefunden.

»Der ganze Vorgang ließ mich zuerst ziemlich gleichgültig, doch dann bekam ich zunehmend negative Gefühle gegenüber den Vergewaltigern«, erklärte er. »Abu Ghraib wurde fast täglich mit Mörsern beschossen. Unsere Leute starben dort. Ich hatte also wirklich die Nase voll.« Ja, der Mörserangriff vom 20. September, dem die beiden Sergeants Brown und Friedrich im MI-Zelt zum Opfer fielen, habe Specialist Cruz verwundet, der Friedrich sehr nahestand. »Als er diese Häftlinge missbrauchte, sie robben und sich am Boden wälzen ließ, habe er in Wahrheit die Hintermänner gesehen, die seinen Freund umbrachten«, sagte Krol über Cruz. »Ich meine, jeder hatte seine eigenen Motive. Ich habe einen fünfjährigen Bruder, und wenn ich an Typen denke, die Kinder vergewaltigen, sehe ich rot. Das war mein Motiv, einfach ein Hass auf das, was sie getan hatten, und ich glaube, so ging es den meisten der MPs und MI. Sie schnappten einfach über. Ich meine, alle hatten so die Schnauze voll von dem Zeug, sich mit Gefangenen rumzuschlagen, und wenn sie was Grausiges wie die Vergewaltigung eines Fünfzehnjährigen hörten, schnappten sie einfach über. Na, so ging es mir jedenfalls. Ich drehte einfach innerlich völlig durch. Kurz bevor ich ging, war ich so angepisst, dass ich eine Wasserflasche nahm und sie damit bespritzte, nur um deutlich meinen Hass auszudrücken, meinen Hass darauf, was sie dem armen Jungen angetan hatten.«

BEI DER LITANEI VON TRAUMATISIERUNGEN, denen die drei Gefangenen mehr als eine Stunde lang ausgesetzt waren, mag das Bespritzen mit Wasser kaum erwähnenswert erscheinen, doch fällt Krols Ausbruch vor allem wegen der zugrunde liegenden Stimmung ins Auge: Kein einziger der MPs, die anlässlich ihres Wachdienstes Insassen des MI-Blocks drangsalierten, berichtete von einem so tiefen Hass auf die Gefangenen. Zwar betrachteten sie diese mit unterschiedlich stark ausgeprägter Furcht, Wut, Verbitterung oder Verachtung als Feinde, aber die Animosität der MIs, zu deren Projektion ihre finstere Arbeit einlud, war im Wesentlichen unpersönlicher Natur. Mitunter mögen manche von ihnen Befriedigung, wenn nicht sogar Lust bei der Macht empfunden haben, Menschen wie Fleischsäcke zu behandeln, aber diese Macht resultierte aus der Verfügungsgewalt und nicht daraus, die Kontrolle zu verlieren. Was sich für Krol anfühlte wie eine durch innere Erregung ausgelöste Krise, war für die MPs einfach nur Drill – eben die Höllennacht, die sie allen Neuankömmlingen routinemäßig bereiteten. Sie mussten nicht nach speziellen Motiven suchen, um ihr Verhalten zu erklären. »Wenn es in Abu Ghraib keinen MI gegeben hätte«, sagte Megan Ambuhl, »wären die Insassen in ihren Zellen geblieben, und wir hätten im Dienstraum gemütlich Filme gesehen oder Kaffee getrunken.«

Allerdings waren die mutmaßlichen Vergewaltiger keine MI-Gefangenen, vielmehr hatte die Mitwirkung der vielen MI-Soldaten bei ihrer Marterung bei Ken Davis den Eindruck erweckt, dass der MI die ganze Show veranstaltete – und gerade weil es eine Show war, völlig ungeniert und unverhohlen, zögerte er am nächsten Morgen, seinen Zugführer Leutnant Lewis Raeder aufzusuchen, um das Gesehene zu melden. »Dir gehen ganz verschiedene Dinge durch den Kopf«, sagte er. »Wenn du etwas nicht meldest, können sie dich wegen Pflichtversäumnis drankriegen. Wenn sich aber herausstellt, dass es in Ordnung war, könnten einige Leute sauer sein, weil du überhaupt etwas gemeldet hast. Aber, na gut, wenigstens sicherst du dich ab und schilderst einfach die Lage.« Auch grundsätzlich

zu wissen, dass Lynndie England in der Zeit seiner Anwesenheit dort fotografierte, habe ihn in seinem Entschluss bestärkt. »Also ging ich zu Leutnant Raeder rein und sagte, ›Sir. Der Militärische Nachrichtendienst, drüben im harten Kern – die machen ein paar ziemlich üble Sachen mit nackten Häftlingen.‹ Daraufhin erklärte er mir, dass ich da drüben nichts zu suchen hätte, und außerdem sagte er: ›Gehen Sie den MIs aus dem Weg und lassen die ihre Arbeit machen.‹«

Ken Davis ließ es damit sein Bewenden haben, und wie Ambuhl berichtete, vernahm der MI am Ende die mutmaßlichen Vergewaltiger wirklich, um den Fall anschließend der irakischen Polizei zu übergeben, die zu dem Ergebnis kam, dass sie den Jungen doch nicht vergewaltigt hatten. Zwei davon blieben auf Ebene 1 B, wo die MPs sie bald so nett und vertrauenswürdig fanden, dass sie ihnen die Ehre erwiesen, am Putzdienst teilnehmen zu dürfen. Der dritte, den man wieder in seinen alten Zellenblock verlegte, kam mehrere Wochen später beim Transport zum Haftprüfungstermin ums Leben, als eine Straßenbombe seinen Konvoi auf dem Weg zum Gericht zerfetzte. Dann oblag es Javal Davis, seine Habseligkeiten aus der Zelle zu holen und den anderen Blockinsassen die Todesnachricht zu überbringen. Dies war jene eine Geschichte von Abu Ghraib, die ihm jedes Mal, wenn er sie erzählte, im Hals stecken blieb.

»Es ging mir nahe«, sagte er. »Es machte mich traurig, weil viele dieser Typen, auch wenn sie Kriminelle waren, Amerika hassten und ihren Gefühlen freien Lauf ließen, ja doch Menschen waren. Sie wurden Kriegsopfer, ähnlich wie US-Soldaten oder irakische Widerstandskämpfer und andere Nichtuniformierte. Er konnte sich nicht schützen. Das hat mir – es hat mir einfach wehgetan. Mann, der Busche war auf dem Weg, entlassen zu werden, und er schaffte es nicht. Also sind alle in dieser Situation nur Verlierer – und das hat mich so mitgenommen.«

14.

BEIM SCHREIBEN ÜBER HISTORISCHE GESCHEHNISSE besteht immer die Versuchung, die Realitäten zu verzerren, indem man sie stringent zu erklären versucht. Am größten ist diese Versuchung, solange das Geschehene noch frisch in Erinnerung ist und laufende Krisen betrifft – Krisen, die unser Welt- und Selbstverständnis prägen. Auch wenn sich, wer in dieser elenden Geschichte hier angelangt ist, nach etwas Erleichterung – nach einer Entlassung aus der erbarmungslosen, vernichtenden Enge des Kerkers, nach einem klaren, läuternden Klang von Normalität, einem Zwischenspiel ausgleichender Gerechtigkeit –, dem Hervorbrechen von Anstand, dem Auftritt eines Helden sehnen dürfte, will sich doch gewiss niemand täuschen lassen: Diese Geschichte kennt keinen solchen Trost oder Retter. Abu Ghraib war eben ein Tollhaus und der MI-Block sein krankes rasendes Herz. Dafür gab es weder eine Rechtfertigung noch etwas vorzuweisen, keine große Ausbeute an nützlichen Informationen, keine die Mittel heiligenden Zwecke, und nicht einmal hat sich jemand die Mühe gemacht, etwas anderes zu behaupten. Das Entsetzen von Ebene 1A war vollkommen überflüssig, und es wurde nur immer schlimmer.

»Wahrscheinlich wissen Sie das inzwischen auch selbst«, sagte Sergeant Ken Davis. »Wer in Abu Ghraib tiefer zu schürfen beginnt, kommt als ein anderer wieder heraus. Dabei stirbt ein Teil von dir entweder ab oder wird völlig irre.«

Worum geht es also? Welchen Nutzen verspricht das? Warum sich so abmühen?

Bliebe denn eine andere Wahl? Wir können Abu Ghraib nicht ausweichen. Wegschauen hilft ebenso wenig wie anprangern, abstreiten oder verleugnen. Es ist ein unübersehbarer und nicht mehr

auszutilgender Schandfleck, und zwar auf unserer Weste. Wenn wir noch hoffen wollen, ihn in Grenzen zu halten und damit weiterzuleben, so nur, indem wir das Ganze in den Blick nehmen.

DER MAKEL HAFTET DESHALB AN UNS, weil der Irak, neben allem Übrigen, durchweg in erster Linie Amerika betraf: die Projektion seiner Macht und seines Bildes auf die Welt. Der Irak war eine Bühne. Darunter litten die Iraker, bei denen auf jeden getöteten Amerikaner etwa fünfzig Tote kamen. Insofern und nach jedem anderen Maßstab der Verwüstung war es in hohem Maße ihr Krieg; doch obwohl ein Teil der Iraker ihn unterstützten, darin eine Hoffnung und eine Chance für ihr Land und sich selbst sahen, hatten sie ihn nicht frei gewählt. Es war ein amerikanischer Krieg, weil die gewählten Beamten der USA beschlossen, ihn auf eigene Faust zu führen, »zu einem Zeitpunkt unserer Wahl«, wie der Präsident sagte. Und darin ging es um Amerika, weil wir im Namen unserer Freiheit und der freien Welt kämpften. Was dabei auf dem Spiel stand, für die Kriegstreiber genauso wie für die Skeptiker und Kriegsgegner, war ein amerikanisches Modell: die Geschichte Amerikas als des Garanten für Recht und Freiheit im In- und Ausland, eines strengen, aber gerechten Schiedsrichters über das Schicksal von Nationen, intolerant nur gegenüber der Intoleranz, einer Geißel für Schurkenstaaten und verbrecherische Tyrannen, die das urmenschliche Streben ihrer Völker unterdrücken, seinem Beispiel zu folgen.

Ihr Ziel in den höchsten Tönen lobend, beschworen die Kriegsplaner nichts Geringeres als die Fortsetzung der amerikanischen Revolution bei den geknechteten Untertanen Saddams – und dann, durch schiere Macht des Einflusses oder durch Fortführung des Feldzuges, auf den Rest der islamischen Welt. Aufgrund solcher Ansprüche stellten seine Befürworter ihn oft als einen Krieg der Ideen dar, als den Kampf Freiheit, Demokratie, Menschenrechte gegen Faschismus, Stammesdenken, Tyrannei. Und weil die demo-

kratische Selbstbestimmung noch keinem Volk durch militärische Fremdherrschaft auferlegt werden konnte, betrachteten viele seiner Kritiker den Krieg als ein romantisch-reaktionäres Abenteuer, eine imperialistische Torheit. So oder so nahm man an, dass ein kühner Ehrgeiz den Präsidenten und seine Herolde trieb, wie Abraham Lincoln über die Gründungsväter sagte: »Bei Erfolg winkte ihnen die Unsterblichkeit, würden Landschaften und Städte, Flüsse und Berge nach ihnen benannt, würde man sie für alle Zeiten verehren, besingen und hochleben lassen. Im Fall des Scheiterns jedoch hätte man sie nur eine flüchtige Stunde lang als Gauner, Toren und Fanatiker bezeichnet und dann der Vergessenheit anheimgegeben.« Allerdings hatte sich der große Ehrgeiz der amerikanischen Gründungsväter inzwischen zu erfolgreich verwirklicht, als dass ein Scheitern Amerikas im Bereich und in der Dimension des Irak-Kriegs so schnell in Vergessenheit geraten könnte.

Einer der nachwirkenden Erfolge von Lincolns großem Vorbild, General George Washington, im Unabhängigkeitskrieg bestand darin, dass er anordnete, feindliche Gefangene zivilisiert zu behandeln. Die britische Politik ließ es dagegen zu, gefangen genommene oder sich ergebende Soldaten der Kontinentalarmee niederzumetzeln, und ein Großteil derer, die man nicht an Ort und Stelle tötete, starb wenig später bei grausamer Behandlung an Seuchen oder Entkräftung. Doch als den Amerikanern bei der Schlacht von Princeton Hunderte von hessischen Söldnern in die Hände fielen, befahl Washington: »Gebt ihnen keinen Grund, sich darüber zu beklagen, dass wir das brutale Beispiel der Britischen Armee im Umgang mit unseren bedauernswerten Brüdern nachahmen würden.« Ebenso wie die Gräueltaten der Rotjacken dazu beitrugen, dass sich antikoloniale Einstellungen verhärteten, brachte die einseitige Übung von Menschlichkeit Washington Vorteile: Nicht nur eroberte er damit die Herzen der Hessen, von denen sich viele nach Kriegsende in Amerika niederließen, es bescherte ihm auch internationale Unterstützung für die amerikanische Rebellion.

Im Irak lag schon vor dem Ausbruch der Kämpfe auf der Hand,

dass es bei einem politisch so aufgeladenen und gesuchten Krieg nicht genügen würde, sich mit erdrückender Gewaltanwendung durchzusetzen; vielmehr musste man auch die globale öffentliche Meinung für sich gewinnen, auf die der Krieg durch den 11. September 2001 übergegriffen hatte. Selbst in jenen fiebrigen Zeiten, in denen die Wunden noch frisch und der Rachedurst ungestillt waren, schien die Sache schwer verkäuflich; und in der rhetorischen Wildnis, die den Irak bei den Vorbereitungen der Invasion umgab, konnte man sich des Kriegsziels nie sicher sein. Doch inmitten der düsteren Warnungen vor Massenvernichtungswaffen – womöglich in den Händen von Terroristen oder auf London gerichtet – und vor dunklen Rauchschwaden, die sich in Atompilze verwandelten, hob sich das Versprechen, Saddams stalinistisches Kerkersystem durch eine faire und humane Rechtsstaatlichkeit zu ersetzen, als einer der klarsten und saubersten Töne des Rufes nach den Waffen ab: kein nächtliches Anklopfen mehr, kein spurloses Verschwinden, keine willkürlichen Festnahmen, keine Folter und keine Ausrottung von Gefangenen.

Der ganze Irak wurde, mit einem gewissen Recht, als eine einzige Strafkolonie dargestellt, in der man auch die nicht Eingekerkerten als Geiseln hielt, die in ständiger Angst vor dem Staat lebten. Und als sich das gefürchtete Waffenarsenal nach unserer Einnahme des Landes als ein Trugbild erwies, wurde der Ruf, dass unsere Anwesenheit dort im Wesentlichen humanitären Zwecken dienen müsse, nur noch lauter und dringlicher. Sogar als der Präsident das Ende des konventionellen Kriegs im Irak verkündete und die Besatzung als neue Front im Krieg gegen den Terror darstellte, endete seine Rede vor den Soldaten an Bord der *USS Abraham Lincoln* im Mai über »Auftrag erfüllt« mit dem Schlachtruf: »Und wo ihr auch hingeht, ihr überbringt eine Botschaft der Hoffnung – eine alte und doch immer neue Botschaft. In den Worten des Propheten Jesaja, ›zu sagen den Gefangenen: Geht heraus! Und zu denen in der Finsternis: Kommt hervor!‹«

In Wirklichkeit schreibt Jesaja diese Zeilen Gott zu:

»So spricht der Herr: Ich habe dich erhört zur Zeit der Gnade und habe dir am Tag des Heils geholfen und habe dich behütet und zum Bund für das Volk bestellt, dass du das Land aufrichtest und das verwüstete Erbe zuteilst, zu sagen den Gefangenen: Geht heraus! Und zu denen in der Finsternis: Kommt hervor!«

Der Herr, der Prophet, der Präsident – wer immer da sprechen mochte: Jedenfalls schienen die Worte etwas Größeres anzukündigen als die bloße Wiederherstellung des trostlosen Erbes von Abu Ghraib. Dachte er wirklich, niemand würde das merken? Scherte ihn das überhaupt? Und glaubte er vielleicht, damit durchzukommen? Er kam ja durch. Nur können wir uns damit nicht abfinden.

ZWEIFELLOS HAT AMERIKA immer schon hässliche verdeckte Operationen im Namen der Freiheit durchgeführt, doch früher ging das mit dem Verständnis einher, dass auch Verbrechen im Namen der nationalen Sicherheit Verbrechen sind. Das bezeichnete der Vizepräsident als die Arbeit »im Verborgenen« und beschwor dabei die Notwendigkeit, »ein paar ganz zwielichtige Figuren« anzuheuern. Danach entschieden seine und die Juristen des Präsidenten, dass es sich im Krieg gegen den Terror empfehle, anstelle des Gesetzes besser die Theorie heranzuziehen, dass Folter ein Phantomdelikt ist, definiert durch die nicht zu beweisende Absicht, dem Opfer unerträgliche Schmerzen zuzufügen. Angesichts der Lösung eines so nagenden Problems und angesichts des tödlich entschlossenen Widerstandskampfes, den keiner der Beteiligten an der Planung des größten amerikanischen Militäreinsatzes seit Vietnam erwartet, geschweige denn vorhergesehen hatte, übertrug man das »üble, fiese, gefährliche, schmutzige Geschäft«, Iraker zu jagen, ohne Anklage einzusperren, zu beleidigen, zu missbrauchen, ja auch zu foltern, den Personen, die der Vizepräsident vermutlich meinte, als er geringschätzig von den »amtlich anerkannten und beglaubigten

guten Jungs« sprach – gewöhnlichen amerikanischen Soldaten, die sich eigentlich nicht als finstere Gestalten betrachten konnten, auch wenn sie einander bei finsteren Machenschaften fotografierten.

Das Liebäugeln des Vizepräsidenten mit dem Verborgenen ist viel besser nachvollziehbar als jene jämmerliche Inkompetenz und Stümperhaftigkeit, die es unter den Blitzlichtern von Abu Ghraib zum Vorschein brachte. Fast schwankt man zwischen Nationalstolz und Verzweiflung darüber, dass einige amerikanische Soldaten offenbar nicht begriffen oder einfach außer Acht ließen: Sie hätten ihre teuflischen Einsätze geheim halten müssen! Anscheinend erkannten sie niemals ganz den Schuldkodex der *omertà* an, der sich naturgemäß bei denen durchsetzt, die wahrhaft und bewusst verdorben sind. Vielmehr verloren sie die Absurdität und Verrücktheit ihrer Stellung nie ganz aus den Augen. Sogar noch, als sie routinemäßig im Laster versanken, bewies ihr Fotografieren, dass sie ihr Verhalten nicht für normal hielten. Sie gingen nie völlig im Programm auf. Spricht nicht am Ende für sie, dass der Dienst in der Unterwelt sie zutiefst demoralisierte?

Unerfahren, unausgebildet, dauernd unter Beschuss und Befehlen zum Unrechttun ausgesetzt, wussten die unteren Dienstränge der MP-Reservisten, deren Aufgabe es war, die ruchlose Politik des Kriegs gegen den Terror im MI-Block des harten Kerns von Abu Ghraib auszuführen, dass sie etwas Unmoralisches taten, das auf jeden Fall verboten gehörte, auch wenn es faktisch erlaubt war. Sie wussten von ihrem Recht und ihrer Pflicht, gesetzwidrige Befehle zu verweigern und ihren direkten Vorgesetzten zu melden; und wenn das nicht half – oder wenn dieser selbst den Befehl gegeben hatte –, sich auf dem Dienstweg so lange an immer höhere Stellen zu wenden, bis sie Gehör fanden.

»Du lernst von Anfang an, dass du Befehle befolgen musst und andernfalls Ärger bekommst«, sagte Megan Ambuhl. »Aber offenbar kannst du auch so Ärger bekommen, wenn jemand was rausfindet und ihm die gegebenen Befehle nicht gefallen. Oberste, Generäle, Majore a. D. und dergleichen können sich leicht aufplus-

tern und erklären, ›Nun, diese Leute hätten doch wissen müssen, was gesetzwidrige Befehle sind. Und sie hätten sich gegen diese Oberstleutnants und Majore wehren müssen. Sie hätten ihnen sogar sehr frühzeitig widersprechen müssen, in einer Kriegszone, wo Menschenleben auf dem Spiel standen.‹ Ich halte es für schlicht unrealistisch zu denken, dass so was passieren kann.« Außerdem, erklärte Ambuhl, »haben seinerzeit alle in unserer Befehlskette gesagt, dass es in Ordnung war. Die Fragen sind gestellt und beantwortet worden. Was wollen Sie dann noch machen?«

»Ich weiß nicht, was ich hätte anders machen können«, beteuerte Sabrina Harman. »Vielleicht einfach sagen, ›Leckt mich am Arsch, ich arbeite hier nicht‹, und wegen Befehlsverweigerung direkt in den Knast wandern. Vielleicht. Aber ich weiß nicht. Ich bin sicher, dass jeder etwas anders machen kann, ich weiß nur nicht, was ich anders machen würde, wenn ich noch einmal in der Situation wäre.«

Klingen diese Soldaten so, als ob sie nur Ausflüchte machten? Nahmen sich nicht manche von ihnen Freiheiten der Gewaltanwendung heraus – behandelten sie nicht bloße Andeutungen als Befehle, um diese dann nach eigenem Gutdünken auszulegen –, obwohl sie doch stattdessen auch Mitgefühl hätten zeigen können? Zweifellos. Doch wo blieben die Verantwortlichen der Führungsebene? Niemand hätte sich Freiheiten der Gewaltanwendung herausnehmen können, wenn sie die MPs hätten an der Kandare halten wollen. Das freilich wollte dort niemand, weil das Gesetz von Abu Ghraib die Gesetzlosigkeit war.

MITTE NOVEMBER TRAF CHARLES GRANER eines Abends zur Nachtschicht auf der Ebene 1 A ein und fand dort sechs neue Häftlinge vor, die vermummt der Dinge harrten. Sergeant Joyner erklärte ihm, sie seien gerade vom Camp Vigilant gekommen, wo sie angeblich versucht hatten, einen Aufruhr anzuzetteln. Joyner übergab ihm eine

Anordnung von Oberstleutnant Jordan, wonach Graner sie dem PT unterziehen sollte – »was in solchen Fällen Liegestützen bedeutete, wissen Sie, nackt mit über den Kopf gestülpten Sandsäcken immer auf und ab«, erklärte Graner. Also nahm er sich ihrer an und wollte eine Leibesvisitation durchführen, wie bei Neueingängen auf der Ebene unverzichtbar, doch der erste Gefangene wehrte sich. »Da knallte ich ihn gegen die Wand«, berichtete Graner. Der Mann brach zusammen, und, so trug Graner ins Tagebuch ein: »Unter dem Sandsack lief Blut heraus. Als ich nachsah, erschien es wie Nasenbluten, und der Sandsack wurde ihm wieder übergestülpt. Jemand benachrichtigte den medizinischen Dienst, worauf ein Sanitäter den Häftling untersuchte und eine fünf Zentimeter lange Platzwunde am rechten Kinn feststellte.«

Graner persönlich half, die Wunde mit acht Stichen zu nähen. Außerdem ließ er die Situation in Einzelschritten aufnehmen: der Häftling am Boden, unter dem Kinn blutend, als hätte man ihm die Kehle aufgeschlitzt, und dann mit blutverschmiertem Gesicht; Graner mit angelegten Latexhandschuhen über ihn gebeugt, sehr aufmerksam auf Zange und Faden konzentriert; die blutgestreifte Wand, gegen die der Häftling geschmettert wurde; und das blutgetränkte Hemd des Mannes, sorgfältig wie eine heilige Reliquie am Boden ausgelegt. Danach gab Graner das Abendessen auf der Ebene aus, und währenddessen kamen Hauptmann Brinson und Sergeant Lipinski, um nach dem Verletzten zu schauen. Als sich Graner dann wieder den Neuzugängen widmete, befolgte auch einer der übrigen nicht seine Anweisungen, woraufhin er ihn ebenfalls schlug. »Mensch«, bellte er, »ich sage dir auf Arabisch, was du machen sollst, und du verstehst mich trotzdem nicht – also zog ich ihm einen quer durchs Gesicht wie allen anderen auch.«

Graner fing an, die Häftlinge für das PT zu entkleiden, wie er Jordans Auftrag verstand. Doch Brinson wies ihn an, sie direkt in ihre Zellen zu bringen. Also zog er ihnen Overalls über und, so Graner selbst: »Als die Gefangenen fertig waren, ließ ich alle außer dem mit der Naht, den ich bereits zu seiner Zelle geführt hatte, mit überge-

stülpten Sandsäcken zu den Zellen robben, wobei Sergeant Lipinski und Hauptmann Brinson mir zusahen.« Graner zufolge war an jenem Abend auch Hauptmann Avery dabei, ein Marinejurist vom Judge Advocate General's Corps, der obersten Justizinstanz der US-Streitkräfte, »der sich fast täglich dort einfand«. Avery war der Anblick nackter Insassen ebenso vertraut wie seinem JAG-Kollegen Hauptmann Fitch, dem Rechtsberater von Oberst Pappas, auch, so Graner, »dass man Leute auf dem Gang PT machen ließ und Gefangene von den Zellentüren herabhingen«. Hin und wieder habe einer von ihnen gesehen, dass man einem Häftling etwas antat, und gesagt: »He, das ist falsch« oder »Eigentlich dürfen wir das nicht durchgehen lassen«. Als sie diesmal aber nichts sagten, fasste Graner ihr Schweigen als »konkludente Zustimmung auf – dass alles OK war, weil da jemand vom JAG ist, der offenbar nichts daran auszusetzen hat«.

Anscheinend fühlte sich Avery beim Anblick des Häftlings mit dem genähten Kinn aber doch nicht so wohl, und er erwähnte die Sache einem anderen JAG-Offizier gegenüber, der sich auf der Ebene weniger gut auskannte. »Da war eine rote Fahne hochgegangen«, sagte Graner, und sein Zugführer Brinson sah sich gezwungen, einen Aktenvermerk über den Vorfall anzulegen. Zwei Tage später überreichte er Graner die Dienstbegleitende Beratung, ein Standardformular der Armee (DA Form 4856), mit dem Offiziere den Soldaten, die eine Anleitung zu benötigen scheinen, ihre Bedenken förmlich mitteilen können. Auf diesem Formblatt hatte Brinson unter dem Titel »Hauptdiskussionspunkte« geschrieben:

> CPL Graner, Sie machen Ihre Sache auf Ebene 1 der BCF [Strafvollzugsanstalt Bagdad] sehr gut und sind als der für das Areal des »MI Halteraumes« zuständige Unteroffizier bereits von unseren hiesigen MI-Einheiten und besonders von Oberstleutnant Jordan hoch gelobt worden. Wenn Sie auf diesem Stand weitermachen, so wird uns das helfen, unseren Gesamtauftrag mit Erfolg zu erfüllen.

Allerdings bereiten mir bezüglich Ihres Verhaltens zwei Aspekte Sorgen. Erstens hat Sergeant Snider bereits Ihr Erscheinungsbild im Dienst rügen müssen: Ich verlange von allen Soldaten, dass sie jederzeit die Uniform der Armee tragen und deren Kleiderordnung einhalten, und ich ermuntere sie, diese womöglich zu übertreffen. Ich möchte Sie hiermit noch einmal auf dieses Problem aufmerksam machen.

Zweitens bereitet mir Sorgen, dass die mit der Arbeit auf Ebene 1 verbundene hohe Belastung Ihre Arbeitsleistung beeinträchtigen könnte. Sie haben es oftmals mit Sicherheitshäftlingen zu tun, die nachrichtendienstlich von größtem Wert sind. Diese Insassen versuchen gerne, unsere Soldaten zu aggressivem Verhalten zu reizen, indem sie sie verspotten oder ihre Anweisungen nicht befolgen. Im Übrigen beherbergt Ebene 1 die Isolierzellen für den Gefängnistrakt harter Kern, und diese Zellen sind nur mit Häftlingen belegt, deren aufsässiges und/oder aggressives Verhalten zu der Isolation Anlass gab. Ganz zu schweigen davon, dass Ebene 1 Häftlinge mit psychiatrischen Problemen aufweist, die eine zusätzliche Arbeitsbelastung mit sich bringen.

Am 14. Nov. 2003 ereignete sich ein Vorfall mit einem Sicherheitshäftling, dessen Verhalten es in Ihren Worten erforderlich machte, Gewalt einzusetzen, um die Lage wieder unter Kontrolle zu bringen. Dabei erlitt der Häftling Hautabschürfungen und Platzwunden im Gesicht. Lassen Sie mich vor allen Dingen betonen, dass Ihnen niemand Ihr angestammtes Recht auf Notwehr wegnehmen kann, und wenn Sie den Eindruck haben, sich verteidigen zu müssen, unterstütze ich Ihre Entscheidung voll und ganz. Sie hatten angegeben, dass Sie den Gewalteinsatz in den vorgeschriebenen Stufen gesteigert haben. Sie hatten angegeben, dass Sie in steter Anhebung nur die jeweils zur Kontrolle der Lage angemessene Gewalt angewandt haben. Weiter hatten Sie angegeben, dass Sie dann den Gewalteinsatz einstellten und um medizinische Versorgung des Häftlings nachsuchten. Da die Aussagen der anderen MP, die an jenem Abend dort Dienst ta-

ten, kein Licht auf den Vorfall werfen, nehme ich, solange keine anderen Erkenntnisse vorliegen, Ihre Darstellung der Ereignisse als gegeben an.

Das stand auf der ersten Seite. Auf der zweiten gab Brinson unter dem Titel »Handlungsplan« Graner den Rat, sich erneut mit den Einsatzregeln der MP vertraut zu machen – jenem Papier, auf dem die Eskalation der Gewalt in den Schritten Rufen, Wegstoßen, Waffe zeigen, Schießen (*shout, shove, show, shoot*) beschrieben sind – oder sich bei Fragen an einen JAG-Offizier zu wenden. Brinson kündigte Graner außerdem an, seinen Dienstplan so zu ändern, dass er etwas Abstand zu den Belangen der Ebene gewinne. Bei Bedarf könne er den Militärgeistlichen und »andere Beratungsstellen für Stressbewältigung« aufsuchen – allerdings liegen keine Berichte darüber vor, ob Graner je Beratung suchte oder erhielt. Und er blieb einen weiteren Monat im MI-Block, bevor man ihn für einen Monat zur Begleitung von Gefangenenkonvois abordnete, was er schon die ganze Zeit angestrebt habe. Formal gesehen sollte das Beratungsformular als Verwarnung gelten. Brinson musste jedoch politisch denken: Im Zivilberuf war er Berater des republikanischen Kongressabgeordneten Mike Rogers aus Alabama, seines Zeichens Mitglied des Streitkräfteausschusses; hätte er an Graners Verhalten etwas Gravierendes zu beanstanden gefunden, so hätte er dafür geradestehen und sich vor den eigenen Befehlshabern rechtfertigen müssen. Indem er aber seinen Soldaten belobigte, sicherte er sich nach beiden Richtungen ab, woraufhin Graner und seine Kollegen die Beurteilung beim Wort nahmen, nämlich in der Tat als Lob und als grünes Licht dafür, so weiterzumachen.

»Er bekam ein ›Gut gemacht, mein Junge!‹«, spöttelte Javal Davis.

AUCH BEIM ROTEN KREUZ DACHTE MAN POLITISCH, wenn auch unter dem Vorwand, unpolitisch zu bleiben. Kaum eine Woche, nachdem die 372. den Dienst im harten Kern aufgenommen hatte, trat das IKRK erneut in Abu Ghraib an, um die zuvor ausgesetzte Überprüfung des MI-Blocks abzuschließen. Diesmal gelang es den Delegierten in gereizten Verhandlungen durchzusetzen, die gewünschten Insassen zu sehen, wenn auch nur kurz, und zwar während der Tagschicht, allerdings unter der Obhut militärischer Aufpasser, die ihnen verboten, den Häftlingen andere Fragen zu stellen als solche nach ihrer Identität und ihrem Befinden. »Das war eine ganz üble Situation«, berichtete Sergeant Jeffery Frost. »Die wollten, dass wir alle Zellen öffneten, um sie frei herumlaufen und alle Häftlinge befragen zu lassen. Wir verstanden schon, dass sie das Recht dazu hatten, aber das ist unser Gefängnis – also müssen sie sich auch an unsere Regeln halten.«

Keine Spur davon, dass die Armee offiziell dieselben Regeln befolgte wie das IKRK, nämlich die Genfer Konventionen: Frost zufolge habe man sogar Rundgänge General Janis Karpinskis durch das Gefängnis rechtzeitig angekündigt, damit alles ordentlich aussah, das heißt, man die Böden schrubben, die Insassen baden und in einen vorzeigbaren Zustand bringen konnte. »So veranstalteten wir eine Hunde- und Ponyausstellung«, sagte er, »alle bekamen ihre Matratzen und ihre Kleidung zurück. Doch kaum waren die Typen weg, da nahm man auch schon denen, die bestimmte Dinge nicht haben sollten, alles wieder ab.« Zwar seien die Besuche Karpinskis selten gewesen, aber, so Frost, das Affentheater war trotzdem lästig genug.

Die Delegierten des Roten Kreuzes ließen sich jedoch nicht so einfach irreführen, und gestützt auf ihre beiden Besuche berichteten sie – gleich anschließend der Gefängnisleitung persönlich und mehrere Wochen später schriftlich direkt an Karpinski –, dass es auf Ebene 1 regelmäßig zu schweren, systematischen Verletzungen der Genfer Konventionen komme. Im schriftlichen Bericht des IKRK

hieß es: Man halte Insassen nackt, schlaflos, in Stresspositionen angekettet, in lichtlose Zellen gesperrt, außerdem hätten viele von zu eng angelegten Handschellen offene oder vernarbte Handgelenke oder seien von psychischen Traumata seelisch zerrüttet – was sich in »zusammenhanglosem Gerede, akuten Angstreaktionen ... oder Suizidgedanken« äußere –, woraus das IKRK letzten Endes den Schluss zog, dass die »Misshandlung« jener Häftlinge »in manchen Fällen auf Folter hinausläuft«.

Das waren vernichtende Befunde, ein deutliches Warnsignal – zumal der Bericht klarstellte, dass die im MI-Block herrschende Brutalität bei den für Abu Ghraib zuständigen Spitzenoffizieren bekannt war und Billigung fand. Da jedoch die Genfer Zentrale des IKRK mit einer rigorosen Vertraulichkeit zu Werke geht, die an das strenge Schweizer Bankgeheimnis erinnert, teilt sie ihre Einschätzung von Haftbedingungen nur den direkt zuständigen Regierungen und Armeen mit. Dieses geschlossene Prüf- und Kontrollsystem, das beide Parteien auf Treu und Glauben zur Rechtschaffenheit anhält, macht das Rote Kreuz zum zahnlosen Tiger, letztlich sogar zum Komplizen bei Vertuschungen, wenn der Missbrauch von Häftlingen politisch gewollt ist, wie im Fall des harten Kerns. Auf besonders deutliche Weise trat dies zutage, als die Delegierten des Roten Kreuzes im Zweiten Weltkrieg Konzentrationslager der Nazis inspizierten und nur den Nazis selbst berichteten, was sie sahen und hörten. Unter derart kompromittierten Umständen könnten die Lagebeurteilungen des Roten Kreuzes ihren rechtlichen oder humanitären Zweck nur dann erfüllen, wenn sie an die Öffentlichkeit durchsickern würden, wie bei jenem Bericht über Abu Ghraib geschehen – allerdings mit sechs Monaten Verspätung. Als es darauf ankam, blieb er jedoch völlig wirkungslos.

Karpinski betrachtete die Ebene 1 A nicht als ihr Terrain, sondern als das des MI, und gab den Bericht an Oberst Marc Warren weiter, den Rechtsberater von General Sanchez, der schon die Verhörregeln für das Gefängnis aufgestellt hatte. »Ich konnte es nicht glauben«, sagte Warren. Also habe er Nachforschungen angestrengt: »Ich

sprach mit Offizieren des JAG und des MI, die sich gut mit den Verhältnissen von Abu Ghraib auskannten, und ihre Antwort lautete einhellig, dass diese Berichte nie und nimmer als glaubhaft gelten könnten.« Insbesondere habe er auch mit dem Stellvertreter und Hauptrechtsberater von Oberst Pappas geredet: »Ich erinnere mich an ein Gespräch, in dem sogar jemand behauptete, dass die Vorwürfe absolut idiotisch seien.« So versichert, entwarf Warren einen Brief für Karpinski, in dem er die Befunde des IKRK als haltlos, als ein irregeleitetes und feindseliges Hirngespinst verwarf.

Selbstverständlich wäre es empörend, wenn die Aufseher der größten MI-Operation Amerikas im Irak nichts davon gewusst hätten, was mit ihren wertvollsten Häftlingen geschah. Doch die Komplizenschaft, das Wegsehen und Verschleiern, das Zuschieben des Schwarzen Peters und das Vertuschen, der Selbstbetrug und die Feigheit, die Disziplinlosigkeit und die Inkompetenz durchdrangen alle Glieder der Befehlskette, vom MI-Block bis hinauf zum Pentagon und zum Weißen Haus – so dass Zivilisten ohne jede Kampferfahrung eine ganze Militärbürokratie von oben bis unten politisch einschüchtern und korrumpieren konnten. Später indes, als die Bilder aus dem MI-Block an die Öffentlichkeit gelangten und Amerikas Schande zum Weltgespräch wurde, wollten Spekulationen darüber nicht mehr enden, ob sich direkte Verbindungen finden ließen – Protokolle, Vermerke, Akten, irgendwelche unwiderleglichen Beweise –, um die auf den Fotos abgebildeten Szenen den Zivilisten an der Staatsspitze persönlich zur Last legen zu können, dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten, dem Verteidigungsminister. Auch wenn man fieberhaft nach »schlagenden Beweisen« für das vermeintlich fehlende Bindeglied suchte – es fehlte gar nicht, sondern lag offen zutage: Der schlagende Beweis war Abu Ghraib selbst.

15.

IN DEN MORGENSTUNDEN DES 4. NOVEMBER 2003 traf um kurz nach vier ein neuer Gefangener in Abu Ghraib ein, den man direkt in den harten Kern brachte. Gerade eben hatte die Tagschicht begonnen, Sergeant Tony Diaz hatte als für den MI-Block zuständiger MP Hydrue Joyner abgelöst. Auch Jeffery Frost war da. Den Neuzugang eskortierten zwei Amerikaner, ein Verhörbeamter und sein Dolmetscher, beide schwarz gekleidet, die sich als OGA-Agenten auswiesen. »CIA-Leute«, sagte Frost. Der Gefangene trug einen Sandsack über den Kopf gestülpt. Seine Hände waren auf dem Rücken gefesselt, und er trug nur ein T-Shirt – keine Hose, keine Unterwäsche und weder Schuhe noch Strümpfe. »Er war ziemlich fertig. Hatte angeblich bei der Festnahme Widerstand geleistet«, erklärte Frost, und Diaz fügte hinzu: »Er atmete sehr schwer, man hörte sogar das laute Pochen seines Herzens. Ich meine, sonst war er in Ordnung. Er sprach ja auch, als sie hereinkamen, denn sie verhörten ihn schon.«

Die MPs stellten keine Fragen. »Wer dieser Mann war, was er getan hatte, das ging uns nichts an«, sagte Diaz. »Wir sollten ihn nur abfertigen.« Selbstverständlich fiel bei einem »Gespenst« kein Papierkram an. Abfertigen bedeutete, Hemd ausziehen, Leibesvisitation, in einen Overall stecken und so zur Dusche von Ebene 1 B führen, wo der CIA-Verhörbeamte die MPs anwies, ihn in der Stellung des palästinensischen Hängens mit den Handschellen an das Fenster hinter seinem Rücken anzuketten. Danach durften die MPs wieder gehen. Sie schlossen die Gittertür des Duschraumes hinter sich ab, hängten Bettdecken als Sichtschutz darüber und setzten ihren Morgenrundgang fort.

Etwa eine, vielleicht anderthalb Stunden später tranken Diaz und Frost gerade Kaffee, als der Verhörbeamte aus der Dusche kam und

um ihre Hilfe bat. Der Gefangene reagiere nicht mehr auf Fragen, deshalb sollten sie die Hände noch höher fesseln, um ihm stärker zuzusetzen. Die MPs gingen hinein, und Diaz hob den Mann hoch, während Frost die Fessel weiter nach oben schob. Als Diaz den Häftling wieder losließ, sackte er an den Armen nach vorne. »Ich dachte, ›Mann, ist der Kerl stark‹«, sagte Diaz. »Ich meine, man sah die Handschellen – und es schien so, als hinge sein ganzes Gewicht an den Handgelenken.«

Der Verhörbeamte hatte inzwischen Platz genommen und fuhr unbeirrt fort, Fragen zu stellen, wobei er zusah, wie sich die MPs an dem verstockten Gefangenen zu schaffen machten. Dann bat er sie, die Hände noch höher anzubringen. Diesmal besorgte Frost das Anheben. »Ich hielt ihn nur am Overall hoch«, sagte er, »packte ihm nicht unter die Arme oder so, und der Overall schnürte ihm die Weichteile ein. Ich flachste, ›Verdammt, der Kerl ist saugut darin, sich tot zu stellen, weil ich dabei bestimmt schreien würde wie am Spieß‹. Alle lachten nur, und niemand dachte sich was dabei.«

Als die Position der Handschellen korrigiert war, ließ Frost los. »Ich weiß noch, wie weit nach hinten sich seine Arme streckten«, sagte er. »Es war eine wirklich grässliche Stellung, und ich frotzelte noch mal, ›Dieser Typ ist saugut, denn seine Arme brechen ja fast oder sind vielleicht schon gebrochen. Ich warte nur noch auf den Knall‹.«

Diaz zufolge ließ der Verhörbeamte nicht von seiner Fragerei ab: »Wir dachten uns, ›Puh! Da stimmt was nicht‹. Also ging ich näher ran, um sein Herz abzuhorchen, aber ich hörte nichts.« Diaz schickte einen MP kaltes Wasser holen und bespritzte den Gefangenen damit, als der Eimer kam. Doch der zuckte nicht einmal. »In diesem Moment nahm ich ihm die Kapuze ab«, so Diaz, »und da sah ich zum ersten Mal sein Gesicht – es war völlig ramponiert, beide Augen blau geschlagen und alles voller Blutergüsse.« Ein Auge war zugeschwollen, das andere stand offen, doch Diaz konnte nicht feststellen, worauf dieses blickte. Er bewegte einen Finger dicht vor der Nase des Gefangenen hin und her, aber das Auge starrte

weiterhin geradeaus, und jetzt dämmerte es Diaz: »Der Bursche lebt ja gar nicht mehr.«

Er habe das dem Verhörbeamten mitgeteilt: »Sir, dieser Typ ist tot.« Worauf der zurückfragte, »Wirklich? Der kann doch nicht tot sein.«

»Ich weiß nicht, ob er insgeheim längst wusste, dass er tot war, und es nur kaschieren wollte«, gab Diaz an. »Mir gegenüber tat er jedenfalls so, als ob er nichts von seinem Tod wüsste. Also sagte ich, ›Ja, Sir, der ist tot.‹ Und da holte er sein Handy hervor und fing an, Leute anzurufen. Er verließ den Duschraum.«

Als Diaz und Frost den Toten losmachten und auf den Fußboden legten, quoll ihm Blut aus Mund und Nase. Diaz rief dem Verhörbeamten zu: »He, hören Sie, Mann, das geht auf eure Kappe.« Dann ging er an sein Funkgerät und rief seinerseits Hilfe herbei.

Während seiner Zeit in Abu Ghraib hatte Diaz viele Abende mit dem Videospiel »Max Pain« zugebracht, dessen gleichnamiger Held, ein Expolizist, den Mord an seiner Frau und seinem Sohn zu rächen anstrebt. »Er verfolgt die Schurken«, erzählte Diaz. »Er geht auf eigene Faust vor, nimmt alles selbst in die Hand, um die Bande aufzuspüren, die seine Familie umgebracht hat. Am Ende gelingt es ihm, und er erledigt sie alle.« Diaz habe das Spiel beherrscht, so dass auch er alle Schurken erledigte, sobald er in die Rolle von Max Pain schlüpfte. »Das war eine Art Zeitvertreib«, erklärte er. Doch mit echten Toten sei er noch nie in Berührung gekommen – »Friedhöfe und Gräber, das war alles, was ich kannte«, sagte er –, und so habe er es einfach nicht fassen können, dass der ihm zu Füßen liegende Leichnam kurz zuvor noch aufrecht zur Tür hereingegangen war.

»Die ganze Zeit, als wir mit dem Typ rummachten, ihn trugen und anhoben, da lebte er schon gar nicht mehr«, sinnierte Diaz. »Ich hatte sogar Flecken an der Uniform, weil er blutete. Und irgendwie fühlte ich mich miserabel dabei. Ich wusste zwar, dass ich nichts damit zu tun habe, aber man fühlt sich trotzdem schuldig.«

ALS DIE TODESNACHRICHT den Dienstweg von Abu Ghraib durchlief, hielten ranghohe Offiziere in der Dusche von Ebene 1 B eine regelrechte Parade ab. Die CIA-Leute hatten sich bei ihrem Rückzug geweigert, den zugrunde gerichteten Gefangenen wieder mitzunehmen, so dass nun niemand wusste, was mit dem Leichnam eines Menschen geschehen sollte, der als lebendiger offiziell gar nicht existiert hatte. Wie nennt man ein totes Gespenst? Man kannte ja nicht mal seinen Namen.

Als Oberst Pappas eintraf, erklärte er: »Das werde ich nicht alleine ausbaden!« Obwohl daraus nicht eindeutig hervorging, ob er gezielt jemandem drohen wollte, bedurfte es keiner weiteren Worte, um das kollektive Interesse an der Bestreitbarkeit eindringlich anzusprechen. Also zog man die Sanitäter hinzu, die den Toten säuberten, seine offenen Wunden verbanden und ihn in einem Leichensack mit Eis verpackten. Dann scheuerte man die Dusche mit Bleiche, schnürte den Leichensack fest zu, stellte ihn in eine Ecke, verschloss den Raum und machte eine Notiz im Tagebuch des Zellenblocks: »Dusche von 1 B bis zum Auszug der OGA außer Betrieb.«

Als später die Nachtschicht ihren Dienst im harten Kern antrat, berief Hauptmann Brinson die MPs zu einer Sitzung ein. »Dabei sagte er«, berichtete Sabrina Harman, »in der Dusche sei ein Häftling am Herzschlag gestorben.« In jener Nacht hatte auch Graner Dienst, und beide waren selbstverständlich neugierig – wie alle –, gingen aber weiter wie üblich ihrer Arbeit nach.

In der Nacht zuvor hatte ein CID-Agent namens Ricardo Romero, der sich regelmäßig im MI-Block sehen ließ, einen neuen Gefangenen hereingebracht, den man der Mittäterschaft bei der Tötung eines seiner CID-Kollegen verdächtigte. Allerdings hieß es, der Gefangene gebe einen falschen Namen an und beharre darauf, nicht der vom CID Gesuchte zu sein. »Dort nahm man an, dass er log«, erklärte Graner, »und wenn sich sein Name als erfunden herausstellte, konnte man ihm auch das andere Ding nachweisen, also hatte ich Anweisungen von Chief Romero ... Wörtlich sagte er:

›Macht ihm das Leben in den nächsten drei Tagen zur Hölle! Findet heraus, wie er heißt!‹« Graner hatte dem Häftling den Spitznamen Gilligan gegeben und unterzog ihn der Standardbehandlung: Anbrüllen, PT, Vorhalten oder Stehen auf einer MRE-Kiste. Er ließ Gilligan vermummt und hätte ihn normalerweise nackt traktiert, sagte jedoch: »In diesen paar Nächten war es scheußlich kalt.« Also ließ Graner ein Loch in eine Pritschendecke schneiden und stülpte sie dem Gefangenen über wie einen Poncho. Doch damit endete sein Mitleid. Jetzt stand Gilligan bereits seine zweite Nacht auf der Kiste, diesmal in der Dusche von Ebene 1 A, und Graner brüllte ihn aus vollem Hals mit seiner besten Marineausbilderstimme an – »schrie einfach die ganze Nacht auf ihn ein«, so er selbst. »Wissen Sie, mehr oder weniger den ersten Teil von *Full Metal Jacket* wiederholend, so laut ich konnte, um ihn dann nach seinem Namen zu fragen.«

In jener Nacht kam Graners Freund Specialist Matthew Smith eine Zeitlang hinzu und wirkte beim Anschreien mit, und später fiel Javal Davis in den Chor ein. Ebenso Sergeant Frederick, der berichtete, als er bei seinem nächtlichen Kontrollgang die Runde durch den Block machte, hätte Agent Romero gerade auf Ebene 1 B vor den Gitterstäben mit einem weiblichen Häftling geflirtet – gesäuselt und Kusshändchen zugeworfen. Als er Romero dann nach Gilligan fragte, habe der zurückgegeben: »Mir ist scheißegal, was Sie mit dem anstellen, solange Sie ihn nicht umbringen.«

Frederick habe Romeros Antwort »als Befehl aufgefasst, allerdings als keinen spezifischen«, und erklärte: »Mir erschien Agent Romero als eine Autoritätsperson, und da er den Häftling weichgeklopft brauchte, wollte ich dafür sorgen, dass er ihn wirklich weichgeklopft bekam.« Daher ging Frederick in die Dusche, um den Schauplatz zu erkunden. Graner legte gerade eine Pause ein, Gilligan stand auf seiner Kiste. Frederick fiel auf, dass hinter dem Gefangenen einige lose Kabel aus der Wand hingen. »Ich griff sie und führte die blanken Enden zusammen, um sicherzugehen, dass kein Saft darauf war«, erzählte er; »als keine Funken sprühten, knotete ich eine kleine Schlaufe hinein und legte sie um – ich glaube

seinen Zeigefinger – und beließ sie dort.« Währenddessen seien Javal Davis und Harman in die Dusche gekommen. Dann habe jemand ein Kabel an Gilligans anderer Hand befestigt und ihm ein weiteres um die Kehle gelegt. »Ich weiß noch, dass Davis fragte, ›Wo ist der Schalter?‹ – oder so ähnlich«, sagte Frederick. Doch Harman räumte ein: »Ich habe ihn gewarnt. Ich habe ihm gesagt, er dürfe nicht umfallen, weil er sonst einen tödlichen Stromschlag bekäme.«

Harman hatte den größten Teil der Nacht damit zugebracht, jenen Häftling, den sie The Claw (Klaue) nannten, munter zu halten und Shitboy zu versorgen, der sich mal wieder mit seinem Kot beschmutzt hatte. Als sie zu den anderen in die Dusche ging, geschah das in einer Pause. Doch obwohl Gilligan Englisch verstand, war sie nicht sicher, ob er ihre Drohung ernst nahm oder nicht.

»Aber ich wusste ja genau, dass er keinen Schlag kriegen würde«, erläuterte sie. »Also war es mir im Grunde egal. Ich meine, das war nur so dahingesagt, ohne was dahinter. Böser wäre es gewesen, wenn die Leitung wirklich unter Strom gestanden und ihn hätte alle machen können. Doch ihm wurde kein Haar gekrümmt. Am Ende der Nacht lachte er uns sogar aus – vielleicht deshalb, weil er wusste, dass wir ihn nicht würden brechen können.« Die ganze Angelegenheit mit dem angetäuschten Stromschlag dauerte zehn bis fünfzehn Minuten. Lange genug für eine Fotoserie. Als die Kabel anlagen, war Frederick zurückgetreten und hatte Gilligan angewiesen, die Arme seitwärts auszubreiten wie Schwingen, und ihn so abgelichtet. Danach machte er ein weiteres Foto in der gleichen Stellung, der vermummte Mann im Poncho, barfuß auf der Kiste stehend, Arme ausgebreitet, von den Fingern Drähte abzweigend: *klick, klick*, zwei Sekunden. Drei Minuten später betätigte Harman den Auslöser, allerdings mehrere Schritte weiter hinten, so dass man Frederick am vorderen Bildrand sieht, der das kurz zuvor gemachte Foto auf dem Display seiner Kamera studiert – jene Aufnahme, die zur bekanntesten, berüchtigtsten und am häufigsten reproduzierten des gesamten Kriegs werden sollte.

Nun waren dies weder die ersten noch die letzten in jener Nacht im Block entstandenen Fotos. Kurz nach der Sitzung mit Gilligan bemerkte jemand, dass unter der Tür zum Duschraum von Ebene 1 B Wasser durchsickerte. Graner holte sich den Schlüssel, und dann begleitete Harman ihn, um nachzusehen, was da los war. »Der getötete Bursche – er fing an zu schmelzen«, sagte sie. »Er lag schon seit Stunden da, und das auf ihn gepackte Eis floss aus.« Als sie die Dusche betrat, machte Harman ein Bild von dem an der Rückwand liegenden schwarzen Leichensack aus Gummi; auch Graner knipste ihn. Dann streiften sie sich türkisfarbene Latexhandschuhe über, um den Sack zu öffnen.

»Wir sahen nur rein und machten ein paar Fotos von ihm«, so Harman. »Wussten sofort, dass er nicht am Herzschlag gestorben sein konnte, bei all den Katschen und dem Nasenblut. Doch man denkt ja nicht, dass Befehlshaber einen anlügen. Das erschütterte mein Vertrauen, so viel ist sicher. Wenn man nicht mal mehr seinem Befehlshaber vertrauen kann!«

DER TOTE STECKTE bis zum Hals in Eisbeuteln aus einem glasähnlichen Kunststoff, nur das arg ramponierte, bandagierte Gesicht mit wie zum Sprechen geöffnetem Mund lag frei. Während Graner den Boden aufwischte, nahm die angehende Gerichtsfotografin Harman den Leichnam aus verschiedenen Perspektiven mal stärker, mal schwächer gezoomt auf. Als Graner mit dem Putzen fertig war, fotografierte er Harman neben dem Leichnam posierend, wobei sie sich mit aufgesetztem Kodak-Lächeln und an der behandschuhten Rechten aufgestelltem Daumen weit zu ihm hinunterbeugte. Danach nahm sie seine Kamera, um eine ähnliche Aufnahme von Graner zu machen, anschließend verzurrte sie den Leichensack wieder, und die beiden trollten sich.

»Wir haben dabei wahrscheinlich nicht gedacht, he, dieser Mann hat Familie, oder, he, dieser Mann ist gerade ermordet worden«,

sagte Harman über jene munteren Abschiedsbilder. »Eher war es so etwas wie: He, da ist ein Toter, und es wäre scharf, ein Foto neben einer Leiche zu kriegen. Ich weiß, das sieht schlimm aus. Ich meine, selbst wenn ich sie heute sehe, denke ich, Jesses, das sieht ja wirklich ziemlich übel aus. Doch in der Situation selbst war es gar nicht so heftig, wie es vielleicht aus den Medien rüberkommt, weil Leute alles Mögliche fotografieren. So macht ja auch ein Soldat, wenn er einen Toten sieht, normalerweise Fotos davon.«

Im Grunde meinte Harman, dass es nichts Ungewöhnliches sei, solche Aufnahmen zu machen. Soldaten haben immer schon skandalöse Kriegsgeschichten ausgetauscht – ob um zu prahlen oder zu beichten, zu moralisieren oder zu provozieren –, und wenn andere in Abu Ghraib die Fotos der Nachtschichten im MI-Block kritiklos hinnahmen, so lässt dies vermuten, dass man sie jener kameradschaftlichen Tradition zuordnete. Obwohl Javal Davis im harten Kern selbst weder fotografierte noch auf Bildern erschien, sagte er: »Alle dort hatten Digitalkameras, alle machten Aufnahmen von allem, angefangen bei Häftlingen bis zum Tod. Wie in Vietnam, wo sie den Toten mit der Zigarette im Mund fotografierten nach dem Motto ›He, Mama, schau mal‹. Es klingt krank, aber da drüben war das ganz normal, es war gar nichts. Die Einstellung war, ich würde sagen: abgestumpft. Ich meine, wenn du tagtäglich rund um die Uhr vom Tod, von Gemetzel, von Gewalt umgeben bist, dann saugt dich das richtig auf. Du gehst die Straße runter und siehst eine Leiche auf der Fahrbahn liegen; während du einige Monate vorher noch gedacht hättest, ›O mein Gott, eine Leiche‹, denkst du jetzt, ›Verdammt, wurde der zugerichtet, komm, gehen wir was essen‹. Du könntest jemand brennend die Straße langrennen sehen und würdest – solange es kein amerikanischer Soldat ist – nur denken: ›Irgendwer müsste den Typ löschen‹.«

Allerdings ist es ein großer Unterschied, ob man Kriegsgräuel fotografiert oder ob man sie als Kulisse benutzt für trophäenartig gestellte Schnappschüsse. Wenn man sieht, wie sich Harman und Graner über den Leichnam beugen, drängt sich der Eindruck auf,

dass sie nicht nur seinen Tod zelebrierten, sondern vielleicht sogar selbst die Hand mit im Spiel hatten. Mögen sie auch nur als Gag fotografiert haben – »für den Hausgebrauch«, wie Frederick über seine Bilder von Gilligan sagte –, so stehen die Motive doch im krassen Widerspruch zu Harmans Behauptung, sie hätte nur die Zustände von Abu Ghraib dokumentieren wollen. Andererseits bezeugen ihre grausig intimen Porträts von dem Leichnam selbst wirklich das Entsetzen bei der Entdeckung, wie furchtbar er zugerichtet war.

Am späteren Abend ging Harman noch einmal in den Duschraum, begleitet von Frederick, um den Leichnam genauer zu untersuchen. Diesmal legte sie alles frei, nahm die Verbände ab und trat nicht selbst auf Bildern in Erscheinung. »Ich fing einfach an, alles aufzunehmen, was nicht stimmte, jede kleine Quetschung oder Katsche«, sagte sie. »Seine Knie waren verletzt, ebenso die Oberschenkel im Bereich der Geschlechtsteile. Er hatte Wundmale an den Handgelenken. Er hatte überall Blutergüsse. Doch musste man genau hinschauen, da sie beim Säubern ganze Arbeit geleistet hatten. Die Gaze an den Augen hatte man erst nachträglich angebracht, um es so erscheinen zu lassen, als sei er ärztlich behandelt worden – weil das bei seiner Einlieferung nicht geschehen war. Außerdem waren rings herum so viele Sachen, zum Beispiel das aus der Nase und aus den Ohren gelaufene Blut; dann war ein Zahn abgebrochen – ich weiß nicht, ob das dort oder vorher passierte –, und die Lippe gespalten. Und es sah so aus, als hätte jemand ihn entweder mit einem Gewehrkolben malträtiert oder gegen eine Wand geschlagen. Es war eine ziemlich große klaffende Wunde. Die habe ich auch fotografiert. Ich wollte einfach alles dokumentieren, was ich sah. Deshalb machte ich die Fotos. Sie sollten jedermann, der diesen Typ sah, beweisen: He, man hat mich schlicht und einfach betrogen. Dieser Kerl ist nicht am Herzschlag gestorben. Schau dir mal all diese anderen Verletzungen an, die sie zu kaschieren versuchten.«

Graner hatte eine andere Vorstellung davon, was die Fotos be-

wiesen. Als ihn das nächste Mal irgendwelche OGA-Männer baten, einen Häftling, der beim Verhör zusammengebrochen war, in seine Zelle zurückzubringen, habe er widerspruchslos getan, was sie wollten: »Ich zerbrach mir nicht den Kopf darüber. Wissen Sie, diese Typen können Leute umbringen. Irgendwelche Bewusstlosen – ich schleppe ihn einfach in seine Zelle zurück.«

NACH FAST DREISSIG STUNDEN im Duschraum entfernte man den Leichnam von der Ebene, getarnt als erkrankter Insasse, um nicht, so Oberstleutnant Jordan, in dem Gefängnis eine »allgemeine Revolte« anzufachen. Jordan beschrieb das Vorgehen wie folgt: »Sie legten den Leichnam auf eine Bahre, zogen den Leichensack, in dem er gesteckt hatte, nach unten, breiteten eine Decke darüber, klebten ihm eine gebrauchte Kanüle an den Innenarm, so als erhielte er eine Infusion, setzten ihm eine Sauerstoffmaske auf und fuhren ihn hinaus. Hydrue Joyner, dessen Dienst an jenem Tag wieder begann, fühlte sich an die schwarze Hollywood-Komödie *Immer Ärger mit Bernie* erinnert, in der zwei skurrile Manager eines US-Konzerns ihren toten Chef ständig wie eine Puppe behandeln, um den Anschein zu erwecken, er lebte noch, und nicht ihrerseits unter Mordverdacht zu geraten.

»Echt unglaublich«, sagte Joyner über die Farce mit dem Infusionsbeutel. »Doch das kam von oben. Die wollten nicht, dass irgend jemand von den Gefangenen dachte, wir da drinnen seien eine Mörderbande.« Im Tagebuch bezeichnete Joyner den Toten als Bernie, aber Ermittler der Armee fanden schnell heraus, dass er ein mutmaßlicher Aufrührer namens Manadel al-Jamadi war, der Sprengstoff für das Bombenattentat geliefert haben sollte, das eine Woche vor seiner Festnahme die Bagdader Zentrale des Roten Kreuzes in die Luft gejagt hatte. In der folgenden Woche ergab eine Autopsie, dass al-Jamadi »Verletzungen durch stumpfe Gewalteinwirkung« und »Atemhemmungen« erlegen war, so dass man die Todesursache als Mord einstufte.

Etwa zur gleichen Zeit befand der CID, dass Gilligan schließlich doch nicht derjenige war, für den man ihn während seines Martyriums im Duschraum gehalten hatte. »Also all dies, und der arme Kerl war unschuldig«, urteilte Harman. Er blieb auf Ebene 1 A und wurde bald zu einem der Lieblingshäftlinge der MPs. Ähnlich wie die Männer von 1 B, denen man Vergewaltigung vorgeworfen und die Hölle auf Erden bereitet hatte, um sie dann zu entlasten, erhielt Gilligan den Vorzugsstatus eines Blockwartes und wurde regelmäßig aus der Zelle entlassen, um beim Putzen zu helfen. Megan Ambuhl bezeichnete ihn als »sehr anständig« und sagte, sie habe ein Foto, auf dem er gemeinsam mit Charles Graner esse und rauche. Gilligan, sagte sie, »scheint nicht weiter unter seiner früheren Behandlung gelitten zu haben«; Sabrina Harman schwärmte regelrecht: »Er war einfach ein sehr, sehr lustiger Geselle, wenn du jemanden hättest mit nach Hause nehmen dürfen, dann hätte ich eindeutig ihn gewählt.«

Unter diesen Umständen irritierte es Harman, dass Gilligan, wie Frederick ihn aufgenommen hatte – mit Haube, Umhang und Kabeln an den Händen auf seiner Kiste stehend –, schließlich als Figur zur Ikone von Abu Ghraib und wahrscheinlich zum stärksten Symbol für den Krieg gegen den Terror nach den Türmen des World Trade Center vorgerückt war. Das Bild ging in zahllosen Reproduktionen und Darstellungen rings um den ganzen Erdball: selbstverständlich in den Medien, aber auch in Wandgemälden und Plakaten, auf T-Shirts und Anschlagbrettern, an Moscheenwänden und in Kunstgalerien. Jahre später ließ sich Harman sogar einen Gilligan auf den Arm tätowieren, doch das sei Privatsache. Das enorme Interesse der Öffentlichkeit an dem Gilligan-Foto – ja, an allen Bildern aus Abu Ghraib – wollte ihr nicht in den Kopf gehen. »Wahrscheinlich dachten die, man hätte ihn gefoltert, was aber nicht der Fall war«, mutmaßte sie. »Es gab da drüben so viel schlimmere Fotos. Ich meine, dem ist wirklich nichts Negatives widerfahren.«

Warum Gilligan, während al-Jamadi nebenan tot im Duschraum lag? Harmans Fotos, die eine Viertelstunde nach der Gilligan-Serie

entstanden, bildeten (neben geheimen Ermittlungen der Armee, des CIA und des Justizministeriums) die einzigen Beweise dafür, dass man den Iraker im Laufe eines Verhörs getötet, wenn nicht sogar ermordet hatte. »Nehmen wir Taxi Driver«, sagte Harman. »Das war ziemlich übel.« Ihr erstes Foto von einem Gefangenen ging ihr noch immer nach, denn es dokumentierte gleichsam den Moment ihrer Initiation in das Grauen von Abu Ghraib. Man hatte Taxi Driver die Hände auf dem Rücken gefesselt und ihn – nackt und mit Unterhosen vermummt – daran aufgehängt, das heißt genau in der qualvollen Stellung, in der al-Jamadi starb. »Ich fand das schlimmer als Gilligan, der bloß dastand und wach gehalten wurde«, erklärte sie.

Harman hatte recht: Diese Bilder sind wirklich schlimmer. Doch abgesehen davon, dass Fotos von Toten und Nackten, seien sie noch so aktuell, in der Presse nicht viel Raum erhalten, liegt die Macht eines Abbildes nicht unbedingt im Dargestellten. Fotos von verstümmelten Leichen oder schmerzverzerrten Nackten können schockieren und empören, Proteste und Ermittlungen in Gang setzen, lassen jedoch wenig Raum für die Phantasie. Das heißt, sie können ebenso reich an nützlichen Informationen wie arm an tiefer gehender Bedeutung sein. Wenn sie auf jenseits ihrer selbst liegende Umstände oder Verhältnisse verweisen, so nur in einem eher allgemeinen und unverbindlichen Sinne. Solche Fotos sind vor allem deshalb widerwärtig, weil sie etwas schrecklich Armseliges und Gleichförmiges bekunden. Abgesehen vom forensischen Interesse sind sie unmissverständlich bis hin zum Pornografischen. Sie sind, was sie zeigen, mehr nicht. Sie eröffnen keine Vision und bieten bar eines Kontextes wenig oder nichts zum Nachdenken, keinen Anlass zum Staunen. Ihnen fehlt jeglicher Symbolwert.

Zwar ist das zentrale Symbol der westlichen Zivilisation die Gestalt des fast nackten, zu Tode gefolterten Mannes – oder noch einfacher das Folterinstrument selbst: das Kreuz. Aber unsere Bilder vom grausamen Tod Jesu sind das Produkt religiöser Phantasien und Idealisierungen. In Wirklichkeit muss er mit seinem geschun-

denen Leib voller Schorf und Blut, aufgedunsen und verfärbt in der sengenden Wüstensonne Judeas, ein schauriger Anblick gewesen sein. Hätte es auf Golgatha schon Kameras gegeben: Würden wir dann heute etwa auf zwanzig Jahrhunderte zurückblicken, in denen sich Gläubige Fotos der Szene an Altäre oder Zimmerwände hängten respektive Ikonen eines Hingerichteten als Symbole für Frieden, Hoffnung und Brüderlichkeit um den Hals trugen?

Die Fotografie ist zu realistisch, zu nüchtern, um das Leiden idealisierend als edel oder adelnd darstellen zu können. Fredericks Aufnahme von Gilligan wirkt deshalb so überwältigend, weil sie die menschliche Figur weder entblößt noch auf bloße Materie verkürzt, sondern ein Urbild der Unmenschlichkeit schafft, das keine unmittelbar selbstverständliche Deutung zulässt. Ihre Faszination liegt zum größten Teil in etwas Mysteriösem, Unergründlichem – in all dem, was das Entbergende verbirgt. Es ist ein Bild unheimlicher Karnevalistik: der aufrechte, von Kopf bis Fuß verhüllte Körper, die Drähte, die offenkundig an die Kreuzigung erinnernde Pose und die spitze Haube, die so viele vage und schaurige Assoziationen in uns wachruft. Die Pose ist augenscheinlich gestellt und theatralisch, eine bewusste Erfindung, die einem finsteren Ritual entstammen könnte, eine Urszene des Martyriums. Das Bild fesselt uns, weil es die Wahrheit zu offenbaren scheint, doch beim Betrachten können wir nur rätseln, welche Wahrheit das ist: Folter, Hinrichtung, eine Inszenierung für die Kamera? So halten wir uns an Gilligans Gestalt als Symbol für all das Schlimme, was wir über Abu Ghraib wissen, aber auch dafür, dass wir nicht verstehen können – oder wollen –, wie es dazu kam.

16.

BRUTALITÄT IST LANGWEILIG: Immer wieder, eine Höllennacht nach der anderen, die gleiche alte dumme, öde, bestialische Routine. Man lässt Männer robben, lässt sie stöhnen, hängt sie an den Gitterstäben auf, stößt sie herum, ohrfeigt sie, lässt sie in den Duschen frieren, lässt sie gegen Wände knallen, führt Söhnen gefesselte Väter und Vätern gefesselte Söhne vor. Und wenn sich später herausstellte, dass man den Falschen ausgehändigt bekommen und ihn auf unvergessliche Weise erniedrigt und gedemütigt hatte, dann erlaubte man ihm, als Hilfskraft zu arbeiten und die Abfälle der anderen Häftlinge einzusammeln.

Unablässig kamen neue und immer neue Häftlinge hinzu: gesichtslose Männer unter Hauben. Man entkleidete sie und entblößte sie damit zugleich, raubte ihnen den Stolz. Mehr hätte man ihnen kaum nehmen können, aber der Mensch ist erfinderisch. So gingen eines Abends einige Soldaten in die Zelle eines der ehemaligen Generäle Saddams auf Ebene 1 A und rasierten ihm die Augenbrauen ab. Der alte Mann »sah aus wie ein Opa und schien ganz nett zu sein«, sagte Sabrina Harman; sie habe ihn zu trösten versucht, ihm versichert, dass er so jünger wirke, und ihm ein paar Zigaretten zugesteckt. Doch dann musste sie ihn strammstehen lassen vor einem Ghettoblaster mit dem Gegröle des Rappers Eminem, der von Notzucht an seiner Mutter, von Brandstiftung, von bescheuerten Selbstmördern und dergleichen sang – in Amerika waren das einige der meistverkauften Titel überhaupt.

»Eminem ist an sich schon grauenhaft genug, aber wenn man einen damit foltert, müssen alle darunter leiden, weil diese Musik entsetzlich ist«, klagte Harman. Der General bewahrte trotz dieser Lärmattacke die Fassung. »Er sah tief traurig aus«, sagte sie. »Ich

hatte solches Mitleid mit ihm.« Ja sie urteilte sogar, »von allem, was ich sah, war dies das Schlimmste«. Das mag unplausibel oder zumindest unlogisch klingen, solange man nicht genauer darüber nachdenkt. Im MI-Block war ein Toter eben ein Toter, und wie hätte man sich anders als vielleicht durch Fotografieren dazu verhalten sollen, dass ein Gefangener am Fensterkreuz hing oder dass man andere zwang, nackt über den nassen Zementboden zu robben? Doch ein Mann, der die Ohren steif hielt, wenn man ihn mit Vergewaltigungshymnen volldröhnte, ein Greis mit geschorenen Augenbrauen, dessen bloße Anwesenheit dich an seine Enkel denken ließ: Das konntest du dir nahegehen lassen – zumal wenn du selbst mit unter seiner Bestrafung zu leiden hattest. »Slut, you think I won't choke no more/til the vocal cords don't work in her throat no more! ...« oder welcher Titel es auch gewesen sein mag.

Immerhin, so Harman, habe der unablässige Klamauk auf der Ebene ihr geholfen, die Schreie der Gefangenen auszublenden, die man in den Duschen oder hinten unter dem Treppenabsatz verhörte. Lynndie England wünschte, ihr wäre es ähnlich ergangen. In einer Nacht meinte sie, zur Ohrenzeugin eines Mordes zu werden. »Die OGA-Männer waren da drin und führten eine Vernehmung durch«, sagte sie. »Wir sahen nicht, was sie dem antaten, aber wir hörten es. Ich war nur fünf oder zehn Minuten da, konnte aber das Schreien nicht ertragen und ging deshalb wieder. So schlimm war es.«

Doch die anderen mussten bleiben, auch wenn sie noch so erschüttert waren. Megan Ambuhl erinnerte sich, dass sie in einer Nacht gerade eine Zigarette rauchte, als ein OGA-Mann – wie sie meinte, vom FBI – aus der Dusche kam und sie anwies, den Gefangenen da drin wieder in seine Zelle zu bringen. »Also ging ich ihn holen«, berichtete sie. »Er war mit Handschellen an das Fenster gekettet wie der dabei Gestorbene, also machte ich ihn los und brachte ihn zurück zur Zelle. Dort sagte der FBI-Mann so etwas wie, es wäre lustig, wenn ich ihm die brennende Zigarette aufdrücken würde. So ein Sadist war das! Ich ließ den Kerl einfach da stehen, nahm den Häftling am Arm und schob ihn in die Zelle.«

Die MPs konnten auch über sich selbst schockiert sein. Am 7. November, zwei Tage nach der Entfernung von al-Jamadis Leiche mit Infusionsgeschirr und Sauerstoffmaske, brach in Camp Ganci eine Revolte aus. In der überfüllten Zeltstadt kam es regelmäßig zu Protesten gegen die Haftbedingungen, und bald hatten die Insassen festgestellt, dass sich unter ihnen eine Deponie befand; sie mussten nur ein wenig scharren und schürfen, um Metallteile, Flaschen und andere Abfälle auszugraben, die sich gut als Geschosse eigneten, und sie alle schienen zu wissen, wie man Tuchfetzen als Katapulte einsetzt. Als sich an jenem Nachmittag Wachen versammelten, um die wütenden Häftlinge zur Ruhe zu bringen, flog etwas dickes Hartes, ein Backstein oder ein Betonstück, über den Zaun und traf eine Militärpolizistin mitten ins Gesicht. Nun rief man die Schnelle Eingreiftruppe und drei weitere MP-Teams hinzu, umstellte Ganci mit Humvees, die über fest montierte Maschinengewehre verfügten, um die Revolte notfalls durch Beschuss niederzuschlagen, und konnte so die Ordnung ohne weitere Verwundete wiederherstellen. Am Abend lieferte man beim Lichte des nahen Vollmondes die sieben mutmaßlichen Rädelsführer im harten Kern ein, wo sie zunächst isoliert und möglicherweise im MI-Block verhört werden sollten. Sie kamen gegen 22 Uhr auf Ebene 1A an, und in den dreieinhalb Stunden bis zu ihrer Einweisung in Zellen hatten sie erdulden müssen, dass man sie auf einen Haufen warf, darauf herumsprang, sie schlug, entkleidete, mit einem Filzstift beschrieb, als menschliche Pyramide auftürmte, in Oralsexpositionen brachte, an der Wand aufreihte und zum Masturbieren zwang – und keiner der MPs, die an diesem irrwitzigen Varieté teilnahmen, fand eine Rechtfertigung dafür.

»ES HATTE EIGENTLICH ANGEFANGEN wie eine ganz normale Nacht«, sagte Specialist Jeremy Sivits. »Nach dem üblichen Arbeitstag im Fuhrpark musste ich im Nachtdienst den Generator in der taktischen Einsatzzentrale der Kompanie überwachen. Die ganze Nacht nur da herumzusitzen wird auf die Dauer ziemlich öde. Ich versuchte, den Computer anzuwerfen – da wir gerade E-Mail neu eingerichtet bekommen hatten, konnte das Hochfahren manchmal eine halbe Stunde dauern –, als Sergeant Frederick hereinkam. Wir fingen an zu reden, und dann erhielt er einen Funkruf über mehrere Personen, die er aufnehmen sollte. Er sagte, ›He, wenn du nichts zu tun hast, kannst du mich ja in den harten Kern begleiten‹, und ich, ›Ja, gut, da geht wenigstens die Zeit schneller rum‹.«

Die sieben Gefangenen aus Camp Ganci befanden sich in einem Warteraum im vorderen Teil des harten Kerns. Man hatte ihnen Sandsäcke über den Kopf gestülpt und die Hände auf dem Rücken mit Kabelbinder gefesselt. Als Mechaniker hatte Sivits nie etwas mit den Häftlingen von Abu Ghraib zu tun, doch hielt er Frederick für einen guten Kumpel und half Kameraden immer gerne aus. Daher bot er sich an, einen der Gefangenen zur Ebene 1 A zu bringen. Dort stand auch schon Javal Davis hilfsbereit zur Verfügung, desgleichen Oberfeldwebel Shannon Snider, Fredericks Vorgesetzter im harten Kern, und Specialist Matthew Wisdom, ein MP, der gerade Nachtschicht in einem der CPA-Zellenblocks schob. Sivits reihte sich fast am Ende in die Prozession der Wärter ein, und bei der Ankunft auf Ebene 1 A empfing Graner sie mit der Anweisung, alle Gefangenen übereinanderzuwerfen. Sivits gab seinem Mann einen Stoß, so dass er auf die anderen fiel. Graner ging hin und brüllte sie auf Arabisch und Englisch an, was auf Sivits einen wirklich erbosten Eindruck machte. Schließlich nahm Davis ein paar Schritte Anlauf und sprang auf den Körperhaufen, so dass die Unteren auf den Estrich knallten.

Sivits hatte Frederick schon mehrmals im MI-Block besucht, wusste also, wie es dort zuging, doch auf das, was er jetzt sah, war

er nicht vorbereitet. »Javal ist fast einsneunzig groß«, sagte er. »Ich weiß nicht, warum er das tat. Keine Ahnung. Ich weiß überhaupt nicht, warum einige Leute in jener Nacht durchdrehten. Ich wünschte, ich wüsste es. Wut, Müdigkeit, Langeweile, Stress, vielleicht von allem etwas. Es ist wie bei einem Schrank – du kannst ihn füllen, kannst eine Zeitlang noch Zeug nachstopfen, aber irgendwann ist er voll, und dann passt nichts mehr rein. Dann platzt er gleichsam. So etwas Ähnliches muss in dieser Nacht passiert sein. Es kam der Punkt, wo sie nichts mehr aufnehmen konnten und anfingen zu platzen.«

Oder, wie Davis selbst es ausdrückte: »Irgendwann waren alle angepisst. Wissen Sie, Soldaten wurden verwundet – es war eine echt aufgeheizte Stimmung.« Davis verstand aber, warum die revoltierenden Häftlinge genauso stinksauer waren: Korrupte irakische Unternehmen lieferten ihnen ungenießbares Essen an – »brachten verdreckten Reis mit Ungeziefer darin, wissen Sie, Gammelfleisch, Tellerreste von Restaurants, in Eimer gekippt, auf LKWs verladen und gegen Bezahlung den Gefangenen als Fraß vorgeworfen«. Doch das war nur der Anfang: »Ihre Klos waren ekelerregend – die quollen über«, so Davis. »Sie lebten in den miesesten Verhältnissen, auf der Müllhalde, mit Stacheldraht eingezäunt, tagsüber in der sengenden Sonne schwitzend, miserable Hygiene – stinkende Insassen, Krankheiten, offene Wunden und solche Dinge. Und viele von ihnen waren ohne Grund da, nur zufällig bei einer Razzia geschnappt. Wie in einem Konzentrationslager, wissen Sie. Ich meine, da würde ich auch revoltieren. Ich wünschte, ich könnte in Camp Victory revoltieren, auf den Tisch irgendeines Kommandanten springen, der jeden Abend in klimatisierten Räumen Steak oder Shrimps frisst, während ich mir da draußen den Arsch aufreißen und mich mit Gefangenen herumschlagen muss, die zweihundertmal so viele sind wie wir.«

Als er stattdessen auf die Häftlinge sprang, tat Davis das mit der Einstellung, »Wir lassen hier genauso die Sau raus wie ihr«. Ohnmächtig gab er übermächtigen Gefühlen nach. »Ich vergaß mich

völlig«, sagte er, »ich dachte: ›Das ist dafür, dass ihr eine unserer Soldatinnen verwundet habt!‹« Und als er wieder stand, ging er um den Körperhaufen herum und trat den Häftlingen auf die Hände und Füße. »Er stampfte ganz schön hart auf, und die Männer schrien vor Schmerz«, so Specialist Wisdom.

Davis meinte, er habe sich sogar noch zurückgehalten. »Zum Glück bin ich – Gott sei Dank – nicht komplett übergeschnappt«, sagte er. »Immerhin war ein Soldat, den ich kannte, gefallen, von einem Aufständischen getötet. Außerdem wurden wir jede Nacht bombardiert. Das Ganze braut sich in deinem Kopf zu einem Klumpen zusammen, und du willst es dem da heimzahlen, direkt an Ort und Stelle. Der will dich umbringen und jubelt, wenn sie dich verletzen, obwohl du doch da bist, um ihn zu schützen. Ich wollte ihm weh tun, diesem Gentleman, der die MP-Frau mit dem Stein im Gesicht getroffen hatte. Ich wollte ihm wirklich sehr weh tun, weil ich spürte, dass er das verdient hatte. Ich spürte, dass sie alle es verdient hätten. Also trat ich dem Typ auf den Finger. Ich trat ihm auf den großen Zeh. Damals dachte ich allerdings: ›Au weia! Ich glaube wir gehen zu weit‹. Doch die Reaktion darauf ging in die Gegenrichtung: Wir sind im Krieg. Die haben New York in die Luft gejagt, und daher ist alles erlaubt. Also gingen wir zwar zu weit, aber das war auch richtig so. Das war die Einstellung, so war die Stimmung. Es fühlte sich an wie: Die sprengen unsere Hochhäuser in die Luft. Die bringen uns hier draußen um. Also los, nehmen wir sie in die Mangel!«

Sivits trat vorbehaltlos für die Selbstverteidigung ein. Er entstammte einer langen Ahnenreihe von Militärs, die zum Teil im Gefecht gefallen oder danach tödlichen Verwundungen erlegen waren, und hatte sich auf seinen Kampfhelm geschrieben: »Freedom Isn't Free« (Freiheit gibt es nicht umsonst). Allerdings waren die Gefangenen, auf denen Davis herumtrampelte, hilflos ausgeliefert und stellten keinerlei Bedrohung dar. »Die hatten Angst. Du sahst ihnen sofort an, dass sie Schiss hatten«, sagte Sivits, und er sei ebenso erleichtert wie verwirrt gewesen, als die strengste Stimme,

die er je gehört habe, plötzlich von oben Davis anherrschte. Davis erstarrte: Es war Sergeant Snider, der von der Brüstung der oberen Ebene hinunterschaute. Er fuhr sich mit der flachen Hand über die Gurgel und herrschte Davis an, das sofort zu unterlassen. Davis gehorchte. »Ich ging«, sagte er, »und hatte dann nichts mehr mit der Sache zu tun.«

Snider ging ebenfalls, um sich hinzulegen. Kurz darauf bezogen Lynndie England und Megan Ambuhl ihren Beobachterposten auf dem Balkon. England knipste Graner mit dessen Kamera, wie er inmitten der Gefangenen kauerte und mit aufgerichteten Daumen zu ihr hinaufgrinste. Unterdessen war Sabrina Harman, die in dieser Nacht als Springerin im harten Kern arbeitete, auf der Suche nach Ambuhl hinzugekommen. Ihr Heimaturlaub war schließlich bewilligt – sie sollte in sechsunddreißig Stunden abfliegen –, in Abu Ghraib gab es inzwischen Telefone, und sie wollte gerne, dass Ambuhl sie begleitete, wenn sie Kelly anrief, um ihr die frohe Botschaft zu verkünden. Angesichts der Szene mit den Häftlingen am Boden konnte indes auch sie nicht widerstehen, ein paar Bilder zu machen. Währenddessen legte sich Graner den Kopf eines der Männer in den linken Arm, zog den rechten wie zum Ausholen mit geballter Faust zurück und bat Sivits, ihn so aufzunehmen. Alle hätten gewusst, dass Graner nur vor der Kamera posierte, und Sivits kam seinem Wunsch mit Fredericks Apparat nach. Auch Harman hielt die Situation im Bild fest.

Dann fing Graner an, die Häftlinge wirklich mit Fausthieben zu traktieren, doch davon machte niemand Fotos. »Wie ein losgelassenes Ungetüm«, meinte Sivits, »es tut mir wirklich leid, das sagen zu müssen, aber so erschien er mir – ich erkannte Graner einfach nicht wieder.« Wisdom zufolge schlug Graner dem ersten Besten gegen die Kinnbacke, anderen gegen den Kopf oder die Brust. »Ich weiß nicht mehr, ob er alle traf, aber fast«, sagte Wisdom. Sivits und Frederick erinnerten sich daran, dass Graner eines der Opfer besonders schwer an der Schläfe erwischte. »Der Häftling brach zusammen, aber er atmete noch. Bei Graners Schwinger hörte

man etwas wie ein Ächzen«, berichtete Frederick, und Sivits sagte, »Nach dem Kollaps schüttelte Graner ihm irgendwie die Hand und sagte, ›Autsch, verdammt, das hat weh getan‹.«

SO GING ES WEITER, wobei die Stimmung zwischen rasender Gewalt und clownesker Heiterkeit schwankte. Graner rief England runter, um einige Nahaufnahmen zu machen. Derweil fingen er und Frederick an, die Häftlinge zu entkleiden und ihnen die Handfesseln zu lösen. Einer der Nackten musste sich vornübergebeugt, mit dem Kopf gegen die Wand, auf den Boden setzen, und Harman fotografierte ihn in dieser Pose. Wenig später setzte man ihm den nächsten auf die Schultern, erneut von Harman geknipst. Danach gab man ihr die Begleitpapiere der Häftlinge aus Camp Ganci, aus denen hervorging, dass man einen von ihnen ursprünglich wegen Vergewaltigung eingesperrt hatte. Graner packte sich den Betreffenden und riss das Hosenbein seines Overalls mit den Händen auf. Harman holte einen Filzstift und schrieb ihm »RAPIST« (Vergewaltiger) auf den Oberschenkel. Sie wisse nicht genau, warum sie es getan habe – »als Markierung oder um ihn auszusondern« –, doch »in Abu Ghraib war es nicht unüblich, Leute zu beschriften«.

Sivits beschäftigte noch jener Häftling, dem Graner gegen die Schläfe gehauen hatte, denn er schien ihm unheimlich still zu liegen. »Ich ging hin und nahm ihm den Sandsack ab, um seine Augen sehen zu können«, erzählte er. »Der Mann war bewusstlos. Ich sagte, ›Graner, den hast du ausgeknockt‹, was ihn jedoch nicht weiter zu stören schien. Dann ging ich wieder rüber zu Freddy. Wir standen da, Freddy sieht mich an und sagt: ›He, schau mal!‹ Er geht auf den Typ zu, den ich vorher eskortiert hatte, packt sich den Kerl, zieht ihn hoch, malt ihm ein X auf die Brust und haut mit voller Wucht darauf. Ich denke: ›Was? Wer ist das, was ist nur aus Freddy geworden?‹ Weil ich so was von Freddy noch nie gesehen hatte. Ich meine, in Al Hillah hatte er den Kindern pfundweise Süßigkeiten

geschenkt. Er ging auf die Leute zu, sprach mit ihnen und hatte Spaß. Der Getroffene fiel um wie gefällt. Dann kam Freddy zu mir rüber und sagte, ›Ich glaube, der hat einen Herzstillstand‹.«

Wisdom hörte diese Äußerung zwar nicht, hatte aber Fredericks Faustschlag gegen die Brust gesehen, und berichtete: »Frederick erklärte mir, ›So was braucht man manchmal‹.« Wisdom, der soeben von einem Heimaturlaub in den Irak zurückgekommen war, hatte vorher noch nie Dienst im MI-Block getan und erlebte erst seine zweite oder dritte Nacht im harten Kern. Er wusste nicht, aus welchem Grund MPs Häftlinge angriffen, sagte aber: »Mir erschien es sehr seltsam, dass sie das vor meinen Augen taten, da sie mich doch gar nicht kannten, doch hatte ich den Eindruck, als fänden sie es scharf, die Gefangenen zu schlagen.« Nach vielleicht fünf Minuten auf Ebene 1 A, erzählte er, »war ich derart angewidert von dem, was ich sah, dass ich verschwand und zu dem mir regulär zugewiesenen Zellenbereich ging. Ich habe nie jemanden geschlagen und würde es auch niemals tun«.

Während der von Graner bewusstlos geschlagene Iraker sich wieder zu rühren begann, lag der von Frederick niedergestreckte noch immer am Boden. Als er hyperventilierte, rief man einen Sanitäter und bat Ambuhl, das Atemgerät eines asthmakranken Blockinsassen zu holen. Sivits beugte sich über den um Luft ringenden Häftling. »Ich zeigte erst auf meine Augen, dann auf ihn und sagte, ›Schau mich an! Schau mich an!‹«, berichtete Sivits. »Ich machte ihm vor, wie man tief durchatmet und versuchte, ihn zu beruhigen. Schließlich atmete er langsamer.« Auch der Inhalator half, und als endlich eine Sanitäterin eintraf, sah sie keinen Grund zur Besorgnis. »Als sie wieder ging, wurde es wirklich bizarr«, erzählte Sivits. »Die sahen sie an und fragten, ›He, willst du ein paar Fotos machen, oder willst du welche haben?‹ Sie erwiderte nur, ›Nein‹, drehte sich auf dem Absatz um und ging raus.«

Danach schien es Sivits, als hätten sich die Wärter zunehmend entspannt. Zwar fuhren Graner und Frederick fort, die Gefangenen zu terrorisieren, ließen aber von den Faustschlägen ab und gingen

wieder dazu über, sie nackt an der Wand aufeinanderzusetzen. Als Harman erneut zu fotografieren begann, trat England auf den Plan, posierte mit den nackten Männern, zeigte auf sie und streckte lachend vor der Kamera die Daumen hoch. Graner gab an, er habe die Frauen auf der Ebene so regelmäßig dazu herangezogen, dass England es in dieser Nacht schon »ganz von selbst« tat.

Sivits bemerkte, dass die Hände eines noch am Boden liegenden Häftlings lila verfärbt waren, da der zu straffe Kabelbinder ihm das Blut abschnürte. Er warnte Graner, »Der Typ wird seine Hände verlieren«. Daraufhin halfen Graner und Frederick ihm, den Mann aufzurichten, und sie hielten ihn fest, während Sivits sich mit seinem Messer an den brutal fest gezurrten Fesseln zu schaffen machte und Harman die Szene fotografierte. Es dauerte eine ganze Weile, die harten Plastikriemen durchzuschneiden, ohne den Gefangenen zu verletzen, doch schließlich gelang es Sivits, und das gab ihm ein gutes Gefühl. Ja, er war froh, dort zu sein. »Soweit ich weiß, behielt der Mann seine Hände«, sagte er. »Vielleicht hätte er sie verloren, wenn ich die Dinger nicht rechtzeitig aufbekommen hätte. Ich weiß nicht. Ich war noch nie in der Situation, darauf achten zu müssen, wie lange so etwas dauert.«

Es folgte eine kurze PT-Sitzung, bevor Graner begann, die Häftlinge einen nach dem anderen in die Mitte der Ebene zu führen und dort auf allen vieren so anzuordnen, dass sie Schulter an Schulter, Hüfte an Hüfte knieten. Als er vier Männer in einer Reihe hatte, ließ er die nächsten zwei auf sie klettern. »Wir wussten nicht, was er plante«, sagte England. »Er sagte erst nichts, dann jedoch erklärte er uns, dass er sie zu einer Pyramide auftürmen wollte. Wir fragten, ›OK, und wozu?‹ Worauf er antwortete, ›Zur besseren Kontrolle. So hat man sie alle beisammen‹.« Selbstverständlich waren ihm die Gefangenen ohnehin restlos ausgeliefert, nackt, vermummt und widerstandslos, und er beließ sie – mit dem siebten Mann ganz obenauf – nur knapp zehn Minuten in der Pyramide. Sivits zufolge wollte Graner die Häftlinge demütigen, und er sagte, »Vermutlich war es auch für die Kamera – eben ein weiteres Bild für seine Sammlung«.

Das Ganze erinnerte jedoch weniger an eine Pyramide als an eine Art Hundepulk, hin und her schwankend, da die Männer, ohne etwas sehen zu können, darum kämpften, das Gleichgewicht zu halten. Harman fotografierte sie von hinten, ein Durcheinander von Pobacken, Beinen und Füßen, als sie ihre Stellungen einnahmen. England knipste von der anderen Seite des Haufens die mit ihrer Kamera beschäftigte Harman, wobei man im Vordergrund, verschwommen, eine Masse von mit Sandsäcken vermummten Köpfen in taumelnder Bewegung sieht. Dann setzte Harman für ein weiteres Foto ihr Lächeln auf, wobei Graner strahlend und mit über der Brust verschränkten, die angespannten Bizepse vorführenden Armen hinter ihr steht. Und schließlich erneut ein Bild voller Gesäßbacken: England und Graner posieren Seite an Seite am Kopf der Pyramide, umarmen einander und halten den jeweils freien Arm mit aufgerichtetem Daumen seitwärts angewinkelt. Diese Aufnahme entstand wenige Minuten vor Mitternacht und damit kurz vor Englands Geburtstag – ihrem einundzwanzigsten.

»ICH HÖRTE GRANER SAGEN, ›Hier, dies ist dein Geburtstagsgeschenk‹ oder so ähnlich«, berichtete England. »Ich weiß nicht, weshalb er das sagte, denn so etwas hätte ich mir nun wirklich nicht gewünscht.« Doch auf den Fotos erscheint sie in bester Laune, und so hatte es auch Frederick in Erinnerung. »Sie lachte und hatte viel Spaß«, meinte er. »Sie gab durch nichts zu erkennen, dass sie es nicht genoss oder lieber gehen wollte, oder dergleichen.« Ja, alle hätten ihren Spaß dabei gehabt. Graner sei in »ganz normaler« Stimmung gewesen und habe »viel gelacht«, und auch Frederick selbst habe die Vorgänge größtenteils »irgendwie lustig« gefunden.

Graner beschrieb die Verfassung Englands vorsichtiger. »Zwar lächelt sie auf vielen Bildern«, sagte er, »aber ich kann nicht sagen, ob ihr das Ganze wirklich Spaß machte.« Er selbst könne sich nicht daran erinnern, in jener Nacht viel gelacht zu haben, aber möglich

sei das durchaus. »Was das Lachen und Scherzen angeht«, sagte er: »Wissen Sie, wir hatten einige abscheuliche Sachen gesehen – nein, nicht abscheulich, sondern abartig, abnorm. Und häufig gingen wir so damit um, dass wir einfach herumalberten.«

Sogar Sivits, der in jener Nacht den größten Teil seines Dienstes auf der Ebene verbrachte und sich um die Lädierten kümmerte, räumte ein: »Es gab Dinge, über die ich lachen musste. Zum Beispiel, als sie mit der Pyramide anfingen, das war schon ziemlich lustig. Doch dann machte es klick, und ich dachte: Wie würde ich mich dabei fühlen? Mann, diese Burschen fühlen sich vielleicht beschissen. Und obendrein fotografierten wir sie auch noch. Ja, das wäre genau, was ich mir wünschen würde: Jemand macht Bilder von mir, während ich nackt mit sechs anderen Nackten herumturne. Nein, das geht nicht! Nein, das ist kein Spaß mehr! Das ist nicht lustig!« Dennoch blieb Sivits dabei. »Graner stand rangmäßig über mir«, sagte er. »Freddy auch. Also stellte ich ihre Autorität nicht in Frage. Ich stellte überhaupt keine Fragen. Ich musste ja auch nichts Näheres wissen. Es war nicht mein Bier. Ich arbeitete nicht in diesem Bereich. Jawohl, du kennst den Unterschied zwischen richtig und falsch, aber man erklärt dir auch, dass du von oben kommende Befehle befolgen musst. Und Graner sagte mir, dass sie nur täten, was ihnen aufgetragen wurde. Also dachte ich mir, OK. Das ist der Grund, warum du es machst. Du bist beim Militär und führst Befehle aus. Mehr kannst du nicht tun.«

Selbstverständlich war, wie Sivits vermutete, die Pyramide nur um der Fotos willen inszeniert worden. Ja, nahezu alles, was man den entkleideten Gefangenen in jener Nacht antat, geschah im Dienste der Kameras. Darin unterschied sich diese Nacht von anderen auf der Ebene, doch konnte Sivits davon natürlich nichts wissen. Zwar war die sexuelle Demütigung der Häftlinge Routine, und es galt inzwischen auch als normal, sie zu fotografieren. Aber das Ablichten war zuvor immer eine Reaktion auf die Vorgänge und kein Anlass gewesen. Gewiss war auch das Foto des verdrahtet auf einer Kiste stehenden Gilligan gestellt, ebenso die Bilder, die Harman und

Graner am Leichnam al-Jamadis voneinander machten. Allerdings waren das Einzelfälle, gleichsam zur Unterhaltung inmitten des Geschehens aus dem Moment geborene Bilder. Die Menschenpyramide und die ihr vorausgehenden und folgenden Szenen hingegen boten etwas Neues.

Von dem Augenblick an, als Graner sich mit geballter Faust inmitten der frisch eingelieferten Häftlinge aufnehmen ließ, wich der dokumentarische Impuls, der bis dahin unter den MPs der Nachtschicht vorgeherrscht hatte, dem alten Drang, gelungene Schnappschüsse zu fabrizieren, und im weiteren Verlauf der Nacht wich jener Impuls seinerseits einem Geist fortgeschrittener Dramaturgie. Die Ebene 1 A verwandelt sich in ein Fotostudio, in dem die MPs ihre finstere Arbeit als eine obszöne Farce für die Kameras inszenierten, während ihre brutale, wütende Gewalt – das Treten und Schlagen – ungeknipst blieb. So viel zur Fotografie als bloßes »Beweismittel«.

Der MI-Block hatte weder vorher noch nachher eine Episode gesehen, in der Arbeit, Spiel und Inszenierung so komplett, so willentlich und so nahtlos ineinander übergingen. Als Graner und Frederick einander darin zu überbieten strebten, die nackten Körper der Häftlinge in immer ungeheuerlicheren Kompositionen zu choreografieren, konnten sie den Irrsinn ihrer Erlebnisse in Abu Ghraib anscheinend nur noch durch übertriebene Künstlichkeit bewältigen. Zweifellos wollten sie auch vor England und Harman protzen, die dabei genau das taten, was schwadronierende Männer üblicherweise von Frauen erwarten: staunend hinschauen, lachen, Schnappschüsse einfangen und posieren.

Megan Ambuhl hielt sich wie üblich klugerweise aus den Bildern heraus. In ihren Augen war dies »nur eine weitere verrückte Nacht« und: »Es wurden die ganze Zeit viele Fehler gemacht; wahrscheinlich war es keine gute Idee zu lächeln oder zu fotografieren, aber so sind die Leute eben«. Sie war oben geblieben und nur hinzugekommen, um das Atemgerät zu bringen. Dann, als die Pyramide stand, ging Harman sie holen, und als die beiden wieder herunterkamen,

um schließlich auch telefonieren zu fahren, waren die Gefangenen zu Positionen des Oralverkehrs arrangiert. »Frederick stand mit zwei Häftlingen da«, sagte Harman. »Der eine kniend und der andere stehend. Ich machte ein Bild. Ich glaube, dann zog er dem Knienden den Sandsack ab, und ich machte ein weiteres Foto.«

Harman hielt das für »ziemlich schräg«, und Ambuhl urteilte ebenso reserviert. »Es war etwas bizarr und ging für meinen Geschmack ein wenig zu weit«, sagte sie. »An diesem Punkt zogen Sabrina und ich uns vom Schauplatz zurück.«

»Wir gingen«, sagte Harman. »Ich teilte Frederick mit, dass wir telefonieren wollten, und das war es. Gewiss, wenn ich beim Masturbieren noch da gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich auch das fotografiert, aber ich war nicht mehr dabei.«

Als Harman und Ambuhl verschwanden, so Sivits, »ging Freddy rüber und sagte, ›Schaut mal her‹, nahm doch wirklich die Hand des Irakers und ließ ihn anfangen zu masturbieren. Und als das losging, sagte ich, ›Na gut, ich gehe dann auch‹. Mir artete das jetzt zu sehr aus.« In seiner Beschreibung dieses Entschlusses schien Sivits die Situation noch einmal zu durchleben. »Ich dachte, o nein, tschüs. Damit will ich nichts zu tun haben, nie wieder. Das war einfach durch und durch falsch. Nein, Mann! Warum denn nur? Warum jemandem so was antun? Ich meine, die hatten Angst. Die wussten gar nicht wirklich, was lief. Sie standen nackt vor Männern und Frauen, gegen ihren Willen! Ich meine, wir waren doch dort, um ihnen zu zeigen, dass wir die Guten sind, und natürlich um ihnen zu helfen. Also machten wir jetzt genau das Gegenteil von dem, wofür wir dort waren. Und als ich in jener Nacht die Ebene verließ, rief mir noch jemand nach: ›He, du hast den Scheiß nicht gesehen!‹ Wie ich nun einmal bin – immer versuchen, mit allen gut auszukommen –, gab ich zurück, ›Was gesehen? Ich hab nix gesehen‹.«

Sivits bereute es, dass er sich so leicht zum Schweigen bringen ließ. »Ich wollte es jemandem erzählen«, sagte er, »aber ich hatte ihnen ja versprochen, den Mund zu halten. Weil, wie mein Vater mir eintrichterte: Wenn du dich schon im Kleinen nicht auf jemanden

verlassen kannst, wie willst du dann überhaupt noch jemandem vertrauen, wenn die Kacke erst am Dampfen ist? Und Graner und Freddy waren zwei Burschen, wenn die in einem Gefecht mit heftigem Feuer aus einem Fenster zu mir gesagt hätten, ›Komm, wir nehmen das Gebäude ein, wir stürmen es und nehmen es ein!‹, dann wäre ich sofort mitgegangen. So sehr vertraute ich denen. Ich hätte den beiden mein Leben anvertraut.«

MINUTEN NACH DEM ABGANG SIVITS' kehrte Matthew Wisdom zurück, da er Frederick als seinen Schichtvorgesetzten etwas fragen musste. »Als ich reinkam«, sagte er, »sah ich einen Häftling auf den Knien mit offenem Mund, und ein anderer masturbierte mit dem Penis im Gesicht des Knienden. Beide waren völlig nackt. In der Nähe der beiden Gefangenen sah ich nur Sergeant Frederick. Ich rief nach ihm, worauf er sich zu mir umdrehte und sagte, ›Schauen Sie mal, was diese Viecher machen, wenn man sie für zwei Sekunden allein lässt‹.«

Wisdom stellte Frederick seine Frage und ging sofort wieder. Danach lief er vom harten Kern quer über das Anstaltsgelände bis zu dem Wachturm, in dem sein Teamleiter Sergeant Robert Jones Dienst tat. Wisdom berichtete Jones alles, was er in dieser Nacht auf Ebene 1A gesehen hatte, und bat darum, nicht mehr im harten Kern arbeiten zu müssen. Jones versprach ihm, mit Frederick über die Angelegenheit zu sprechen.

Mehrere Stunden später, als Harman und Ambuhl am Ende der Schicht in ihren Wohnbereich zurückkamen, war Jones anwesend, den Harman etwas von Masturbation auf Ebene 1A sagen hörte. Sie habe keine Einzelheiten verstehen können, obwohl Jones außer sich vor Wut schrie, wie sie Ambuhl erzählte, und alsbald beschlossen die beiden, besser Sergeant Snider davon zu unterrichten, was nach seinem Rückzug auf der Ebene geschehen war. »Wir gingen zu seinem Schlafraum«, so Harman, »aber da ich mich im Dunkeln

fürchte, schickte ich Megan rein, und sie sprach mit ihm. Ich hörte ihn sagen, dass er sich darum kümmern werde.«

»Das war das Ende vom Lied«, meinte Ambuhl. »Ich weiß nicht, was der unternahm. Ich hatte wirklich nicht die Energie, dem weiter nachzugehen. Ich meine, er steht mehrere Ebenen über mir, also machten wir ihn darauf aufmerksam. Und wenn er sagt, er kümmert sich drum, dann ist die Sache für uns erledigt.«

»Eigentlich tat sich gar nichts«, erzählte Harman, »außer dass man Wisdom vom harten Kern abzog. Er wechselte in die Wachtürme zu Sergeant Jones.«

Lynndie England verstand die ganze Aufregung nicht. »Wir machten doch nur das Übliche«, sagte sie. »Standarddienstanweisung.« Graner war sich da nicht so sicher. »Die Masturbation jedenfalls nicht«, urteilte er. »Alles andere, was auf der Ebene ablief, entsprach genau meinen Anweisungen.« Doch die Masturbation beunruhigte ihn. Frederick habe erklärt, der MI wollte das so, aber er sei skeptisch geblieben – zumal er wusste, dass Snider und Jones mit Frederick darüber geredet hatten. Daher meldete auch Graner es am nächsten Tag, als er Oberstleutnant Jordan sah. »Er schien es locker zu nehmen«, berichtete Graner. Seiner Erinnerung nach habe Jordan nur »OK« genickt.

Graner zeigte die Aufnahmen von jener Nacht später Snider, Leutnant Raeder und anderen höheren Offizieren. Und obwohl er dies selbst nicht erwähnte, sagten Frederick, Ambuhl, Harman und England aus, dass er ein Foto der Menschenpyramide als Bildschirmschoner für seinen Laptop benutzte – die Aufnahme von hinten, als er und England sich auf der anderen Seite umarmten –, so dass jeder, der in den Dienstraum von Ebene 1 A kam, sie sehen konnte. Freilich blieb es jedermann selbst überlassen zu beurteilen, in welchem Maße Graners Zurschaustellung seiner Bilder Angeberei oder doch eher eine Art Abwiegeln war. So oder so, »Es war jedenfalls kein Geheimnis, aber niemand tat etwas dagegen«.

Doch lässt die sorglose Hemmungslosigkeit jener Nacht der Menschenpyramide, die perverse Fröhlichkeit, mit der die betei-

ligten Wärter sich vor den Kameras präsentierten und sich einen Sport daraus machten, ihre Gefangenen zu missbrauchen, und die Hast, mit der dann viele von ihnen ihren Vorgesetzten beichteten, fast den Verdacht aufkommen, dass sie geradezu ertappt oder – wie Javal Davis – angewiesen werden wollten, damit aufzuhören. Und die Leichtigkeit, mit der sie statt dessen die Absolution erhielten, die reflexhaft blasierte Weise, in der sich ihre Vorgesetzten selbst zu Komplizen machten, konnte da nur zum Teil beruhigend wirken, denn: War es wirklich erstrebenswert, einem Land die Herrschaft aufzuzwingen, wenn es auf Recht und Unrecht gar nicht ankam? Und war das überhaupt möglich?

Am Morgen danach schrieb Sabrina Harman:

> Kelly,
> ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Ich kann einfach nicht schlafen. Letzte Nacht sind sechs Häftlinge entkommen. Wir kämmten alles durch, hatten aber kein Glück und fanden sie nicht. Die sind gerissen. Damit haben wir jetzt in drei Nächten schon acht verloren. Hier wird etwas Schlimmes passieren. In etwa dreieinhalb Stunden werde ich nach Hause abfliegen. Ich weiß nicht genau, wie ich mich fühlen soll. Ich habe ganz schön Angst. Ich denke, dass etwas passieren wird, weil entweder ich es nicht schaffe, oder Du etwas falsch machst. Ich denke zu viel. Ich hoffe, ich habe unrecht, aber was, wenn Du nicht weißt, dass ich Dich liebe und dass Du meine Frau bist und immer bleiben wirst. Ich hasse es, so verängstigt zu sein, ich hasse die Angst. Ich hasse das Unbekannte.

Ein Soldat ihrer Einheit habe ihr geraten, alle im Gefängnis gemachten Bilder zu löschen. Sie wisse nicht, was sie davon halten solle, und so erklärte sie Kelly:

Es könnte sein, dass man gegen uns ermittelt. Ich bin nicht sicher, doch es wird gemunkelt. Ja, sie schlagen die Häftlinge zusammen, und ich habe Dir das ja schon geschrieben. Ich halte das einfach nach wie vor nicht für richtig und deshalb mache ich diese Fotos, um einmal beweisen zu können, was ich den Leuten berichte. Sonst würde es nie jemand glauben, was hier für eine Scheiße abläuft. Kein Mensch. Der Tote juckte mich nicht – ich habe mich sogar mit Daumen hoch neben ihm fotografieren lassen … Wie es hieß, stand in der Autopsie »Herzschlag«, doch das ist gelogen. Das ganze Militär ist nichts als Lügerei – verschleiern zu viel: Dieser Typ war nie in unserem Gefängnis. So läuft der Hase. … Um weiter Fotos von den Vorgängen machen zu können – ich habe sogar ein paar Kurzfilme –, muss ich jedes Mal mein Lächeln aufsetzen. Ich hoffe, ich kriege keinen Ärger für Dinge, die ich nicht gemacht habe. In Kuwait werde ich versuchen, die Bilder auf CD zu brennen und sie Dir zu schicken. Nur zur Sicherheit.
Ich liebe Dich und hoffe, Dich in den nächsten Tagen zu sehen –
Deine Frau –
Sabrina

17.

IM AKRONYMSLANG, der aus dem phonetischen Alphabet des Militärs abgeleitet wurde – Alpha, Bravo, Charlie, Delta –, steht *Charlie Foxtrot* für »Cluster Fuck«, ein heilloses Durcheinander aus dem Ruder gelaufener Kräfte. Darauf bezog sich Tim Dugan, ein ziviler Verhörspezialist, der Anfang November im Auftrag von CACI International in Abu Ghraib ankam, als er sagte: »Es war ohne Zweifel Charlie Foxtrot – ohne Zweifel. Ich habe so was noch nie gesehen, und ich hätte nie erwartet, amerikanische Soldaten einmal so deprimiert und mit einer so niedrigen Arbeitsmoral zu sehen. Ein Haufen unprofessioneller Deppen, die nichts von ihren Scheißjobs verstanden, alles zusammengeschmissen und mit einem Riesenlöffel verrührt. Das kotzt mich an, weil die ganze Zeit, in der wir hier herumeiern, Amerikaner sterben. Unsere Jungs sterben und die irakischen Jungs auch – alles stirbt. Und wir haben von nichts eine Ahnung.«

Die meisten Verhörbeamten sprechen nicht über ihre Arbeit, Dugan dagegen fand kein Ende. Er skizzierte die allgemeine Lage. »Uns fehlt der Truppenschutz. Den ›Dolos‹ [Dolmetschern] kannst du nicht trauen. Den MPs auch nicht, die machen ihr Wettpissen mit dem MI. Dem MI kannst du schon gar nicht trauen, spielt alle gegeneinander aus. Jede Nacht schlagen Granaten ein. Dauernd entkommen Häftlinge – die irakische Polizei lässt sich schmieren und die im Gegenzug davonlaufen. Was für ein Irrsinn.«

Danach kam er zur Sache: »Hauptmann Wood und Oberfeldwebel Johnson erklärten uns, was zulässig ist, welche Methoden erlaubt sind und welche nicht. Als ich am Sonntagmorgen einer Antiterrorsektion zugeteilt wurde, nervte ich den Sergeant und den Verhörbeamten. Ich fragte, ›Wie steht's mit dem Tascheninhalt?‹ Ta-

scheninhalt ist alles, was jemand bei der Festnahme in den Taschen oder am Leib hatte. War er bewaffnet? Trug er blutige Klamotten? Wenn er sagt, er hat keine Granaten losgelassen, und hat ne Mörsertabelle dabei, hat er wahrscheinlich doch Scheißgranaten durch die Gegend geschossen. Das nennt man Beweise. Als ich ankam hatten sie zwar ne Asservatenkammer, wussten aber nicht, wovon ich redete.«

»Nach etwa einer Stunde landete ich beim Truppenschutz. Da gab's zwei Spezialistinnen, eine für Verhöre und eine für Analysen. Ich machte die Fahrschule mit ihnen – linker Platz, rechter Platz. Wir gingen einen Typ verhören, den Wolf. In Abu G. waren am 20. September mehrere Mörsergranaten eingeschlagen, die zwei Amerikaner töteten und etwa sechzehn verwundeten, und der Wolf war angeblich der Anführer dieser Zelle. Sie führten ihn in den Treppenschacht des harten Kerns und entkleideten ihn völlig, was meiner Einweisung nach nicht zulässig war. Anschließend sagte mein Sektionssergeant, ›Na, wir sollten das eigentlich nicht machen, aber wir lassen die Frauen so ein paar Nummern abziehen, um das Ding mit der arabischen Kultur auszunutzen‹. Und ich sage, ›Sie hatten doch eben gesagt, wir sollten das nicht machen!‹ Und er, ›Die dürfen das machen, Sie aber nicht. Ich würde Ihnen also nicht empfehlen, so etwas zu tun‹.«

»Bei meiner ersten eigenen Vernehmung bringe ich den Typ rein, und sein Knöchel sieht aus, als hätte er Elefantiasis – dick angeschwollen und ramponiert. Er erzählt mir all diesen Kram, und dann versuche ich, seinen Fuß versorgen zu lassen, aber unsere Ärzte weigern sich, ihn zu behandeln, weil er nur ein Scheißiraker ist. Sie sagen, ›Hau ab‹. Ich frage, ›Kann ihm niemand helfen?‹ Und darauf sie, ›Na, was zum Teufel soll ich machen?‹ Das ist ein Zitat. Ich habe das nicht erfunden. Ich kriege einen Burschen so weit, mir Info zu geben, und wir behandeln nicht mal seinen Scheißknöchel.«

»Dann ließen sie mich einen Scheißfrisör vernehmen. Es ist November, und im April wurde er festgenommen. Wollen Sie wissen, wieso? Weil er fünfhundert Meter von einem verdächtigen Haus

entfernt wohnte und dort grade niemand daheim war. Ich stellte einen Entlassungsschein für den Hurensohn aus. Als ich im Februar abreiste, war er immer noch da. Nennt man das die Herzen und Sympathien gewinnen?«

»Die Schnapsidee, Häftlinge zu misshandeln – man muss Häftlinge nicht misshandeln. Nur verhören. Mehr nicht. Jahrelang wusste ich lange vor Weihnachten, was ich geschenkt bekam, nur indem ich offene, zielführende Fragen stellte. Bei achtzig Prozent der Bevölkerung kannst du hingehen und mit ihnen reden, und die sagen dir alles. Allerdings muss man nach Verhören immer den Wahrheitsgehalt und die Verlässlichkeit der Angaben überprüfen. Das ist der letzte Absatz jedes Berichts, den du je schreibst. Wenn ich aber Informationen durch Folter erlange, gibt es gar nichts zu überprüfen, weil ich ohnehin annehmen müsste, dass du mir jeden Scheiß erzählst, den ich hören will, nur damit der Schmerz nachlässt.«

»Wissen Sie, nach dem Wenigen, was ich dort hörte, dachte ich schlicht, das Problem sei bloß ein Haufen durchgeknallter MPs, die sich benahmen wie Volldeppen. Aber das denke ich jetzt nicht mehr, überhaupt nicht. Als ich nach Abu G. kam, hatten sie dort eine Gruppe von Tiger-Teams, die als Brechertruppen galten. Sie hatten Dienst von 20 bis 8 Uhr, die meisten anderen dagegen von 8 bis 20 Uhr, und da sie ihre Leute in jenem Block verhörten, passierte der ganze verdammte Missbrauch nachts im harten Kern. Die Mitglieder der Brecherteams durften nicht über ihre Arbeit sprechen, also wüsste ich gerne mal, was zum Teufel sich da nachts im harten Kern abspielte. Ich glaube nicht, dass diese Jungs von selbst auf den Scheiß kamen, weiß aber auch nicht, wer zum Teufel was genehmigte.«

»Wenn dir beim Militär ein Ranghöherer befiehlt, ›Spring!‹, fragst du mitten in der Luft, ›Wie hoch denn?‹, weil du schon losgesprungen bist. Grips ist nicht jedermanns Sache. Nach allem, was ich hörte, hat Steve Stefanowicz sie angewiesen, die weichzuklopfen und dergleichen. Er arbeitete bei den Brecherteams, und einmal kam Steve an und meinte, ich müsste mich gut mit den MPs

stellen und sie benutzen: Die könnten helfen, einem seine Häftlinge weichzuklopfen. Ich sagte ihm, dass er wohl nicht mehr richtig ticke, dass die MPs wohl alle nicht mehr richtig tickten und dass er mich am Arsch lecken könne.«

»Darauf er, ›Was meinen Sie, warum wir unsere Befehle vom Innenministerium kriegen?‹ Ich hatte davon keinen Dunst, sondern immer gedacht, die kämen vom Verteidigungsministerium, aber das hieß ›The Department of the Interior‹. Und er fragt, ›Warum meinen Sie, ist das so? – Weil wir hier drüben alles machen können, ohne dafür Ärger zu bekommen.‹ Wenn die Leute vom Verteidigungsministerium was machen, könnte es Komplikationen geben. Aber wenn du Innenministerium bist, kann dir niemand an den Karren fahren.«

ZUR VORBEREITUNG AUF DEN DIENST IM IRAK hatte Dugan eine Reihe von Büchern gelesen: einige über die Landesgeschichte, den Koran und, zum wiederholten Mal, eine Biografie über Hanns Scharff, den erfolgreichsten Verhörbeamten der Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg. Scharff, der einer sehr wohlhabenden aristokratischen Familie von Textilfabrikanten entstammte, ließ sich als junger Mann in Südafrika nieder und heiratete eine Engländerin, die Tochter eines Piloten, der im Ersten Weltkrieg von dem »Roten Baron«, dem deutschen Fliegerass Manfred Albrecht Freiherr von Richthofen, abgeschossen worden war. Der Familiensaga zufolge soll der Baron, als er die britische Maschine vom Himmel stürzen sah, ihr gefolgt und daneben gelandet sein, den schwer verwundeten Piloten herausgezogen und in ein Feldlazarett gebracht haben, wo er ihn mit Schokolade, Zigaretten und Champagner verwöhnte und bis zum Tod am Krankenbett begleitete. 1939 war Scharff gerade auf Heimatbesuch, als die Wehrmacht Polen überfiel, und sah sich bald zum Militärdienst eingezogen. Als er die Laufbahn eines Verhörbeamten wählte, machte er sich den Ehrenkodex des Barons zu eigen.

Im Unterschied zu seinen Kollegen bei der Gestapo soll Scharff gegenüber den »Gästen« nicht einmal die Stimme erhoben haben, von körperlicher Misshandlung zu schweigen. Er plauderte lediglich in seinem eleganten Englisch mit den Subjekten, bezauberte sie mit seiner freundlich-einschmeichelnden Art, benutzte also die Methode, die das moderne Feldhandbuch der Armee als »wir wissen alles« bezeichnet, um die Lücken seines ständig wachsenden Wissens über die Kriegspläne der Alliierten zu füllen. Dabei schloss er sogar bleibende Freundschaften mit dem einen oder anderen der von ihm befragten gefangen genommenen amerikanischen Flieger. So konnte Scharff nach dem Krieg in die Vereinigten Staaten auswandern, wo er eine neue Karriere als Mosaikkünstler aufnahm und neben anderen Monumentalwerken im Cindarella Castle der Walt Disney World das aus dreihunderttausend Fliesen zusammengefügte Wandbild über das Märchen Aschenbrödel schuf.

Nach Scharffs eigener Darstellung waren seine Verhörformen ebenso simpel wie sanft. »Dazu bedarf es keiner Barbarei«, schrieb er und erklärte: »Der stärkste Charakter, der unbeugsamste Soldat ist angesichts der Gefangenschaft starken psychischen Belastungen ausgesetzt: Sie übt großen Druck auf den Geist und die Seele eines Mannes aus, der weiß, dass er sich nichts hat zuschulden kommen lassen. ... Die unergründliche ›Stacheldrahtpsychose‹ löst in ihm Dinge aus, die überhaupt nichts mit Furcht, Unbehagen oder Wut zu tun haben. Vielmehr nagt diese Psychose am Innersten, an der Seele eines Kriegsgefangenen, verzerrt sein ganzes Welt- und Menschenbild.«

Glücklicherweise reichten die Einsichten Scharffs nicht für den Endsieg der Nazis aus. Doch ging er selbst auf beiden Seiten als Held aus dem Krieg hervor, da er einen Grundsatz befolgt hatte, den er seinem Chef Horst Barth zuschrieb: »In meinen Augen sollte ein Verhörbeamter jemand sein, der ohne Worte kämpft, ohne Schwert ficht, nur sein Gehirn arbeiten lässt. Auch muss er sehr wissbegierig ... und gesellig sein.« Diese schmeichelhafte Selbstdarstellung übte anscheinend starken Reiz auf spätere Generationen ameri-

kanischer Inquisitoren aus, da sie an der U.S. Army Intelligence School von Fort Huachuca Scharffs Methoden begierig aufgriffen. Dort lehrte sie neben anderen Offizieren Oberst Stuart Herrington; bei ihm hatte Barbara Fast studiert, die damalige Chefin des MI im Irak, und Anfang Dezember 2003 war Herrington auf Antrag General Fasts nach Abu Ghraib gekommen. Dabei beklagte Fast die geringe Ausbeute der nachrichtendienstlichen Arbeit in ihrem gesamten Kommandobereich und bat Herrington, sich einmal nach verpassten Chancen umsehen.

Herrington hatte schon einiges erlebt. In Vietnam gehörte er dem Phoenix Program an, einem CIA-geleiteten Einsatz gegen Rebellen, der zur »Neutralisierung« – das heißt Gefangennahme oder, in fast dreißigtausend Fällen, Liquidierung – von mehr als achtzigtausend Kämpfern des Vietcong geführt haben soll. Im April 1975 war er als einer der letzten Amerikaner vom Dach der US-Botschaft in Saigon ausgeflogen worden und hatte in der Folge weiter an seinem Ruf als Spionagekenner, Spitzeljäger und Verhörspezialist gearbeitet, erst als Leiter der Abteilung Asien/Pazifik des Verteidigungsnachrichtendienstes (DIA), dann als Spionageabwehrchef der Armee. Bei der Panama-Invasion 1989 unterstand ihm ein Zentrum, in dem man die gefassten Mitglieder des engeren Kreises von General Manuel Noriega verhörte. Im Golfkrieg führte er eine ähnliche Operation mit den ranghohen Offizieren Saddam Husseins durch. Kurz vor dem Irak-Krieg war Herrington beim Militär ausgeschieden, um für einen Golfschlägerproduzenten in China Fälscher aufzuspüren. Nun ließ sein Irak-Terminplan für Abu Ghraib zwar nur einen Tag frei, aber der genügte ihm, um zu erkennen, dass der Einsatz dort sowohl im Widerspruch zu den Genfer Konventionen als auch zum erklärten Ziel der Informationsbeschaffung stand.

»Man hätte keinen schlechteren Ort aussuchen können«, urteilte Herrington. »Wenn man eine anspruchsvolle Haftanlage betreiben will und nachts bombardiert wird, wenn man sich auf die Hilfe der irakischen Polizei nicht verlassen kann und die Oberen der Befehlskette nicht wild darauf sind, einen zu besuchen – niemand befährt

gerne diese Straße –, so ist das von Anfang an eine sehr schlechte Ausgangssituation.« Das war sein erster Eindruck, und nach Rundgängen durch Camp Vigilant und den MI-Block, Gesprächen mit Oberst Pappas, Oberstleutnant Phillabaum und Oberstleutnant Jordan sowie »einer langen vertraulichen Lästerrunde« mit Verhörbeamten befand er: »Wir bekamen einen ziemlich guten Eindruck von einem belagerten, unterbesetzten Team in einer wirklich sehr, sehr üblen Situation – absolut übel.«

Einen Monat vor der Besichtigung Herringtons hatte Donald Ryder, als Kommandeur der US-Militärpolizei, in einen Bericht an General Sanchez über die Haftanlagen im Irak geschrieben: »Im Allgemeinen erfüllen die vorhandenen Gefängnisse, Haftanstalten und Lager des Irak die in den Genfer Konventionen gestellten Mindestanforderungen an die Gesundheits-, Hygiene-, Sicherheits- und Menschenrechtsvorkehrungen.« Ernste Sorgen äußerte Ryder jedoch über die Überbelegung, die unzureichenden Zelte und schlechten sanitären Verhältnisse in Abu Ghraib sowie darüber, dass keine Standarddienstanweisung das Verhalten der MPs in dem Gefängnis regelte. Auch wenn sein Team nicht habe »erkennen können, dass Einheiten der Militärpolizei absichtlich unangemessene Haftbedingungen herstellten«, monierte Ryder »die Vorgaben« für Militärgefängnisse im Irak, wodurch MPs dem MI unterstellt und aufgefordert würden, »aktiv zur Schaffung günstiger Verhörbedingungen beizutragen. Solche Maßnahmen«, schrieb Ryder weiter, »stehen gewöhnlich im Widerspruch zum reibungslosen Betrieb einer Haftanstalt, das heißt zum Bestreben, die Insassen in einem ruhigen und fügsamen Zustand zu halten«, und er drängte das Militär, für Haftabläufe zu sorgen, »die das Handeln der Wärter klar von dem der Angehörigen des militärischen Nachrichtendienstes trennen«.

General Sanchez jedoch schlug Ryders Rat in den Wind und ernannte Mitte November Oberst Pappas zum Gesamtbefehlshaber von Abu Ghraib. Ein ganzes Gefängnis, in diesem Fall sogar eine Fronteinsatzbasis, dem Kommando des MI zu unterstellen war

ein beispielloser Vorgang. Pappas galt nicht als sehr truppennah, sondern eher als ein distanzierter, ängstlicher Mann, der seit dem Mörserangriff vom 20. September, bei dem sein Fahrer Specialist Brown ums Leben gekommen war, hochgradig gereizt wirkte und unter einer Kriegsneurose litt. In der Befehlskette der MP fasste man seine Beförderung an die Spitze von Abu Ghraib als einen Affront auf und wies die Soldaten an, keine Häftlinge mehr im Auftrag des MI zu und von Verhörterminen zu eskortieren. »Die sagten also, sie würden die Gefangenen nicht mehr begleiten und nicht mehr durchsuchen, und wir dürften ihre Handschellen nicht mehr benutzen«, berichtete Tim Dugan. »Die sind sauer, weil Pappas das Kommando hat, aber das ist doch Irrsinn, oder? Zu dem, was du als Verhörbeamter machst, gehört, in einer Zelle zu sitzen und auf die Leute zu warten, und dann erscheinst du dem ankommenden Häftling allmächtig. Ich meine, grundsätzlich muss ich doch in meiner Verhörzelle Gott sein, nicht wahr? Ich bestimme, was läuft. Ich bestimme, wer reden darf: Alles da drin dreht sich um mich. Es untergräbt meine Autorität, durch den Matsch zu latschen und einen Häftling abzuholen und dann mit ihm rumzulaufen wie ein Volldepp, so als wäre ich irgendein x-beliebiger Typ.«

Herrington stimmte zu. Im direkten Gegensatz zu Ryder betrachtete er den Dienst der MPs für den MI als eine wesentliche Voraussetzung für ein Verhörzentrum, wie er es sich wünschte. Und das bezeichnete er als ein »sehr kontrolliertes Milieu mit dem richtigen Verhältnis von Gästen und Wirten unter Aufsicht des MI – ein völlig ausgereiftes System nach dem Motto: Das Rote Kreuz ist jederzeit herzlich willkommen, weil wir stolz sind auf das, was wir hier machen«. In Abu Ghraib jedoch fand er »das Gegenteil«. Er nannte es »einen Scheißhaufen«, »offenkundig ein Albtraum«, »restlos überbelegt und brodelnd von Unzufriedenheit«, »absolut unmöglich«, »eine Anhäufung von allem, was überhaupt nur schiefgehen kann«. In der Anstalt verbänden sich »die unsichere, verderbliche Lage mit einer schlecht geführten, unerfahrenen MP-Einheit, einer unerfahrenen MI-Einheit, überarbeiteten Verhörbeamten, die zwar versuchen,

das Richtige zu tun, aber eingeschränkt durch die Sprachbarriere, unter Mörserbeschuss, großem Erfolgsdruck von oben, fehlenden Mitteln und unzureichender Unterstützung«. Irgendwann habe ein Soldat eine Materialschublade geöffnet und geklagt: »Schauen Sie, Sir, nur noch zwei Pakete Papier. Schon seit einer Woche fordern wir Nachschub an.«

Derweil rollten immer neue Fuhren mit Gefangenen an, massenhaft ohne zureichenden Grund aufgegriffenen Personen, und sofern Beweismittel vorlagen, fand Herrington heraus, dass man sie oft auf genauso willkürliche und chaotische Weise angesammelt hatte, wie er sagte: »Einer der Offiziere berichtete mir, dass eine Division fünfhundert Pfund Dokumente mitbrachte, die man bei verschiedenen Einsätzen mitgenommen und einfach zusammengeworfen hatte – ohne jede klare Vorstellung von ihrer Herkunft, vom Beschlagnahmezeitpunkt, von der zuständigen Zentrale und von den jeweiligen Verdächtigen oder Beteiligten. So was nennt man ›sich selbst das Wasser abgraben‹, wenn man den Kram wirklich produktiv nutzen wollte. Aber außerdem ist ja alles nur in Arabisch – doch das nur am Rande.«

Einem solchen Schwall von Personen und Papieren war man einfach nicht gewachsen. Oberst Pappas teilte Herrington mit, dass es dreitausendachthundert Gefangene gebe – gut die Hälfte davon Sicherheitshäftlinge in Abu Ghraib –, die er nicht zu vernehmen beabsichtige, doch das Haftprüfungsgremium General Fasts im Hauptquartier erlaube ihm nicht, sie auf freien Fuß zu setzen. Herrington äußerte sich zwar nicht zu den Einzelheiten seines schriftlichen Berichts an General Fast, doch der Inhalt war bereits durchgesickert, und so wusste man, dass er Fast über Pappas' Beschwerde unterrichtet hatte.

Bei seinem Aufenthalt im Irak besichtigte Herrington auch ein Verhörzentrum am Flughafen, das die Iraq Survey Group betrieb – ein vom Pentagon und der CIA gebildetes Team mit dem Auftrag, im Irak nach Massenvernichtungswaffen zu fahnden –, und dort fand er heraus, dass Mitglieder der Task Force 121 (der Nachfolgerin

der Task Force 20 von jenen Sondertruppen, die Saddams Söhne getötet hatten) Gefangene bei der Festnahme geschlagen hatten. Zu einem Verhörzentrum der Task Force 121 erhielt Herrington keinen Zugang, doch habe ein Vertreter der CIA ihm mitgeteilt, dass »die dort geübten Praktiken gegen die Richtlinien seiner Behörde über erlaubte und unzulässige Verhörmethoden verstießen«. Demgegenüber sah Herrington in Abu Ghraib keine Anzeichen für eine »unrechtmäßige oder missbräuchliche Behandlung« von Insassen, warnte jedoch davor, dass das Gefängnis außer Kontrolle geraten könnte. In seinem Schlussbericht an General Fast monierte er: »Noch vor einem Jahr hätten wir lüstern gegeifert bei der Aussicht, Leute wie diese Hunderte befragen zu können, die wir heute im Gewahrsam haben; doch nun, da wir über sie verfügen, haben wir es sträflich versäumt, die Mission so zu planen und auszustatten, dass sie zum Erfolg führen kann … Die Geschichte mag zeigen, dass wir ein Zeitfenster von zwölf Monaten hatten, um diese Aufgabe zu bewältigen, und es dabei bestenfalls auf eine Drei minus brachten.«

EINE WOCHE NACH HERRINGTONS BESUCH in Abu Ghraib wurde Saddam Hussein gefasst, der sich nahe einer Schäferei in seiner Heimatstadt Tikrit in einem Erdloch versteckt hatte. Eine Reihe seiner dabei mit gefangen genommenen Spießgesellen lieferte man in Abu Ghraib ein, und am nächsten Abend sah sich Tim Dugan zu einer Sitzung bei Oberst Pappas beordert, um über die Vernehmung dieser neuen Gruppe von Saddam-Kumpanen zu beraten. Eingangs habe Pappas über eine Konferenzschaltung mit General Sanchez und dem Verteidigungsminister berichtet, um dann anzukündigen: »Wir gründen ein Sonderprojektteam, um dem Widerstand endgültig das Genick zu brechen. Wer sich nicht freiwillig dafür melden will, verlässt sofort den Raum, die Freiwilligen haben absolutes Stillschweigen zu bewahren«, so Dugan. »Wir meldeten uns alle freiwillig, und er sagte, alle Verhörtechniken seien erlaubt. Irgendjemand fragte:

›Auch Hunde?‹ Und er bestätigte: ›Ja, auch Hunde.‹ Dann sagte er: ›Wir haben eine Chance, diesen ungesetzlichen Aufstand niederzuschlagen – und für Mittäter bei ungesetzlichen Aufständen gelten nicht die Schutzvorschriften der Genfer Konventionen!‹«

Dugan hielt das für ziemlich eindeutig. »Wenn der Scheißverteidigungsminister die Wichserei als ungesetzlichen Aufstand bezeichnet, was verdammte Scheiße soll ich dann sagen? Dass es eben ein ungesetzlicher Aufstand ist, oder nicht? Er ist im Krieg die zweithöchste Arschgeige des Landes.« Nur: »Man hatte mir nie gesagt, dass ich jemanden körperlich misshandeln kann. Man durfte ja nicht mal den Einsatz körperlicher Gewalt androhen.«

Trotz seiner Bewunderung für Hanns Scharff brüllte Dugan seine »Gäste« in der Verhörzelle oft an. »Fluchen geht den Arabern sehr nahe«, erklärte er, »also fluchte ich mir den Arsch ab, um ihre Scheißaufmerksamkeit zu bekommen. Ich schrie sie laut an oder haute auf den Tisch. ›Verdammt noch mal, hör mir zu.‹ Die können das kaum ertragen. Sie selbst machen das nicht. Sie mögen es nicht. Und du bedrängst sie und wirfst ihnen Sachen an den Kopf. Da bekamen sie Schiss und hielten mich erst recht für einen Ungläubigen. Ich sagte vielen von ihnen, ›Hör zu, ich will, dass du eins verstehst, klar? Wenn du jetzt brennen würdest, würde ich nicht mal auf dich pissen. So viel liegt mir an dir, kapiert? Aber mir liegt was an den Amerikanern, und wenn du mir jemanden nennst, der Amerikaner zu töten versucht, tue ich was für dich.«

Manchmal habe Dugan sein Schreien verstärkt, indem er mit der Faust eine Plastiktischplatte durchschlug. Doch bei den Angehörigen von Saddams sunnitischem Gefolge, sagte er, »war es das Allerschärfste, über die Wahlen zu reden. Wissen Sie, ›Wer gewinnt die Wahlen?‹ ›Die Schiiten.‹ Und ich frage, ›Ob die Schiiten dich besser behandeln werden als die Amerikaner?‹ ›Sie werden mich umbringen.‹ Also sage ich, ›Wirklich? Klingt, als hättest du da ein Problem, Freund. Ich habe aber kein Problem damit, in dieses Formular einzutragen: ›An die souveräne irakische Regierung überstellen.‹ Und er murmelt, ›Was wollen Sie wissen?‹«

Trotzdem, sagte Dugan, »Kaum jemand bekam da was raus, sehr wenige von uns. Die meisten unserer Verhörbeamten waren achtzehnjährige Reservisten. Denken Sie mal darüber nach. Da kommt ein fünfundvierzig bis fünfundsechzig Jahre alter Ein-, Zwei-, Drei- oder Vier-Sterne-General, mit dem du reden sollst. Du selbst bist achtzehn, gerade von der Schule abgegangen, in die Armee eingetreten und hast dort Verhörausbildung gemacht. Diese Jungen machen sich fast die Hosen voll vor Respekt, und die Generäle, Obersten und diese älteren Knaben wissen das. Es ist, als würden sie sich sogar heimlich ins Fäustchen lachen.«

Er sagte: »Ich liebe die Armee, wollte immer schon zum Militär gehen. Und das Große daran, beim Militär zu dienen, ist in meinen Augen, dass es der ehrenvollste Beruf auf dem Planeten sein könnte. Du machst da gottverdammt eigentlich immer das Richtige. Doch in Abu Ghraib gab es keine Professionalität, keine Ehre, keine Standards, keine Disziplin! Es war wie bei so einer elenden Scheiß-Dritte-Welt-Gurkentruppe. Ich konnte es nicht fassen. Ich kann es heute noch nicht fassen. Ich meine, die stecken einfach unsere Jungs in einen Fleischwolf.«

Weiter sagte Dugan: »Ich will Ihnen was erzählen. Mein Vater starb, als ich acht war. Ich bin von Sozialhilfe aufgewachsen, mit neun arbeiten gegangen und habe seitdem immer geackert. Ich hatte mein Leben lang das Gefühl, dem Land was zu schulden. Es gibt nämlich nicht viele Länder, wo wir so hätten leben können von dem, was ich an der Tanke verdiente und was uns das Sozialamt zuschoss. Meine kleine Schwester hat erst mit sechzehn oder siebzehn erfahren, wie hart alles war. In dieser Hinsicht war es positiv. Ich hatte nur immer das Gefühl, etwas zu schulden, weil alle im Land uns halfen. Das ist doch Sozialhilfe. So sah ich es jedenfalls. Und ich habe im Hauptfach Geschichte und Politikwissenschaft studiert – ich habe sogar die ganze Weltgeschichte studiert. Und wir sind zwar am Arsch, doch dieses Land ist das gottverdammt Beste, was es auf diesem Planeten gibt, da bin ich mir sicher. Das Wichtigste, was uns anders macht und Leute für uns Partei ergreifen lässt, ist, dass wir

keine solchen folternden, lügenden und stehlenden Drecksäcke sind wie alle anderen auf der Welt.«

»Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin nicht so naiv, an die Reinheit der Armee zu glauben, aber das Ideal war rein. Ich weiß, dass die Gründungsväter Menschen waren und dass George Washington kein Scheißheiliger war; dennoch haben sie ein paar unglaublich hohe moralische Normen, Werte und Ideale zu Papier gebracht. Wurden zwar bald danach wieder in den Dreck getreten – Sklaverei im Süden und alle möglichen Abstürze –, doch das ist der Scheiß, an dem wir uns orientieren müssen. Und ich will Ihnen sagen: In neun von zehn Fällen geht es schief. Doch solange man es wenigstens versucht, ist alles in Ordnung. Es ist wirklich schwer, damit fertig zu werden, wenn das, was du für richtig hältst und wofür du immer eingetreten bist, sich plötzlich in ein Stück Scheiße verwandelt. Was heißt da noch, aus der Geschichte lernen?«

18.

SERGEANT KEN DAVIS STIEG JEDEN MORGEN auf das Dach seines Gebäudes in Abu Ghraib, um zu Gott zu sprechen. »Gott«, betete er, »tu mir heute einen Gefallen, und sorge dafür, dass meine Soldaten gesund wieder heimkommen. Sorge dafür, dass ich hier niemanden töten muss. Und sorge dafür, dass meine Familie mich wiedersieht. Mehr erbitte ich nicht.« Es war auch nichts Geringes, und allabendlich kehrte Sergeant Ken Davis auf sein Dach zurück und sprach: »Ich danke dir, Gott, dass du heute mein Gebet erhört hast, obwohl ich es nicht verdiene.«

Einige Soldaten Abu Ghraibs nannten Davis den Prediger, andere den Heiligen, weil er sich Bibelsprüche an seine Zellenwände schrieb. Da stand der Psalm 91 über Gott als den Schirm und die feste Burg, über Gott, der den Gläubigen unter seine Fittiche nimmt, »so dass du nicht erschrecken musst vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, vor der Pest, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die am Mittag Verderben bringt. Wenn auch Tausend fallen zu deiner Seite und Zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen«. Und da stand Chronik 4, 10, worin Jabez den Gott Israels anruft, »Ach dass du mich segnetest und mein Gebiet mehrtest und deine Hand mit mir wäre und schafftest, dass mich kein Übel bekümmere«, und Gott ihm alles gewährt. Das ist die ganze Geschichte von Jabez in einer Zeile zusammengefasst, und Davis verstand sie wie folgt: »Wenn du mich mit etwas segnest, dann segne ich andere.« Er meinte: »Wenn wir so lebten, wenn wir bis zum Letzten so lebten, wirklich alles daranzusetzen, um anderen zu helfen, dann wären wir nicht mehr in dem Zustand, in dem wir uns heute befinden.« Angesichts dieses Zustandes umfassten Davis' biblische Graffiti jedoch auch

Psalm 23: »Der Herr ist mein Hirte« et cetera – von den grünen Auen über das frische Wasser bis zum finstern Tal.

Als MP war Davis für die Transportsicherung zuständig, verbrachte seine Tage auf den MSRs, den Hauptversorgungsstraßen, mit der Begleitung von Konvois. Wenn er da draußen über den von IED-Explosionen zerkraterten, mit verkohlten Wracks von ähnlichen Fahrzeugen wie den eigenen übersäten Asphalt fuhr, glich das wirklich, nicht nur als Metapher, dem »Wandern im finstern Tal«. Davis störte das nicht. Nach seinem Ausflug in den MI-Block in jener Nacht der Martern für drei mutmaßliche Vergewaltiger schätzte er sich glücklich, einen so altmodischen Soldatendienst zu leisten, wie man ihn von der 372. erwartete. Er chauffierte auch hohe Tiere an ihre Zielorte – zum Beispiel einen Obersten, der eine Maschine am Baghdad International Airport erreichen oder an einer Sitzung in Camp Ganci teilnehmen musste –, meistens jedoch transportierte er von der irakischen Justiz als solche anerkannte zivile Straftäter aus den CPA-Blocks des harten Kerns oder aus Camp Ganci. Davon gab es nicht sehr viele, und sein Dienst war Routine – allwöchentlich an festgelegten Tagen der gleiche Ablauf: abholen, zum Gericht bringen, die Anhörungen oder Verhandlungen abwarten, nach Abu Ghraib zurückbringen und wieder übergeben. Seine Wartezeiten nutzte Davis gerne für freundliche Gesten, indem er mit Einheimischen plauderte oder Geschenke verteilte – Süßigkeiten, Bibeln, Teddybären. Für ihn sei es immer das Schlimmste gewesen, den freigesprochenen oder für unrechtmäßig inhaftiert erklärten Gefangenen eröffnen zu müssen, dass es trotzdem wieder nach Abu Ghraib ging und sie dort würden ausharren müssen, bis es den Amerikanern angebracht erschien, sie zu entlassen – das und die beängstigende Gewissheit, dass konspirative Gruppen ihn ständig beobachteten.

Man sah Spitzel auf die Uhr schauen, um sich die Ankunfts- und Abfahrtszeiten der Konvois zu notieren, sah Personen filmen, um Strecken und Gewohnheiten auszukundschaften. Davis und seine Leute meldeten ihren Vorgesetzten nach jedem Einsatz die Sichtung

solcher Spione und baten um variable Pläne, um nicht so berechenbar zu sein. Mal schien es, als hörte niemand auf ihre Warnungen, mal dagegen, als hörten alle darauf. Doch so oder so hieß es letztlich immer: Führen Sie Ihre Befehle aus. Davis wusste, dass in Abu Ghraib überall der Tod lauerte – »wir lebten auf geliehene Zeit«, sagte er, »das war ein Kriegsgebiet, wenn auch mit der Einstufung Auftrag erfüllt« –, aber bei der geringsten Leichtfertigkeit der Oberen konnte man das Gefühl bekommen, getötet werden zu müssen.

Davis zufolge fühlten sich viele Soldaten als wandelnde Leichname: Zwar noch atmend, aber dennoch tot. Es war nur eine Frage der Zeit und sinnlos, darüber nachzudenken, weil dich das lähmte und verwundbar machte. Davis kannte das Gefühl, doch er mochte es nicht. Mit einer solchen Einstellung sei alles schnurz. Er stellte sich vor, dass jeder seinen Termin hat, wollte aber weder zu früh antreten noch den Tod fürchten. Genau dabei kamen die Zitate an seinen Zellenwänden ins Spiel: Sie gaben ihm Halt, bildeten eine sichere Zuflucht für den Fall, dass er ins Schwimmen geriet oder den Überblick verlor: So habe seine Großmutter ihn erzogen.

Trotzdem konnten die Dinge aus dem Ruder laufen. Am Morgen des 8. November versuchte Davis, über sein Satellitentelefon zu Hause anzurufen, als sein Fahrer Matthew Smith erfuhr, dass man ihn wegen eines Bearbeitungsfehlers bei der Beförderung übergangen hatte, und er kündigte an: »Ich höre auf.« Davis erklärte ihm, »Du kannst nicht aufhören – du bist im Irak, Mann«. Man lud vierzehn Häftlinge mit auf dem Rücken gefesselten Händen in einen Deuce, einen Zweitonner, der sie zu ihrem Gerichtstermin befördern sollte. Doch Smith war offenbar nicht in der Stimmung, sich ans Steuer zu setzen. Davis schlug ihm vor, den Geschützturm zu bemannen, bis er sich wieder gefangen hatte, was dem regulären Kanonier sehr entgegenkam, da er am nächsten Tag einen Erholungsurlaub antreten wollte und gerne den Kopf einzog. Nur leider war der Schütze ein furchtbarer Chauffeur, so dass Davis beschloss, den Humvee selbst zu fahren. Er versuchte immer noch, zu Hause anzurufen, doch es war schon höchste Zeit – er musste los –, und als

er den Lastwagen auf die MSR Sword zurückstieß, fiel ihm siedend heiß ein: Ich habe zu beten vergessen, ich habe nicht gebetet, ich muss noch beten.

NORMALERWEISE SCHLOSS DAVIS zum Beten die Augen, doch er fuhr ja, also behielt er die Straße im Blick und hoffte, dass der Herr ihn trotzdem hören würde. »Ich sagte, ›Gott! Heute brauche ich dich für den Schutz meiner Soldaten‹«, erzählte er. »Es war ein Schnellgebet, und als ich es spreche, überholt mich ein weißer Chevy Caprice mit hohem Tempo und Lichthupe. Der führende Humvee ist etwa hundert Meter vor mir, und sich sehe, wie der Fahrer versucht, den Wagen von der Straße abzudrängen. Die wollten ihn offenbar zum Bremsen zwingen, für den Fall, dass eine Autobombe hochging. Während ich darauf achte, sage ich ›Amen‹.« Als er gerade Amen sprach, explodierte etwas vor seinem rechten Kotflügel, und ihm wurde schwarz vor Augen.

Davis besann sich auf seine Grundausbildung. Bei Hinterhalten: Gas geben, weiterfahren, bis du vorbei bist, dann eingreifen, auf keinen Fall dort stehen bleiben, wo die Attacke stattfindet. Als Davis die Rauchschwaden passiert hatte, kam der Deuce mit den Gefangenen am rechten Straßenrand zum Stillstand, und Davis scherte dahinter ein, mit der Flanke zur Fahrbahn hin, um einen Schutzschild zu bilden. Die Heckklappe des LKW öffnete sich. Ein M-16-Sturmgewehr und ein Granatwerfer fielen heraus und krachten auf den Boden. Ihnen folgte Sergeant Cook, beide Hände gegen die bluteten Ohren gepresst, und im Laderaum des Deuce sah es schlimm aus: Die Gefangenen darin waren blutüberströmt.

Davis hörte Smith über sich feuern – er hatte also überlebt –, doch wollte er sich nicht auf ein Gefecht einlassen. Er nahm das Funkgerät und dirigierte den Konvoi zu einer Außenstelle der MP, mehrere Kilometer weiter die Straße hinauf. Sergeant Cook war irgendwie wieder in den Deuce eingestiegen, dessen Hinterreifen platt waren,

so dass er auf den Felgen dahinrumpelte, viel langsamer, als Davis eigentlich hätte vorankommen wollen. Smith beschoss ein Taxi, das er an dem Attentat beteiligt glaubte, und Davis wies ihn an, vorsichtshalber auf jeden Wagen zu feuern, der sich ihnen näherte.

In der Außenstelle herrschte der Wachposten sie an, langsamer zu fahren und das Tempolimit einzuhalten, woraufhin Davis ein Adrenalinstoß mit ungeahnter Wut überkam. Er neigte nicht zum Fluchen oder Brüllen, doch die tiefschwarze Rauchwolke der Explosion hing noch hinter ihnen in der Luft, und da donnerte er zurück: »Halt's Maul, wir haben Tote und Verwundete!« Dabei wusste er noch gar nicht, ob jemand umgekommen war, aber ihm schwante Schlimmes, und sobald der Transporter stand, ging er nachsehen. Die irakischen Häftlinge lagen alle kreuz und quer durcheinander, hatten sich aber wegen der Handschellen nicht selbst aus dem Gewirr befreien können. Ihnen steckten Granatsplitter teils im Rücken, teils in der Brust. Als die MPs sie auseinanderzogen, flehte einer der Männer, »Helft meinem Freund, helft ihm«. Der Freund lag unter ihm am Boden, mit grausam verstümmeltem Kopf.

Man hievte den Toten in einen Leichensack und verstaute ihn in einem Zelt. Anschließend sei Davis noch einmal hineingegangen, um ihn von den Handschellen zu befreien und Abbitte zu leisten. »Immerhin waren wir für seine Sicherheit verantwortlich«, erklärte er. »Dann weiß ich noch, dass ich mich von der Gruppe entfernte, die Sonnenbrille aufsetzte und gleich losheulte. Ich sagte Gott, dass er sich den Falschen für den Dienst ausgesucht hatte, weil ich es leid war, Leute sterben zu sehen, aus meiner Sicht Unschuldige. Weißt du: Wenn du mich treffen willst, dann solltest du auch wirklich mich treffen und nicht ihn.« Als er sich so vor Gott weinen und um den Tod bitten hörte, kam Davis sich egoistisch vor: »Ein Attentat zu überleben schmerzt wahrscheinlich mehr, als dabei zu sterben, weil du es jetzt immer vor Augen hast«, meinte er. »Du musst nicht nur die Schuld des Überlebenden ertragen, sondern auch deine Hilflosigkeit. Ich bin doch hier, um den Leuten zu helfen, und dann versuchen sie, mich umzubringen.«

Als sich Davis' Stimmung derart verdüsterte, fand er immer neuen Grund zu verzweifeln. Erst schickte die Einsatzleitung die unmittelbar nach dem Attentat auf seinen Konvoi mobilisierten Apache-Hubschrauber und M1-Abrams-Panzer an eine falsche Stelle, fast fünf Kilometer weit entfernt. Wieder nach Abu Ghraib zurückgekehrt, erfuhr er dann, dass ein kurz vor ihrer Abfahrt am Morgen aus Bagdad angereistes Team von Finanzexperten genau dort, wo das Attentat auf sie stattfand, am Straßenrand verdächtige Umtriebe beobachtet, diese jedoch erst später gemeldet hatte. Schließlich wartete er vergebens darauf, dass sein Befehlshaber ihn nach dem Schicksal seiner Soldaten fragen würde. Und obendrein hörte er noch, dass der tödlich verletzte Häftling einer der vermeintlichen Vergewaltiger war, deren Missbrauch er zwei Wochen zuvor im MI-Block hatte mit ansehen müssen. Der Tod dieses Unschuldigen ließ in Javal Davis das Gefühl aufkommen, dass »es in dieser jetzigen Situation nur noch Verlierer gibt«. Ken Davis sah dies genauso, und der Gedanke daran, wie er den Mann das letzte Mal lebendig sah, nämlich nackt über den Boden robbend, schmerzte ihn. »Vielleicht hat er diese Erinnerung an uns mit in den Tod genommen«, sinnierte er: »Als Menschen, die nicht Frieden brachten, sondern Folter und Misshandlung.«

IN DEN TAGEN NACH DEM ATTENTAT auf seinen Konvoi überschwemmte Ken Davis eine kaum zu bewältigende Flut von Gewaltphantasien. »Ich fiel in ein tiefes schwarzes Loch«, berichtete er. »Ich wollte töten, ich wollte das unbedingt heimzahlen. Ich wollte von meinen Anwandlungen befreit werden. Ich erlebte zum ersten Mal überhaupt eine Phase blanken Hasses, hasste jeden und alles, weil ich total über diesen Morgen verbittert war, darüber, dass ich mit den richtigen Absichten in dieses Land gegangen war – zu helfen und nicht zu schaden – und die Iraker das nicht anerkannten. Sie sahen in mir nur einen amerikanischen Soldaten.«

Am dritten Tag in dieser aufgewühlten Verfassung trat Davis morgens nicht seinen normalen Transportdienst zum Gericht an, sondern meldete sich stattdessen freiwillig für den Einsatz, einen hochkarätigen Häftling vom Camp Anaconda, nahe dem Luftstützpunkt Balad nördlich von Bagdad, nach Abu Ghraib zu fahren. Als er dort ankam, weigerte sich der Gefangene, ein Aufständischer, der Amerikaner getötet haben sollte, sich die Handschellen anlegen zu lassen. »Ich weiß noch, wie mein Korporal sagte, ›Ich werde Ihnen Handschellen anlegen‹«, erinnerte sich Davis, »worauf ich herumfuhr, meine 9-Mil zog und sagte, ›Entweder du legst jetzt deine Scheißhände auf den Rücken, oder ich jage dir eine Kugel in den Kopf!‹ Und im Geiste hatte ich das schon getan, aber zum Glück nicht in Wirklichkeit. Der Mann nahm die Hände zurück und ließ sich fesseln, aber Davis' Begleiter hätten ihn besorgt angesehen. ›Alles in Ordnung‹, sagte ich und ging raus.«

Am Nachmittag fand Davis seine Kollegen in Abu Ghraib in düsterer Stimmung vor. »Hast du es noch nicht gehört?«, fragte ihn einer. »Heute haben sie schon wieder eins unserer Teams mit einem IED erwischt.« Diesmal hatte es zwar keine Verluste gegeben, aber Davis war trotzdem außer sich vor Wut. »Ich nahm die Papiere, warf sie dem Hauptmann an den Kopf und brüllte: ›Warum schreiben Sie nicht gleich nach Hause, dass Sie meine Soldaten töten wollen? Weil ja doch niemand auf uns hört! Ja, Sie bleiben hier hinterm Zaun, im Sicherheitsbereich. Aber wir gehen da raus und setzen tagtäglich unser Leben aufs Spiel, und Sie schicken uns fahrlässig in den Tod.‹« Der Hauptmann wollte ihn beruhigen und zeigte Mitgefühl: »Sergeant, wir wissen, dass sie erregt sind.« Worauf Davis antwortete, »Nein, Sie wissen gar nichts«.

Davis wusste genau, was ihn so aufgebracht hatte – die Attentate –, konnte sich aber dennoch seinen Zorn nicht erklären. Er hielt sich für gutmütig, ausgeglichen, eben ein sonniges Gemüt. »Doch das Schlimmste war, nicht zu wissen, wen ich hasste«, sagte er. »Hasste ich die Iraker? Oder die Amerikaner? Oder unsere Regierung? Ich wusste es nicht. Ich hasste wirklich blind, und das

tat weh.« Sein Gespräch mit dem Hauptmann eines Stressbewältigungsteams brachte keine Besserung. »Ich komme hier um«, erklärte Davis ihm, »aber da ist mir nicht zu helfen.« Der Hauptmann bot ihm an, ihn für einige Tage aus Abu Ghraib abzuziehen, damit er sich in der relativen Sicherheit des Baghdad International Airport erholen konnte, doch Davis wollte seine Soldaten nicht im Stich lassen.

In dieser Gefühlslage dachte Davis neu über Charles Graner und die anderen im harten Kern beschäftigten MPs nach. Graner hatte ihn manchmal, wenn er nach seiner Nachtschicht nicht schlafen konnte, gebeten, ihn auf seinen Einsätzen begleiten zu dürfen, einfach um Dampf abzulassen. Davis wusste, dass ihn der Dienst im MI-Block »ankotzte«, und erinnerte sich an eine Begegnung mit Graner nach dem ersten Tag im harten Kern: »Er war wirklich heiser, und ich fragte: ›Wirst du krank?‹ Darauf er: ›Ach nein, ich muss die ganze Zeit Häftlinge anschreien. – Ich habe mal eine Frage. Ich muss da einige Sachen machen, die ich für ethisch und moralisch falsch halte. Was soll ich tun?‹ Ich gebe zurück, ›Lass es sein‹. Darauf er, ›Ich habe aber keine Wahl‹. Und ich, ›Natürlich hast du eine‹. Er, ›Das verstehst du nicht. Jedes Mal wenn draußen vor dem Zaun eine Bombe hochgeht, kommt Big Steve hereingelaufen und krakeelt, ›Seht ihr, da draußen krepieren schon wieder Amerikaner. Wenn ihr uns nicht helft, diese Informationen zu beschaffen, klebt ihr Blut auch an euren Händen‹.«

»Also nehmen wir jemanden wie Graner«, sagte Davis. »Seine Ehe war gescheitert. Er wusste, welches Leben ihn daheim in den Vereinigten Staaten erwartete. Vielleicht gefielen ihm einige Entscheidungen nicht, die er getroffen hatte. Jetzt ist er im Irak, in Abu Ghraib, wo hochkarätige Häftlinge einsitzen, steht im Krieg gegen den Terrorismus, und ständig kommen OGA-, CIA- und MI-Leute rein und sagen, ›Wir brauchen dich. Hilf uns, diese Information zu bekommen‹. Er ist der Mann der Stunde und macht, was sie verlangen, besonders wenn verschiedene Leute seiner Befehlskette ihm immer wieder sagen: Sei still. Mach deine Arbeit und hör auf,

dich zu beklagen. Wenn du nach der Rettungsleine greifst, man sie dir aber andauernd wegzieht, dann ertrinkst du. Also hilft niemand diesem Burschen, und ich will Missbrauch nicht beschönigen, doch ich kann gut verstehen, wie die Sache derart eskalieren konnte, weil niemand bereit war, etwas dagegen zu unternehmen – weil unklare Richtlinien in Umlauf gesetzt und so akzeptiert wurden.«

Auch Davis hatte das Gefühl zu ertrinken und erklärte, »Wenn ein Typ wie ich, der sich selbst ziemlich gut zu kennen meint, sich vom einen auf den anderen Moment derart verändern und so furchtbar hassen kann, dass er jemanden umbringen will, dann kann ich mir genau vorstellen, wie es war, die ganze Zeit in so einem Umfeld zu arbeiten und zu wissen, dass sie die Mörder von Amerikanern anschleppen und dir direkt vor die Nase setzen. Die Denkart eines Soldaten ist eben zu kämpfen.« Doch quälte Davis die Frage: Wofür kämpfte er eigentlich? »Bevor ich da rüberging, hatte mich immer das Problem beschäftigt, wen ich einmal töten würde«, sagte er. »Wird es ein Vater, ein Sohn, ein Cousin sein, die nichts anderes wollen, als ihre Familien vor den Ungläubigen zu schützen?« Und jetzt, als er in seinem Mordshass töten wollte, fragte er sich: »Woher wissen wir eigentlich, dass es keine Leute sind, die in Abu Ghraib saßen und über ihre Erlebnisse dort ziemlich verbittert sind?«

Davis empfand nicht das Bedürfnis, seinen Patriotismus unter Beweis zu stellen. Als Veteran der Luftwaffe hatte er 1994 bei einem Touristenbesuch in Washington zu jenen drei Zivilisten gehört, die den aus Colorado stammenden potenziellen Mörder Francisco Martin Duran außer Gefecht setzen konnten, nachdem er durch die nördliche Umzäunung des Weißen Hauses fast dreißig Salven aus einer halbautomatischen Waffe abgefeuert hatte. Als sich Davis nach dem 11. September als MP zu den Reserven meldete, bekam seine Frau »einen Anfall«, aber seine Einstellung war: »Ihr habt mein Vaterland angegriffen. Deshalb werde ich euch bekämpfen.« Nur, betonte er, »mir ging es um die Terroristen. Ich hätte am liebsten in Afghanistan gedient, weil das in meinen Augen der Kriegsschauplatz war. Irak dagegen kam ihm vor wie »eine Parodie

des Kriegs gegen den Terror«, und als er mit dem unbekannten Dämon der Rache rang, schien es Davis, als speiste sich sein Wunsch zu töten aus genau der gleichen Quelle wie der Wunsch der Iraker, ihn zu töten: der bloßen Tatsache nämlich, dass er überhaupt dort war.

So brachten Davis' Tage des Zorns ihn an den Rand einer Einstellung, die er nicht hinnehmen konnte. Es ging weder nur um den Sprengstoffanschlag auf seinen Konvoi noch allein um den Tod des ihm anvertrauten Häftlings, sondern auch um seinen Glauben an einen gerechten und würdigen Krieg, für den er sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Dieser Glaube – der bereits in Frage gestellt war, seit er seine Kameraden im harten Kern »merkwürdige Dinge mit nackten Häftlingen« anstellen sah – hatte dem Gedanken an seinen Tod einen Sinn gegeben. Doch war Davis nicht bereit, für die Verteidigung dieser merkwürdigen Dinge zu sterben, sondern nahm an, dort zu sein, um gegen sie anzukämpfen. Und während ihm sein Motiv, bei der Besatzung mitzuwirken, nach wie vor gerecht erschien, konnte er nicht mehr zu der Überzeugung stehen, dass sie seinem Land diente, geschweige denn den Irakern, die jetzt als »der Feind« galten.

Davis' Krise fand keine Lösung. Sie legte sich erst, als er den Faden wieder aufgriff, den er an dem Morgen des vergessenen Gebets fallen gelassen hatte. »Am siebten Tag«, sagte er, »nahm mich ein Kamerad, der auch Bibelsprüche an seine Wand schrieb, mit in seine Gefängniszelle, wo er mich Platz zu nehmen bat. Er fragte: ›Wohin soll das führen, Mann?‹ Das saß. Ich sagte, ›Ich weiß nicht‹. Er nahm die Bibel und las mir daraus vor, verschiedene Stellen über Frieden, Feindesliebe und den 23. Psalm. Dadurch verankerte er mich wieder fest in meinem Rückhalt, so dass ich meine Mitte wiederfand. Ich sagte, ›Ich kann den Irakern nicht zürnen‹.«

AM 24. NOVEMBER, neun Tage, nachdem Davis in der Zelle des Freundes sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte, kehrte er gerade von einer Mission zurück und ließ seinen Humvee mit heruntergelassenen Scheiben auf das Gelände von Abu Ghraib rollen, als er Schüsse über den Gefängnishof knallen hörte. In Camp Ganci lief eine Revolte, und über Funk hörte er, wie eine Stimme Shadow Main anrief, die taktische Einsatzzentrale der MP. »Ganci an Shadow Main, Ganci an Shadow Main. Wir haben keine nichttödliche Munition mehr. Was sollen wir tun?«

Shadow Main antwortete: »Wir sind in einer Gefechtszone, nehmt tödliche Munition.«

Davis traute seinen Ohren nicht. Die Häftlinge von Ganci waren gewöhnliche Bürger: weder Aufständische noch Terroristen, sondern lediglich bei Razzien der Infanterie (zusammen mit mehr oder weniger ordnungsgemäß festgenommenen Verdächtigen) aufgegriffene Personen, und sie lebten in ihren Stacheldrahtverhauen zu dicht gedrängt, als dass man gezielte Schüsse hätte abgeben können. In dem Lager, dessen Kapazität höchstens viertausend, aber eigentlich nur zweitausendfünfhundert betrug, befanden sich weit mehr als fünftausend Gefangene. Jetzt liefen Soldaten auf die Revolte zu, und Davis griff seine Waffe, um sich ihnen anzuschließen, als sich Ganci wieder im Funk meldete: »Wir wiederholen. Tödliche Munition. Shadow Main bestätigt.«

Warum eine so brutale Maßnahme? Der einzige Grund, den Davis sich vorstellen konnte, war ein Amoklauf der Insassen, bei dem sie den Draht stürmten und die Wärter überwältigten. Das machte den MPs als ständige Befürchtung zu schaffen. Manche Unruhen waren inszeniert, um von Fluchtversuchen abzulenken, und Tumulte neigten dazu, von einem Lager auf das andere und sogar bis auf die CPA-Ebenen des harten Kerns überzuspringen. »Wenn alle Insassen von Abu Ghraib gleichzeitig randaliert hätten, wäre es ihnen höchstwahrscheinlich gelungen, die Anstalt in ihre Hände zu bringen«, sagte Major David DiNenna. »Sie hätten Decken

oder auch Mithäftlinge auf den Draht werfen und darüberspringen können. Überhaupt kein Problem, den Drahtverhau in Massen zu überwinden. Offenbar hielten allein die Wärter in den Wachtürmen mit ihren automatischen Waffen sie davon zurück.«

Davis nahm den Beginn des Einsatzes wie folgt wahr: »Man kann es nur so beschreiben, dass die Hölle über sie hereinbrach, der Zorn Gottes, denn als die SAWs zu feuern anfingen, klang das wahrhaft unheimlich. Also renne ich los und rechne damit, dass Männer den Stacheldraht des Sicherheitsbereichs durchbrechen. Ich sprang auf eine MRE-Kiste, meinen M4-Karabiner im Anschlag, und dachte, ›Ich bin bereit‹. Doch sehe ich überhaupt niemanden herauskommen. Die stehen alle neben ihren Zelten. Dann sehe ich die Toten und Verwundeten. Und sie ziehen einen Toten raus, den noch zuckt, und werfen ihn mir vor die Füße. Ich schaue auf ihn runter: Er ist noch voll bekleidet. Da überkam es mich. Ich sah den Adjutanten der Militärgeistlichen an – ich hatte viel mit den Geistlichen unternommen, sie nach Babylon begleitet – und fing an zu weinen. Ich fragte: ›Was machen wir hier? Haben wir das nötig? Nur, weil diese Leute mit Steinen warfen? Weil sie wütend über die Glassplitter im Essen waren? Sind sie auch deshalb wütend, weil, wenn ich sie zum Gericht fahre, und der Richter sagt, Sie sind unschuldig, wir sie trotzdem noch drei Monate lang hier behalten? Haben wir das nötig? Und wenn das so ist, dann bin ich erledigt, dann bin ich fertig.‹«

Davis sagte, an jenem Abend habe es ihn erneut überkommen, als er seine Frau anrief, um ihr zu erzählen, was passiert war. Dann rief er seinen Vater an und sagte, ›Dad, ich halte das nicht aus. Ich halte es nicht aus, dass Unschuldige durch amerikanische Kugeln sterben müssen. Ich schaffe es nicht‹.« Doch er wusste, dass er durchhalten musste. »In einer Gefechtszone erledigt und fertig sein ist etwas ganz anderes als hier zu Hause«, sagte er. »Wir konnten einfach nicht zurück. Du musstest weitermachen.«

19.

DIE KUGELN VON CAMP GANCI trafen vier Gefangene tödlich, sieben Schwerverwundete musste man in Krankenhäuser einliefern. Lynndie England hatte während der Tumulte ihren Dienst in der Verwaltung getan. »Sie brachten die Toten zu uns rüber«, berichtete sie. »Dem Ersten, den sie reintrugen, hatten sie die Jacke über das Gesicht geschlagen. Sie legten ihn auf den Boden und gingen die anderen holen. Wir saßen da und redeten, als der Mann zu stöhnen anfing und die Arme sich bewegten. Wir gehen hin, ziehen die Jacke weg, da war er am Auge getroffen – mit drei Salven – und der halbe Kopf weggefetzt. Ich meine, er war mausetot, das postmortale Ächzen und Stöhnen kam vermutlich nur noch vom Nervensystem, doch ein Sani ging immer wieder rüber, um ihm den Puls zu fühlen. Er war eindeutig tot. Es war einfach Wahnsinn. Und nach Einbruch der Dunkelheit wurden wir schon wieder in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt. Jetzt fingen all deren Kumpane an, uns von draußen mit Mörsern, Salven und was nicht alles zu beschießen, weil ihnen wieder mal danach war. Es wurde eine lange Nacht.«

Auch im MI-Block wurde es eine lange, sehr beunruhigende Nacht. Graner hatte frei, und Sergeant William Cathcart beaufsichtigte die Ebenen. Gegen achtzehn Uhr teilte Megan Ambuhl ihm mit, dass ein geisteskranker Häftling auf 1 B verstört wirkte. Cathcart ging einen Sanitäter holen und bat Ambuhl, auf einen der bevorzugten Insassen aufzupassen, der an diesem Abend Putzdienst hatte. Sie beobachtete, wie er von Zelle zu Zelle ging, um Müll einzusammeln. Als er aus der Zelle des Taxifahrers kam, sagte er: »Missus« und winkte sie heran. Ambuhl näherte sich und stellte fest, dass Taxi Driver ihr etwas sagen wollte. Sie verstand ihn nicht ganz, doch schien er ihr mitteilen zu wollen, dass sich einer der

Häftlinge auf der Ebene eine Pistole, eine Handgranate oder einige Messer beschafft habe, vielleicht auch alles drei: Pistole, Handgranate und einige Messer.

Ambuhl benachrichtigte Cathcart, und sie holten Taxi Driver aus seiner Zelle, führten ihn den Gang hinunter, so als hätte er ihnen Ärger gemacht, damit die übrigen Insassen nicht merkten, dass er spionierte, drängten ihn in den Duschraum und erfuhren mit Hilfe eines Dolmetschers die Geschichte. Pistole, Handgranate und Messer: Irgendwie hatte einer der irakischen Wärter von den CPA-Zellenblocks die Waffen in den harten Kern geschmuggelt und einem syrischen Häftling im oberen Teil von Ebene 1A zugespielt. Sie befanden sich bereits seit einigen Tagen auf der Ebene und waren zur sicheren Verwahrung zwischen mehreren Insassen umgegangen. Taxi Driver wusste das, weil auch er sie kurz gehütet hatte. So sehr vertraute ihm der Syrer.

Taxi Driver hatte den MPs vorher bereits nützliche Hinweise über andere Häftlinge gegeben, so dass sie keinen Anlass sahen, an seinen Aussagen über das tödliche Arsenal des Syrers zu zweifeln. Danach fragte sich nicht nur, wie man ihn so schnell und sicher wie möglich wieder entwaffnen konnte, sondern auch, wer sonst noch Waffen besitzen mochte. Man zog Sergeant Frederick hinzu, um einen Handlungsplan zu entwerfen, und auch Sergeant Robert Elliot, ein weiterer im harten Kern stationierter MP, nahm an dem Gespräch teil. Nach einiger Zeit kam Oberstleutnant Jordan hinzu, der mit Süßigkeiten aufwartete.

»Ich hatte Karamellbonbons oder Plätzchen oder irgendeine Art Konfekt dabei, die jemand in der Einheit geschickt bekommen hatte«, sagte er. »Wer solche Pakete bekam, der musste stets teilen, also sagte ich, ›Ich nehme was für die Leute im harten Kern mit‹.« Jordan wusste, dass die Soldaten nach den Unruhen und den Todesschüssen von Camp Ganci gereizt waren, doch es verblüffte ihn, als Frederick sagte, »Ihre Knollen sind mir völlig schnuppe«. Als Frederick ihm die Sache mit dem Gefangenen und den Waffen steckte, dachte Jordan als Erstes, »Keine Chance«. Doch die MPs legten

ihre Schutzwesten an und holten Waffen aus dem Dienstraum, und Jordan fiel ein, dass die Situation eskalieren konnte. Taxi Driver hatte berichtet, dass die Waffen auf der Ebene umgelaufen waren. Also mochten die MPs in einen Hinterhalt geraten: Wenn sie zu dem Syrer gingen, würde ein anderer Häftling von gegenüber das Feuer eröffnen. Und was, wenn es eine Handgranate gab?

»Wir hatten eine Art ›gerüchteweise Meldung‹«, so Jordan, »dass von draußen Attacken auf das Haupttor und einige der Wachtürme stattfinden sollten, wobei vielleicht einige der irakischen Sicherheitspolizisten und Häftlinge von innen angreifen würden. Das bereitete uns sehr große Sorgen, ein koordinierter Aufstand, bei dem wir es vielleicht mit Tausenden von Häftlingen zu tun bekämen, die versuchen würden, zu fliehen oder uns zu überwältigen, um unsere Waffen zu erobern und Sachen dieser Art. Und man fürchtete immer, wenn dort etwas ganz furchtbar schiefging, dass es den Tod vieler, vieler Soldaten bedeuten konnte.«

Jordan habe allen geraten, Ruhe zu bewahren und die Schnelle Eingreiftruppe zu rufen. Doch die MPs wollten keine derart spektakuläre Razzia, die sofort die gesamte Ebene alarmiert und außerdem die Aufmerksamkeit der irakischen Wärter auf den harten Kern gelenkt hätte. Falls diese wirklich Waffen für Häftlinge einschmuggelten, empfahl es sich nicht, auf die Probe zu stellen, wessen Partei sie ergreifen würden, wenn die Hölle losbrach. Besser wäre es, den Ball flach zu halten, sagten die MPs: Es so aussehen lassen, als durchsuchten sie routinemäßig eine Zelle nach der anderen auf verbotene Gegenstände hin. Jordan ließ sich überzeugen und nahm schließlich freiwillig an dem Trupp teil.

Unterdessen war Shitboy auf 1 B in seine nächtliche Manie geraten, in der er alles Mögliche zu essen versuchte und sich völlig besudelte. Ambuhl hatte ihn in die Dusche geführt, und gerade als die Aktion begann, den Syrer zu entwaffnen, riss Shitboy sich los und lief nackt, noch nass und wie besessen den Gang hinauf. Es war einer dieser Tage, so Ambuhl, an denen sie ihn am liebsten erschossen hätte. Er verschwand in der Vorratszelle der MPs, hockte

sich dort in eine Ecke, wurde wieder eingefangen und in seine Zelle zurückgebracht. Doch Ambuhl war schon völlig entnervt, als sie ihre Schutzweste anlegte und den Männern folgte, um die Ebene 1 A zu durchsuchen.

DIE SOLDATEN MARSCHIERTEN in einer Reihe ab, Cathcart vorn und Ambuhl als die rangniedrigste am Ende. Sie hielten sich eng an der Wand, so dass der Syrer sie nicht kommen sehen konnte, bevor sie ihn erreichten. Bei ihrem Vorgehen Zelle für Zelle ließen sie die Häftlinge vortreten und die Hände zwischen den Gitterstäben durchschieben, um sie mit Handschellen zu fesseln. Es war ein übliches Verfahren, abgesehen davon, dass diesmal einige Sanitäter bereitstanden für den Fall, dass man sie brauchte. Das wirkte ebenso alarmierend wie beruhigend. Ambuhl habe ständig damit gerechnet, dass die Gefangenen das Signal für einen allgemeinen Aufruhr und Angriff ausgeben würden.

Als Cathcart auf die Zelle des Syrers zuging, kam Sergeant Elliot, der gerade einen Rundgang durch die Ebene gemacht hatte, von der anderen Seite auf ihn zu, mit einer Flinte des Kalibers 12 im Anschlag. Der Syrer verstand Englisch, und Jordan hörte Elliot sagen, »Treten Sie vor«, worauf der Syrer »Nein« erwiderte.

»Treten Sie vor und schieben die Hände durch«, sagte Eliot.

»Ich habe keine Waffe«, erklärte der Syrer.

Niemand hatte etwas von einer Waffe gesagt. Jordan konnte die Zelle einsehen. Er stand mit dem Rücken zur Gangwand und behielt die gegenüberliegende Empore der oberen Ebene im Auge, um auf alarmierende Bewegungen in den dortigen Zellen reagieren zu können. Als die Schießerei losging, herrschte ein ohrenbetäubender Lärm, und Jordan wusste überhaupt nicht, was sich abspielte. Es wurde aus mehreren Waffen gleichzeitig geschossen, und Querschläger prallten von den Gittern ab.

Der Syrer war auf sein Bett gesprungen, hatte unter das Kissen

gegriffen und angefangen, mit einer Neun-Millimeter-Makarow aus der Sowjetära zu feuern. Als Cathcart vor das Gitter trat, prallte eine Kugel an seiner Schutzweste ab; zugleich versuchte Elliot, den Syrer mit gezielten nichttödlichen Salven seines Gewehrs außer Gefecht zu setzen. Er traf den Mann an der Brust, doch der feuerte weiter und robbte durch die Zelle, um Soldaten ins Visier zu nehmen. Er gab weitere fünf oder sechs Schüsse ab, während Elliot nachlud, diesmal mit tödlicher Munition – 8,4-mm-Schrotpatronen –, anlegte und ins Innere feuerte. Die Schrotladung schlug dem Syrer in die Beine – doch da hatte der sein Pulver bereits verschossen und die Pistole zum Zeichen der Aufgabe auf den Gang geschoben.

Soldaten öffneten die Zelle und zogen den blutenden Schützen heraus. Während die Sanitäter seine Schusswunden versorgten und einen Krankenwagen anforderten, um ihn in das Lazarett am Baghdad International Airport einliefern zu lassen, suchten die MPs unter seiner Matratze und brachten zwei Bajonette zum Vorschein. Eine Handgranate fand sich allerdings nicht.

»Wir mussten weiter alle Zellen abgehen, die Gefangenen heranholen und sichern«, berichtete Ambuhl. »Einige von ihnen schienen uns nicht zu verstehen oder waren durch den Radau und die Schüsse verschreckt. Es war also ziemlicher Stress. Du wusstest nie, ob sie nur verängstigt waren oder ebenfalls Waffen besaßen. Unten, in der zweiten Zelle, wollte der Typ seine Arme nicht durch das Gitter schieben. Die Häftlinge gegenüber erklärten es ihm auf Arabisch – doch er tat es trotzdem nicht. Wir standen wirklich kurz davor, diesen Burschen zu erschießen, weil er sich so sonderbar verhielt, aber schließlich schob er die Arme durch, so dass wir ihm nichts tun mussten. So ketteten wir sie alle an ihre Türen, und dann gingen die Hundeführer durch.«

Die Militärhunde, die Major DiNenna bereits im Juni als Truppenverstärker angefordert hatte, waren erst wenige Tage zuvor in Abu Ghraib eingetroffen, offenbar infolge seiner erregten E-Mail den Dienstweg hinauf: »Gestern abend hatten wir in Camp Vigilant erhebliche Unruhen. MWDs sind ein Muss, und wir brauchen sie

schnellstmöglich. Zurzeit haben wir viereinhalbtausend Gefangene an drei verschiedenen Standorten. Wir brauchen die Hunde!« Die Armee schickte zwei Drogen-, die Marine drei Sprengstoffspürhunde nebst Führern, die jedoch keine Gefängniserfahrung besaßen, und als man das Marine-Team mit zur Munitionssuche heranzog, kamen die Hunde völlig unvorbereitet in den MI-Block. Zwar fanden sie nichts (wenn es eine Handgranate gab, hatte man sie rechtzeitig verschwinden lassen), aber man behielt die Hunde gleich in der Nähe: zum Anbellen und Anknurren der Häftlinge, als Soldaten über die Ebene herfielen, um sich Informationen zu beschaffen und die Ordnung wiederherzustellen.

»Es war das totale Chaos«, meinte Frederick. »Überall liefen zivile und MI-Verhörspezialisten herum, und die Köter drehten schier durch.« Auch ließen Jordan und mehrere andere Offiziere sämtliche irakischen Polizisten und Strafvollzugsbeamten im harten Kern antreten, um sie und ihre Sachen zu durchsuchen und so festzustellen, wer die Waffen eingeschmuggelt hatte. »Bei einigen fand man Nachrichten von Insassen an ihre Familien«, erzählte Jordan. »Bei ein, zwei irgendwelche Drogen. Andere hatten Rasierklingen, aus denen man Messer machen konnte.« Nach Abschluss der Ermittlungen stand fest, dass mindestens die Hälfte der irakischen Wachmannschaft starke Verbindungen zum einstigen Sicherheitsapparat Saddams unterhielt. Man führte sie zu weiteren Verhören in Gefängniszellen, und als sich die Amerikaner des harten Kerns zu Bett legten, hatten sie mehr denn je das Gefühl, umzingelt zu sein.

»Die stellten Terroristen als Gefängniswärter ein«, klagte Javal Davis. »Wie auf Teufel komm raus. Die Entscheidungsträger da oben hatten überhaupt kein Konzept. Damit war dein Leben nicht bloß durch den Beschuss von außen bedroht, sondern auch durch unüberprüfte irakische Wärter. Und die waren mehr als wir. Zwar waren nicht alle schlecht, aber die große Mehrzahl schon. Der die Pistole reinschmuggelte, schien ein Guter zu sein, doch dann erwies er sich als ein Fedayeen: Lächelt dich erst freundlich an und sticht dich dann hinterrücks ab.«

Während der nächtlichen Panik auf der Ebene war Graner hereingekommen und hatte die von Kugeln zerfurchten Wände der Zelle des Syriers fotografiert, den blutüberströmten Boden und die Blutspuren von den Beinen des weggeschleiften Verwundeten. Die blutverschmierte Zelle sah aus wie ein Schlachthaus, und die Bilder beunruhigten Megan Ambuhl – besonders später, als sie veröffentlicht wurden und alle Welt sie sehen konnte. In ihren Augen standen die Fotos für einen Moment, in dem die Amerikaner das Leben eines Menschen geschont hatten, der sie töten wollte, um ihm danach so Erste Hilfe zu leisten, wie sie einen der eigenen Leute versorgt hätten. »Doch auf den Fotos sieht man nicht, dass es so war«, erklärte sie. »Wenn du das viele Blut siehst, ohne den Hintergrund zu kennen, kann die Phantasie mit dir durchgehen. Die Fotos zeigen nur Sekundenbruchteile. Du siehst also nicht das Davor und das Danach. Und du siehst nicht, was außerhalb des Rahmens passiert.«

EIN ODER ZWEI TAGE NACH DER SCHIESSEREI mit dem Syrer kehrte Specialist Joe Darby von einem Heimaturlaub nach Abu Ghraib zurück. Er fand es schade, die Aktion verpasst zu haben. »Ich hörte, dass überall Blut war«, sagte er. »Also hätte ich das natürlich gerne gesehen. Ich wusste jedoch, dass jemand Fotos davon hatte. Deshalb fragte ich Graner. Vorher hatte ich schon eine Menge Leute gefragt, die im Gefängnis arbeiteten, aber Graner sagte als Einziger jawohl. Und dann greift er in seinen Sack, holt zwei CDs heraus und gibt sie mir. Ehrlich gesagt nehme ich an, dass es die falschen waren, denn die Bilder, die ich wollte, waren gar nicht drauf.«

Die Bilder der ersten CD stammten alle von der Phase in Al Hillah: Touristenaufnahmen vom antiken Babylon und lustige Schnappschüsse aus dem Rechenzentrum. Darby freute sich trotzdem, sie zu haben. Beim ersten Foto der zweiten CD musste er lachen, denn sein ganzer Bildschirm strotzte von Männerärschen. »Es war eine Pyramide, von hinten betrachtet«, sagte er. »Ich bin seit

acht Jahren bei der Armee und habe Soldaten einige sehr seltsame Dinge machen gesehen – also erkannte ich zuerst gar nicht, dass es Iraker waren.«

In seiner Einheit galt Darby als ein echter Liebhaber von Schmuddelkram. Bei einem früheren Einsatz hatte man ihn zum Pornokönig von Bosnien ernannt, ein Titel, den er gerne trug. »Wir hatten eine riesige Pornotruhe«, erzählte er, »mehrere Hundert Pfund schwer. Stand bei mir im Zimmer. Und alle aus der Einheit kamen dauernd rein, um sich Pornos auszuleihen.« So seien Soldaten eben, meinte Darby. »Ich hatte mal einen NCO, dessen Grundeinstellung mir gefiel: Amerikanischen Soldaten müsse man drei Dinge geben, damit sie die Welt erobern – Pornos, Alkohol und Tabak. Die drei gibt's überall, auch wenn sie nicht erlaubt sind. Soldaten finden einen Weg. Nach dem ersten Golfkrieg war Alkohol in Gefechtszonen nicht mehr erlaubt. Da er verboten war, wollten wir ihn natürlich. Im Irak kann man Alkohol – kanisterweise Wodka – oder Pornos auf den Straßen kaufen. Wenn amerikanische Soldaten fern von ihren Liebsten sind, ihren Frauen oder Freundinnen, brauchen sie immer Pornos.«

Somit war Darby weder zimperlich noch ein Moralist und hatte sich bei dem Foto, das Graner ihm im Oktober zeigte: von einem nackten, an den Handgelenken hängenden, mit Unterhosen vermummten Häftling, nichts gedacht. Er wusste, dass sie widerspenstige Gefangene im MI-Block nackt hielten, und das störte ihn nicht weiter, weshalb er sagte: »Die Unterhosen gab es bereits, als wir ankamen. Das hatte die Einheit vor uns eingeführt.« Doch als er Graners Fotos durchging und erkannte, dass sie von Ebene 1 A stammten, habe er sich auf die Bilder mit dem »Schweinskram« aus der Pyramidennacht konzentriert, und darin sah er einen Missbrauch von Gefangenen. »Mein nächster Gedanke war, ›Was tun?‹«, erzählte er. »Soll ich das einreichen? Oder einfach darüber hinweggehen?«

Darby überstürzte nichts. »Ich war lange genug beim Militär und mit vielen Leuten dieser Art zusammen, um zu wissen, wann man

sich in Acht nehmen muss«, sagte er. Er ahnte, was man munkeln würde, wenn er die Fotos einreichte. »Dass ich meine Freunde verpfeife, dass ich ein Verräter und ein Spitzel bin.« Er beschloss, seinen Stubenkameraden einzubeziehen und einen Sergeant, den er als seinen Mentor und als Vorbild betrachtete. Doch, sagte er: »Dabei machte ich stets nur vage Andeutungen und fragte etwa, ›Was würdest du machen, wenn‹ – und stellte keine direkten Fragen. Oder ich erfand etwas, eine Geschichte, um drumherum zu reden, weil sie nicht wissen sollten, dass ich die Bilder hatte.« Auf diese Weise hielt sich Darby die Sache offen. Und auch wenn ihm Freunde sagten, er solle immer das Richtige tun, habe er sich noch gefragt, »ob es mögliche Vergeltungsmaßnahmen wert ist«. Besonders beschäftigte ihn der Gedanke an Graner.

»Mit Graner kam ich schon zurecht«, sagte Darby. »Der war weder Freund noch Feind. In der ersten Zeit, als wir noch in Al Hillah waren, hatte ich einige Probleme und konnte nicht gut schlafen. Graner schob vor dem Tor des Rechenzentrums Wache. Da ich außer Zigarettenrauchen nichts zu tun hatte, ging ich einfach rüber und fing an, mit ihm zu reden. Er fragte mich, was mir fehlte, und ich erzählte es ihm. Und da sagte er, er hätte das gleiche Problem.« Das Problem, erklärte Darby, war »eine untreue Frau«, und er fuhr fort: »Ich hatte das Problem, als ich gerade in den Irak kam, und er hatte es vor seinem Dienst im Irak durchgemacht; doch wie er damit umging, war in meinen Augen völlig falsch. Sehr finster. Er sagte mir, als es passierte, hätte er sich mit einem Gewehr gegenüber dem Haus seiner Frau auf die Straße gesetzt und abgewartet, bis sie rauskam.«

Graner habe seine Frau jedoch nicht erschossen, sondern seine Wache vorzeitig abgebrochen. Als Darby später über Graners Fotos aus dem MI-Block nachdachte, fiel ihm der Abend in Al Hillah wieder ein. Und er erinnerte sich an den frühen Morgen in Abu Ghraib, als Graner ihm eröffnet hatte: »Als Christ weiß ich, dass es unrecht ist, aber als Vollzugsbeamter genieße ich es, einen erwachsenen Mann so weit zu bringen, dass er sich bepisst.« Da habe er

angefangen, Graner als eine wirklich teuflische Figur zu betrachten. »Er ist so charismatisch, dass er Leute leicht manipulieren kann«, erläuterte Darby. »Wenn du mit ihm redest, willst du ihn gleich ins Herz schließen. Doch er hat auch eine dunkle Seite, eine sehr, sehr dunkle Seite.«

Darby sah auch Frederick, England, Harman und Jeremy Sivits auf den Bildern, doch er hatte sich auf Graner fixiert. Ihm erschien es offenkundig, dass der Missbrauch von Graner ausging und die anderen zwar mitschuldig waren, aber ganz unter seinem Einfluss standen. Und Darby fand Trost bei dieser Idee, als er darüber nachgrübelte, was er mit den Fotos machen sollte. Er habe deshalb keinen Anlass zur Eile gesehen, um weiteres Unheil von den Häftlingen des MI-Blocks abzuwenden, weil Graner kurz nach der Übergabe der CDs schließlich aus dem harten Kern abgezogen worden sei, wie es die Dienstbegleitende Beratung angekündigt hatte, und er jetzt zusammen mit Ken Davis Konvois begleitete. »Zu jener Zeit fand kein Missbrauch mehr statt, weil Graners Dienst im Gefängnis beendet war«, erklärte Darby.

Tatsächlich arbeitete Graner noch bis Mitte Dezember auf Ebene 1 A, also drei Wochen nach dem Feuergefecht mit dem Syrer, und er sagte: »Nach der Schießerei ging es dort sehr heftig zu.« Verhörbeamte hätten ihn und Frederick wiederholt aufgefordert, Gefangene zu schlagen, was mehrfach damit endete, dass Graner chirurgisches Besteck holen musste, um Wunden zu nähen. Obwohl im Dezember weniger Bilder entstanden als in den Vormonaten, zeigen diese doch, dass der Missbrauch von Häftlingen auch in Graners Abwesenheit schnell voranschritt. Von den im Dezember gemachten Fotos ist keines gestellt: Viele sind blutig und verwackelt, darunter die grausamsten jemals im harten Kern aufgenommenen Terrorszenen – Bilder von nackten und bekleideten Häftlingen, die von Hunden angefallen werden.

SABRINA HARMAN WAR ENDE NOVEMBER aus dem Heimaturlaub nach Abu Ghraib zurückgekehrt. Auch sie hatte also die Schießerei mit dem Syrer verpasst, doch sie bereute es nicht: Wenn sie dem Dienst im Gefängnis einfach hätte fernbleiben können, ohne ein Kriegsgerichtsverfahren wegen Fahnenflucht gewärtigen zu müssen, so wäre ihr das, wie sie angab, sehr recht gewesen. An einem ihrer ersten Abende in den Vereinigten Staaten habe sie ihr Herz einer wildfremden Frau ausgeschüttet: »Ich ging in eine Bar in D.C., ließ mich wirklich volllaufen und fing dann an draufloszureden. Da war ein Mädchen, die sagte, sie arbeite für CNN, und ich, ›Oh, ich habe eine Geschichte für dich – sogar mit Fotos.‹ Ich muss der alles erzählt haben. Sie gab mir ihre Visitenkarte, doch ich weiß nicht einmal, ob sie mir glaubte. Ich weiß auch nicht, was aus der Karte wurde. Ich war so sturzbetrunken, ich muss sie verloren haben.«

Selbstverständlich zeigte Harman ihrer Kelly alle Bilder von Abu Ghraib. Diese mochte nach Harmans Briefen gewusst haben, was sie erwartete, »schien dann aber richtiggehend entsetzt«. Das beeindruckte Harman. »Ich vermute, die Realität hat sie sehr getroffen«, erzählte sie. »Was da lief, war nicht richtig, wie man ja von Anfang an wusste. Doch ich wollte keine Fotos mehr machen. Ich glaube nicht, dass das Fotografieren mir half, damit fertig zu werden. Es entlastete mich nicht wirklich. Ich hatte einfach genug.«

Darüber hinaus hatte Harman, wie sie Kelly wissen ließ, kurz vor ihrer Abreise gerüchteweise gehört, dass gegen die MPs Ermittlungen liefen. Harman wollte auf Nummer sicher gehen. So hatte sie vor ihrem Rückflug in den Irak einen kompletten Satz ihrer Bilder bei Kelly gelassen und auf dem Laptop alle gelöscht. Als Harman den Dienst im harten Kern wieder antrat, nahm sie keine Kamera mehr mit. »Ich wollte nichts mehr davon sehen«, sagte sie.

Doch konnte man ja nicht die Augen verschließen. Am Abend des 12. Dezember sah Harman auf Ebene 1A etwas Neues, und einige Abende später berichtete sie Kelly darüber:

Kürzlich war ein Häftling in seiner Zelle, als bei einer Prüfung festgestellt wurde, dass er die Fensterbank herausgebrochen und aus seiner Schlafdecke ein Seil geflochten hatte. Aus dem Rest der zerfetzten Decke hatte er einen ovalen Ball geformt. Er sagte, er hätte das Fenster nicht kaputt gemacht, und er habe ein Baby und wollte aus den Stofffetzen eine Puppe gestalten, die ihn an sein Baby erinnerte.

Das kauften sie ihm nicht ab, also holten sie ihn aus der Zelle raus, entkleideten ihn und riefen K 9. Es ist das erste Mal, dass ich hier Militärpolizeihunde gesehen habe. Zwei Hunde mit ihren Führern kommen rein und gehen auf den an der Wand stehenden Mann los. Der Typ flippt fast aus vor Angst. Iraker haben Angst vor Hunden, weiß auch nicht, warum. Also bellen die Hunde, und er regt sich immer mehr auf.

Dann befiehlt Graner dem Mann, sich hinzulegen, und er geht runter, aber die Hunde rücken ihm auf die Pelle, also steht er wieder auf, und als sie ihn anbellen, fängt der Iraker zu brüllen an und rennt direkt auf Graner und den Dolmetscher zu. Es wirkte so, als wollte er sich ihm in die Arme werfen. Graner und der Dolo treten beiseite, und einer der Führer lässt seinen Hund so nah rankommen, dass er ihm ins Bein schnappen kann – ohne jeden Grund –, also wird der Typ hysterisch und rennt auf mich zu. Danach konnte der Typ seinen Hund nicht mehr halten, und der beißt ihm auch noch ins andere Bein – überall Blut …

Die Typen packten ihn von hinten. Er hatte gar nicht versucht zu fliehen, nur vor den Hunden. Jetzt ist der ganze Boden voller Blut – ich laufe hoch und hole den Sani-Beutel + Wasser, und natürlich machten sie Fotos – ich habe aufgehört, welche zu machen, will nicht noch tiefer als bisher in diese Scheiße verstrickt werden. Also fange ich an, ihn zu säubern. Der erste Biss ist gar nicht so schlimm, trug ein paar Schichten ab, aber da reichte ein Mullkissen. Nichts weiter als Hautabschürfungen, doch beim zweiten hatte ein Eckzahn die Haut tief durchbohrt,

und da kam all das Blut her. Einer unserer Sanis brachte mir dann Nähen bei: Er einen Stich, dann ich einen ... Dieser Typ tat mir schrecklich leid. Der Hund hätte niemals dort sein dürfen.

Graner sah das ähnlich: Man habe die Hunde eigentlich nicht gebraucht, da der Häftling keine Probleme bereitete, bis die Tiere ihn anbellten und an der Leine zogen. In jener Nacht machte Ambuhl die Fotos – Lynndie England befand sich auf Heimaturlaub –, und darauf ist die Panik des Gefangenen in den Augenblicken, bevor er auf Graner zustürmte, handgreiflich zu spüren. Nackt steht er in sich zusammengekrümmt da, beide Hände um den Kopf geklammert, und als die Hunde ihn bedrängen, beugt er sich in der Hüfte vor, um zurückzuweichen, aber wohin, da er mit dem Rücken an der Wand steht. »Ich weiß nicht, wann Rufen, Wegstoßen, Waffe zeigen, Schießen, Bellen zum Zug kommt«, erläuterte Graner. »Wir hatten keinerlei Anweisungen für den Umgang mit Hunden.«

Doch die Hunde kamen wieder. Am nächsten Tag fasste man Saddam, und am Tag darauf, als der Verteidigungsminister das Sonderprojektteam genehmigte, erschienen sie allgegenwärtig: hungrig vor den Verhörzellen heulend oder Gefangene anbellend und nach ihnen schnappend, wenn sie in Stresspositionen an den Gitterstäben hingen. Frederick zufolge hatte Big Steve die MPs ermuntert, mit Häftlingen »den Pudeltanz« hinzulegen, und zwischen den Hundeführern, die sich nun regelmäßig im Block einfanden, Sergeant Santos Cardona und Specialist Michael Smith habe ein Dauerwettstreit stattgefunden, wer die meisten Gefangenen dazu brachte, sich vor Furcht zu bepissen. Alle im Block tätigen Soldaten hätten die Hunde sehr bewundert, und wo sie auftauchten, sammelte sich immer Publikum: Der Pudeltanz galt im MI-Block als eine Art römische Unterhaltung.

Frederick erinnerte sich gut an eine Nacht, in der Smith und Cardona mit dem Spezialagenten Tyler Pieron von der CID erschienen. »Einer der K-9-Führer fragte mich, ob ich irgendwelche Häftlinge hätte, die in dieser Nacht besondere Probleme bereiteten, ›weil

Pieron sehen wollte, was passierte, wenn man die Hunde auf die Häftlinge hetzte‹«, sagte Frederick. Er hatte Pieron schon oft im und außer Dienst mit den Hundeführern zusammen gesehen – sie waren offenbar gute Kumpel – und berichtete dann: »Ich erzählte ihnen von ein, zwei aufsässigen Häftlingen. So gingen wir runter nach 1 B, wo der Ba'ath-General saß. Wir holten ihn aus seiner Zelle und führten ihn in die Mitte des Ganges, und die Hunde bellten ihn sofort an. Er blieb aber einfach reglos sitzen, wirklich ohne jede Reaktion. Also ließen wir davon ab und sperrten den General wieder ein. Als wir gerade gingen, hatte die irakische Polizei draußen im Gang einen anderen mit Handschellen an die Gitter gefesselt. Nun ging Smith hinter die Tür und ließ seinen Hund den Häftling von hinten anbellen, woraufhin der ein bisschen herumsprang. Da schnappte der Hund den Mann leicht am Handgelenk – nichts Ernstes, riss kaum die Haut auf.«

Es war ziemlich schwierig, den Pudeltanz im Bild einzufangen, da die Männer und die Hunde sich hektisch bewegten und ständig in die Quere kamen. Doch am 30. Dezember gelang dies Ambuhl mit einer Fotoserie davon, wie Smith und sein Hund einen Häftling namens AQ bedrängen: so genannt, weil er angeblich Agent von al-Qaida war. AQ galt seinerzeit als der Spitzeninsasse des Blocks. Es hieß, der Verteidigungsminister persönlich zeige großes Interesse an ihm und setze sich mehrmals in der Woche telefonisch oder über Videokonferenzen mit Oberst Pappas in Verbindung, um sich über den neuesten Stand seiner Vernehmung zu unterrichten. Um AQ kümmerte sich Big Steve persönlich, und Frederick zufolge forderte er: »Hetzt die Hunde auf AQ, sooft es geht – sie sollen ihn anbellen, verängstigen, einschüchtern. Im Grunde wollte er, dass wir die Hunde einsetzen, um den zu behandeln wie ein Stück Scheiße. Auch wies er uns an, AQ in diese oder jene Position zu bringen und so die Hunde auf ihn zu hetzen. Nach einer Weile ließ er sie die Hunde zurückrufen, ging in die Zelle und schloss die Tür, vermutlich um ihn zu vernehmen.«

In der Nacht, als die Fotos entstanden, lag AQ zuerst mit auf dem

Rücken gefesselten Händen auf der Seite am Boden, und Smith ließ seinen kläffenden Hund bis fast an sein Gesicht heran. Später hievte man AQ mit dem Rücken zur Wand in eine kniende Position und zog ihm einen Sandsack über den gesenkten Kopf; danach näherte sich Smith erneut mit dem Tier. Auf einer der Aufnahmen sieht man, wie es mit angelegten Ohren, eine schwarze Furie aus Muskeln und Klauen, direkt auf den Zipfel des Sandsacks losstürmt. Das nächste Bild zeigt AQ barhäuptig: Der Hund hat den Sandsack weggerissen, und der Häftling versucht, sich eng an die Wand zu pressen – eine schwierige Übung, wenn man mit auf dem Steiß gefesselten Händen kniet. Die Bewegung nähert seine Brust dem gierigen Hund an, der nun kurz vor seiner Kehle bellt, und diesmal sieht man Smith auf dem Bild, der sich über den Hund beugt, um ihn zurückzuhalten und zugleich aufzuhetzen.

Wer nun glaubt, die Dramatik dieser Szene lasse sich nicht mehr überbieten, so widerlegt ihn ein Blick in das Gesicht AQs mit dem blanken Entsetzen, der Verzweiflung und dem Erschauern einer zerrütteten Seele: Es liegt alles in den starr auf die Fangzähne fixierten, vor panischer Furcht feucht irrlichternden Augen. Welche Geheimnisse mag er hüten, die uns so unentbehrlich, ihm aber so kostbar sind, dass er dies alles Tag für Tag erträgt? Die Antwort im Fall AQs lautet: keine. Erneut hatte man in Abu Ghraib den Falschen eingesperrt oder ihn irgendwie verwechselt. Und als sich das nach mehreren Monaten mit Vermummung, Hunden, Fesseln, Lärm, Schlafentzug, Hitze, Kälte und weiß Gott, was sonst noch für brachialen Antiwiderstandstechniken herausstellte, ließen sie ihn laufen und schlossen die Akte. Die Bilder von AQ aus der Nacht vor Silvester sind die letzten bekannten Fotos von unseren Gefangenen im MI-Block von Abu Ghraib. Was angemessen erscheint, da sie der Phantasie des Betrachters nur noch eines überlassen, die sich aufdrängende Frage nämlich: Wenn man Terror mit Terror bekämpft, wie will man die beiden dann noch auseinanderhalten?

20.

LYNNDIE ENGLAND WAR ANFANG DEZEMBER in ihren Heimaturlaub geflogen, und als sie kurz vor Weihnachten wieder auf dem Baghdad International Airport landete, stand niemand von ihrer Einheit bereit, um sie abzuholen. Also machte sie jetzt Ferien am Flughafen, ernährte sich von Fertiggerichten und schlief in der Uniform in einem kalten, rattenverseuchten Zelt. »Alles, was ich hatte, um mich einzuwickeln, war eine kleine Wolldecke, das Weihnachtsgeschenk meiner Eltern«, erzählte sie. Schließlich schickte eine andere MP-Einheit in Abu Ghraib einen Wagen für ihren Rücktransport. Die Verzögerung hatte aus dem Zweiwochenurlaub eine dreiwöchige Abwesenheit von Abu Ghraib gemacht. England sehnte sich nach Graner, freute sich sehr auf das Wiedersehen mit ihm, aber er begleitete tagsüber Konvois, und abends mied er sie.

»Er streute Gerüchte, mit mir Schluss gemacht zu haben«, erzählte England. »Jemand steckte mir, ›O, der betrügt dich mit Megan‹. Und ich sage, ›Das ist nicht wahr‹. Doch ich bekam ihn nie zu fassen, um mit ihm darüber zu reden. Er erklärte mir nichts. Behandelte mich wie Luft. Also wurde ich ziemlich stinkig. Ich wollte wissen, was los ist. Das Letzte, was er mir gesagt hatte, war, dass wir heiraten und eine Familie gründen würden, und von Schluss machen hatte er nichts gesagt – es ist einfach seltsam. Ich glaubte es nicht. Als ich ihn dann darauf ansprach, bekamen wir einen großen Streit, und er tat ein Übriges, um zurückzukommen, fand mich und setzte sich hin und sagte: ›Nein, es ist alles gelogen, die haben nur versucht, dich aufzuziehen‹ und bla, bla, bla – ›Ich liebe dich nach wie vor‹ trallala. Das alles beteuerte er mir. Doch dann machte er weiter mit Megan rum, und offenbar hat er ihr erzählt, dass es mit uns aus ist, denn sie glaubt daran.«

Auch England wollte Graner glauben, und sie tat es – zumindest, wenn sie mit ihm zusammen war. In der übrigen Zeit, das heißt meistens, war sie am Boden zerstört: misstrauisch, wütend, verletzt, verwirrt und verängstigt. Sie liebte Graner, vertraute ihm auch; sie hatte ihm ihr Herz geschenkt – im Urlaub sogar die Scheidung abgeschlossen – und wollte ihn zurückhaben. Ihr schien die Geschichte des Kriegs ganz in der ihrer Liebe zu Graner aufzugehen. Sie hatte ihm mit einer Hingabe gedient, die jeden Truppenkommandeur vor Neid erblassen ließe, und jetzt war er desertiert, und sie konnte nicht hinnehmen, dass ihr Dienst verfehlt und vergeudet war, dass sie einem bloßen Trugbild gedient hatte. Sie wollte, dass Graner wieder um sie warb, sie wieder glücklich machte. Einen anderen Trost konnte sie sich kaum vorstellen. Doch erlaubte er ihr nur in verstohlenen Momenten, ihm zu verzeihen.

»Sie saß in dem Büro, das direkt neben meinem lag, und weinte jeden Tag«, erinnerte sich Joe Darby. Ihn habe das nicht überrascht: »Ich meine, in dieser Einheit, da ging es buchstäblich zu wie in einer Seifenoper. Alle hatten was miteinander. Doch darauf läuft es beim Militär in den meisten Einheiten raus – wenn man Männlein mit Weiblein mischt, treten sie zum Aufmarsch in Paaren an.« Darby habe übrigens Graner im Dezember, als er sich überlegte, was er mit den Fotos machen sollte, besonders genau beobachtet, wie er sagte: »Ich vermutete, dass er sie mit Megan Ambuhl betrog, weil er immerzu mit ihr zusammen war, aber sicher wusste ich es erst nach der Rückkehr Lynndies. Dann fügte sich eins zum anderen. Einer von Graners Freunden war mit Ambuhl liiert, als er noch mit Lynndie ging, doch während die in Urlaub war, machte der Freund mit Ambuhl Schluss – so, und jetzt hat Graner was mit Ambuhl.«

Darby machte Ambuhl zwar keine Vorwürfe, sie sei »ein guter Mensch«, aber er stand auf der Seite Englands, die ebenfalls ein guter Mensch sei. Allerdings sage er das in diesem Fall nicht nur aus Sympathie. »Ich meine, sie bemühte sich wirklich immer sehr zu tun, was man von ihr verlangte«, sagte er. »Und, na ja, ich mochte

Lynndie.« Als er sie weinen hörte, ging Darby zu ihr, fragte sie, was ihr fehlte, und sie erzählte es ihm. Während seines eigenen Heimaturlaubs, einen Monat zuvor, habe er seine eigene angeknackste Ehe reparieren, sich jedoch auch gut in England hineinversetzen können, und als Darby sie erneut weinen hörte, ging er abermals hin, und sie vertraute ihm weitere Einzelheiten an. Englands Verzweiflung verstärkte Darbys Bild von Graner als einer dämonischen Figur, und er beteuerte: »Etwa am dritten oder fünften Tag nach ihrer Rückkehr reichte ich die Bilder ein.«

ENGLAND ZWEIFELTE ZWAR NICHT DARAN, dass ihr Liebeskummer Darby angespornt haben mochte, sagte jedoch: »Ich kam am 27. Dezember aus dem Urlaub zurück, und er hat die Fotos am 13. Januar eingereicht. Wenn das drei Tage sind ...« Richtig. Darby hatte die Angewohnheit, beim Erzählen seiner Geschichte Daten zu verwechseln und Zeitrahmen zu verschieben, um davon abzulenken, dass er Graners Bilder bereits sechs Wochen lang besaß, ohne irgendetwas damit zu unternehmen. Lieber erzeugte Darby den Eindruck, schnell gehandelt zu haben – innerhalb von zwei oder höchstens drei Wochen, wie er sagte. Das war sehr erstaunlich, denn die Daten standen ja gar nicht zur Debatte; allerdings hatte sich Darby im Lauf der Zeit zum Helden von Abu Ghraib gemausert.

Darby stand einer militärischen Ermittlungsgruppe nach der anderen zur Verfügung, sagte bei mehreren Kriegsgerichtsverfahren aus, gab bewundernden Journalisten unablässig Interviews und erhielt den *John F. Kennedy Profile in Courage Award*. Er betonte stets, nur seine Pflicht getan zu haben, als andere versagten, und in der Preisrede bezeichnete er seine Entscheidung als schwierig, aber unausweichlich: »Auf der einen Seite standen meine Moral und die Moral meines Landes, auf der anderen meine Kameraden und Waffenbrüder.« Nachdem Darby also die Moral über die Brüderlichkeit gestellt hatte, galt er als der einzige Soldat von Abu Ghraib,

der nichts zu verbergen hatte. Doch warum kriegte Joe Darby seine Geschichte dann nicht auf die Reihe?

Wenn jene Soldaten, die nach Darbys Anzeige große Schwierigkeiten bekamen, seine Motive zu erklären versuchten, so ist das gewiss mit Vorsicht zu genießen. Doch während die meisten zugeben mussten, dass die Vorlage der Fotos richtig war, ließ keiner blanke Rechtschaffenheit als Handlungsantrieb gelten. »Joe Darby? Der hat doch bei allem, was er tut, Hintergedanken«, meinte Javal Davis. Vielleicht habe er denen eins auswischen wollen, die ihn oft wegen seines unübersehbaren Übergewichts verhöhnten: Frederick und Graner hätten ihn ständig verspottet und als Fettsack bezeichnet, worüber alle lachten und Darby selbst vor Wut kochte.

Auch England und Sivits sahen in Darbys Körperumfang einen Grund für seine Entscheidung, die Fotos einzureichen. Doch ihrer Ansicht nach wollte er sich nicht rächen, sondern lediglich vorankommen. »Der ist seit eh und je Specialist«, erklärte England. »Er will befördert werden, schafft aber so dick den PT-Test nicht. Also malt er sich aus, nach dieser guten Tat würden sie ihn befördern, was ja auch geschah.« Sabrina Harman stellte die Sache anders dar. Ihr zufolge hörte Darby, wie andere Soldaten über das Vorhaben sprachen, die Missbräuche im MI-Block zu melden, und beschloss, ihnen zuvorzukommen. »Mal dachte er, ›O, Scheiße! Ich werde mit diesen Fotos erwischt‹, mal ›He, wisst ihr was? Ich will die Lorbeeren ernten‹«, so Harman.

Doch wen interessiert es denn, ob Darby dickleibig, berechnend, rachsüchtig oder eigennützig war? Er hat keine Straftaten begangen, sondern Straftaten zu unterbinden versucht. Gewiss hätte er das schon eher tun sollen, und seine Ausflüchte, Auslassungen und sein Schwadronieren zeugen davon, dass er dies auch selbst wusste. Welche Rolle spielt es also, weshalb Darby tat, was er tat, wenn er das Richtige tat? Es ist aus demselben Grund von Belang, aus dem die Personen, die er anzeigte, im gegebenen Kontext so handelten, wie sie handelten.

In Darbys Augen dagegen sprachen die Fakten für sich: *Er* war

der Soldat, der sich für Moral und Pflicht entschied, während *die* Verderbtheit und Verbrechen gewählt hatten. *Er* hatte auf eigene Faust gehandelt, *die* ebenfalls – eine Bande von schurkischen MPs unter dem Einfluss des charismatischen Anführers Charles Graner –, und jedes Bemühen, die Geschichte in einen größeren Kontext zu stellen, erschien lediglich als ein »politischer« Dreh. »Es hatte nichts mit dem Nachrichtendienst zu tun«, sagte er. »Diese Soldaten waren gelangweilt. Sie taten es, weil sie gerade nichts Besseres zu tun wussten, und einer von ihnen hatte eine sehr krankhafte und verquere Art, an Dinge heranzugehen.«

Genau wie er anstrebte, sich selbst als ein ordentliches, überschaubares Bündel konsequenter Motive und Handlungen auszugeben, so wies Darby jede Mutmaßung zurück, die Geschichte der MPs auf den Fotos könnte mehr bedeuten als das, was die Fotos zeigten. »Als ich der CID diese Bilder übergab, waren die Ermittlungen damit praktisch abgeschlossen«, meinte er. »Sie enthielten sämtliche Beweismittel. Wahrscheinlich hätten die sofort Anklage erheben können, ohne davor noch jemanden anhören zu müssen. Ich meine, die Fotos sagten alles! Man konnte sie weder missverstehen noch für etwas halten, das sie nicht waren.«

»Mein Beweis waren die Fotos. Die Wahrheit lag in diesen Bildern. Die Wahrheit befand sich vor mir auf meinem Computer.« Dabei betonte er: »Schon bevor ich die Bilder einreichte, war mir ganz klar, dass darauf Gefängnis stand. Ich dachte, dass man sie wegen Kriegsverbrechen verurteilen würde, und gönnte ihnen die Strafe auch.« Das sagte er zum wiederholten Mal: »Sie hatten ihre Strafe verdient«, »Ich wollte schlicht, dass man diese Typen bestrafte«, »Mein Ziel war zu erreichen, dass sie ihre Strafe bekamen«, »Ich wäre sehr, sehr froh gewesen, wenn man diese Leute festgenommen hätte: Man hätte sie bestraft, und damit war die Sache erledigt.«

ALS DARBY DIE FOTOS am 13. Januar Tyler Pieron vorlegte, einem Spezialagenten von der CID, erklärte er den Schritt damit, dass Graner am Tag darauf wieder seinen Dienst im harten Kern aufnehmen sollte. Offenbar wusste Darby nicht, dass Pieron die Verhältnisse im MI-Block gut kannte, neben anderen CID-Agenten seit Monaten zu den Stammgästen der Ebene 1 A gehörte und widerspruchslos viele der dortigen Vorgänge begleitet, diese nicht selten sogar unterstützt oder gefördert hatte. Allerdings ließen sich Pieron und seine Kollegen nichts davon anmerken: Prompt nahmen sie Ambuhl, England, Harman, Frederick und Graner fest, um bald auch Javal Davis und Jeremy Sivits zur Vernehmung abzuführen: jene sieben MPs der Nachtschicht also, die sich am Abend der Menschenpyramide den sieben Gefangenen aus Camp Ganci gewidmet hatten. Man suspendierte sie vom Dienst, ließ sie jedoch in ihre Quartiere zurückkehren, ohne sie zu überwachen oder voneinander zu isolieren. Harman verlor keine Zeit, Kelly ausführlich davon zu berichten. Keiner ihrer vorherigen Briefe aus Abu Ghraib hatte so heiter geklungen:

> Tja, meine Liebste, Du bist mit einer Kriminellen verheiratet. Jawohl, die Fotos sind raus, und gegen mich wird seit heute morgen um zehn ermittelt. So viel zum Thema, dass ich die Bilder einreichen könnte, sobald ich wieder zu Hause bin, da sie jetzt schon draußen sind. Ich wollte zwar nicht in die Sache verwickelt werden und wusste, dass ich Ärger bekommen würde, nur weil ich dabei war, aber wie sollte man sonst bekannt machen, was für einen Mist die Armee baut? Ich weiß nicht, was passieren, was man mir vorwerfen wird: Ich war nur dort, habe nie jemanden angerührt, nicht mal angeschrien – aber das hatte ich dir ja alles schon geschrieben. Ich habe eine Menge verhindert, und es ist viel mehr passiert, als ich weiß. Die haben Bilder, von denen ich nicht einmal wusste. Saumäßig. Irgendwie bin ich froh, dass es passiert

ist. Es musste ja so kommen. Ambuhl lässt sich anwaltlich vertreten. Ich brauche keinen Anwalt: War nicht genug dabei. Was die anderen entschieden haben, weiß ich nicht. Man hat mich fotografiert und Fingerabdrücke genommen. Wenn Du meinst, dass ich Bammel habe, dann irrst Du Dich. Bin eher froh darüber, dass sie die Bilder haben. Ich wusste, dass sie mich reinziehen würden. Falscher Ort, falscher Zeitpunkt. Mich kotzt bloß an, dass fast die ganze Kompanie weiß, was passiert ist, Bilder gesehen hat, aber nichts tat – also könnte man uns alle anklagen. Ich werde Dich auf dem Laufenden halten und heute Abend versuchen, Dich anzurufen, aber wir werden heute den ganzen Tag mit Mörsern beschossen, könnte heute Abend weitergehen – weiß nicht. Ich liebe Dich und hoffe, bald zu Hause zu sein.
Sabrina

»Ich rechnete nicht damit, überhaupt Ärger zu bekommen«, sagte Harman, »hatte ja nicht mal das Gefühl, etwas Falsches getan zu haben. Na gut, ich habe Fotos gemacht und bin auf einem mit drauf. Aber ich dachte eigentlich nicht, dass ich wirklich an dem beteiligt war, was da lief, und eigentlich kam es auch gar nicht darauf an, weil es ja erlaubt war.« Die anderen waren nicht so guter Dinge, alle jedoch staunten, als Oberst Pappas zwei Tage später, am 16. Januar, einen drei Seiten langen Vermerk an das gesamte Militärpersonal des Gefängnisses richtete mit dem Betreff: »Rekapitulation der Verhaltensstandards für die Zentrale Strafvollzugsanstalt Bagdad, Fronteinsatzbasis Abu Ghraib, Amnestiefrist, Inspektion Gesundheit und Soziales.« Er war im förmlichen Amtsjargon eines routinemäßigen Hinweises abgefasst, und der Tenor lautete: Wir haben hier Regeln, die Ihnen bekannt sind, und rein vorsorglich fassen wir sie noch einmal für Sie zusammen. Also halten Sie sich daran, oder wir müssen Sie zur Rechenschaft ziehen. »Im Einzelnen«, schrieb Pappas, »stehen die folgenden Regelverstöße unter Strafe«:

a. Kauf, Besitz oder Verkauf von privaten Feuerwaffen, Munition oder Sprengstoff ...
b. Einführung, Kauf, Besitz, Verkauf, Übertragung, Herstellung oder Konsum von alkoholischen Getränken.
c. Einführung, Kauf, Besitz, Gebrauch, Verkauf, Übertragung, Herstellung oder Konsum von überwachten Substanzen oder Drogenutensilien ...
d. Einführung, Besitz, Übertragung, Herstellung oder Zurschaustellung jeder Form von pornografischen oder sexuell eindeutigen Fotos, Videobändern, Filmen, Zeichnungen, Büchern, Magazinen oder ähnlichen Darstellungen ...
e. Gemäß den Richtlinien der Genfer Konventionen ist es dem Personal verboten, Fotos, Videobänder, Digitalvideos, CD/DVDs, Computerdateien/-ordner, Filme oder Medien irgendeiner Art herzustellen oder zu besitzen, die Bilder von gegenwärtig oder früher in der Zentralen Strafvollzugsanstalt Bagdad, FOB Abu Ghraib, Irak, internierten Straftätern oder Sicherheitshäftlingen enthalten ...
f. Glücksspiele aller Art, darunter Sportwetten, Lotterien und Verlosungen ...
g. Entfernung, Besitz, Verkauf, Verunstaltung oder Vernichtung von archäologischen Artefakten oder nationalen Kunstschätzen.
h. Verkauf, Tausch oder Devisenhandel mit anderen Währungen als der offiziellen Währung des Gastgeberlandes.
i. Halten, Betreuen oder Füttern von zahmen oder wilden Tieren aller Art.
j. Die Bekehrung zu Religionen, Konfessionen oder Glaubenspraktiken aller Art.
k. Das Annehmen und Behalten individueller Souvenirs oder Trophäen ... die bei Übungen oder Einsätzen erlangt wurden.

Weiter definierte der Vermerk verbotene Artikel als »Bannware« und lud alle Besitzer solcher Sachen ein, sie »straflos und ohne

Rechtsfolgen« abzugeben, das heißt in einem von mehreren »Amnestiekästen« zu deponieren, die am 18. Januar um 00:01 Uhr für achtundvierzig Stunden in den Wohnbereichen der Soldaten aufgestellt würden. Nach Ablauf der Amnestiefrist sollten wieder die vormals geltenden Strafvorschriften in Kraft treten; zudem werde man regelmäßige Inspektionen der Quartiere und Besitztümer aller Soldaten von Abu Ghraib durchführen, »um die Gesundheit, das Wohlergehen, die Sicherheit, die Wehrtauglichkeit, die gute Ordnung und Disziplin unseres Personals zu gewährleisten«. Diese Inspektionen, versicherte Oberst Pappas, »werden nicht als Vorwand benutzt, um Bannware aufzuspüren«, doch wenn sich dabei solche fände, würde sie von Amts wegen beschlagnahmt und der Inhaber förmlich über seine Rechte belehrt, bevor man ihn zum Sachverhalt vernehme.

Pappas nannte keine Gründe für seine plötzlichen Sorgen um die Wahrung der Standards, und obwohl er den Vermerk als »*Re*-kapitulation« bezeichnete, konnte niemand im Gefängnis sich darauf besinnen, vorher schon etwas dergleichen gesehen zu haben – besonders was die Fotos anging. Der Rest waren Standardklauseln, der alte Katechismus von Regeln aus dem *Uniform Code of Military Justice and General Order Number One*. Aber die Fotos? Obwohl scheinbar beiläufig und unauffällig zwischen Alkohol, Pornos, Waffen, Glücksspiele, Kunstschätze und Haustiere eingestreut, sprangen sie doch sofort ins Auge – allein schon wegen des unerwarteten Hinweises auf die »Richtlinien der Genfer Konventionen«. Alle anderen Arten von Bannware führte der Vermerk rein deklaratorisch auf, doch bei den Fotos verhängte er ein Gebot, sogar ein lokalspezifisches: Du sollst in Abu Ghraib nicht ...

Sabrina Harman war verblüfft. Die Auswertung der Fotos hatte soeben erst begonnen. Warum also gab der Kommandant des Stützpunktes dann einen bataillonsweiten Befehl aus, sich ihrer zu entledigen? Pappas' Angebot der Begnadigung klang in ihren Ohren eher bedrohlich. Dann seien auch pünktlich die Amnestiekästen erschienen, einfache Sperrholzbehälter mit Schlitzen darin, von allen

Seiten sichtbar zwischen den Wohnbereichen aufgestellt – so viel zum Thema Anonymität: Harman habe nie jemanden auch nur in die Nähe der Boxen gehen sehen. Megan Ambuhl hielt ihre unsägliche Platzierung sogar für eine bewusste Einschüchterungstaktik. »Es war eine Art ›lest zwischen den Zeilen‹«, meinte Ambuhl, und die Botschaft lautete: Entledigt euch eurer Bannware! Aber bitte nicht auf diesem Weg!!

»In dieser Nacht gab es ein großes Feuer«, erzählte Sabrina Harman. »Es wurden viele Pornos verbrannt, Schnapsflaschen ausgeschüttet oder vergraben.« Gleichzeitig löschten Soldaten die Bilderordner auf ihren Computern. Die CID gab an alle Soldaten von Abu Ghraib Fragebögen aus, um zu ermitteln, ob sie etwas über Missbrauch wussten, Fotos davon besaßen oder solche Fotos gesehen hatten. »Dann säuberten sie ihre Festplatten«, sagte England, »löschten alles, so dass es keine Beweise mehr gegen sie gab. Schließlich hieß es, ›Nein, ich weiß von nichts. Ich weiß gar nicht, wovon Sie reden.‹«

»Das Ganze wurde vermasselt«, sagte Herman. »Ich nenne das Beweismittelvernichtung.«

Javal Davis stimmte ihr zu. Er habe Pappas' Amnestievermerk gelesen und gespürt, dass sich die Schlinge zusammenzog. »Im Grunde hat er an einem einzigen Tag alle Entlastungszeugen zum Schweigen gebracht, jeden Einzelnen, der bereit gewesen wäre, anzutreten und zu sagen: ›He, hört zu, ich weiß das und das‹«, so Davis. »Wer hätte denn nach Ablauf der Amnestiefrist noch vortreten wollen? Niemand.«

Ambuhl stellte die Frage anders. »Nehmen wir an, jemand hätte wirklich herausfinden wollen, was da vor sich ging«, sagte sie. »Warum leitete man Ermittlungen ein, ohne etwas wissen zu wollen?«

AN DEM TAG, ALS OBERST PAPPAS seinen Amnestievermerk herausgab, schrieb das U.S. Central Command Baghdad in einer Pressemitteilung: »Ein Ermittlungsverfahren soll gemeldete Fälle von Häftlingsmissbrauch in einer Haftanstalt der Koalitionsstreitkräfte aufklären helfen. Doch könnte die Bekanntmachung von Einzelheiten über die Vorfälle die noch in der Anfangsphase steckenden Ermittlungen behindern, die gründlich und professionell durchgeführt werden. Die Koalition hat alle ihr unterstellten Personen würdig, respektvoll und menschlich zu behandeln, und diese Verpflichtung hat Generalleutnant Ricardo S. Sanchez, der befehlshabende General, allen Beteiligten gegenüber bestätigt. In einer Kurzmeldung im Schlussteil ihrer internationalen Nachrichten nannte die *New York Times* Abu Ghraib beim Namen und erklärte dazu: »Wie ein hoher Beamter des Pentagon mitteilte, wurden die Behörden in den letzten Tagen auf mögliche Fälle von Häftlingsmissbrauch hingewiesen und nähmen diese Anschuldigungen ›sehr ernst‹.« Darüber hinaus kümmerte sich die Presse nicht weiter um den Fall.

Tags darauf rügte General Sanchez in einem Schreiben an General Karpinski die mangelhafte Beaufsichtigung ihrer Truppe; gleichzeitig suspendierte er Oberst Phillabaum und Hauptmann Reese vom Dienst. Zwei Tage später, am 19. Januar, forderte Sanchez sein Zentralkommando auf, ein förmliches Ermittlungsverfahren gegen die 800. MP-Brigade einzuleiten – Karpinskis Kommando – und sich speziell auf die Haft- und Internierungseinsätze seit dem 1. November 2003 zu konzentrieren. Dieser Auftrag, den kurz darauf Generalmajor Antonio Taguba erhielt, nahm eine etwas überraschende Wendung, denn kaum eine Woche, nachdem Darby die Fotos Pieron übergeben hatte, setzte Sanchez die Ermittlungsparameter im Hinblick auf die Armee so, dass der Militärische Nachrichtendienst ausgenommen blieb – damit auch der Vorfall vom 25. Oktober 2003: die Misshandlung der drei vermeintlichen Vergewaltiger, auf deren Fotos man eindeutig MI-Soldaten erkennen konnte. Auch verhinderte die Festsetzung des Stichtages auf den 1. November eine

nähere Untersuchung der Methoden, welche die 72. MP-Kompanie und ihre Vorgängerin, die 372., im MI-Block angewandt hatten. Da sich Tagubas Ermittlungen auf Anstalten im gesamten Irak erstrecken sollten, war außerdem sichergestellt, dass seine Arbeit mindestens mehrere Monate in Anspruch nehmen würde.

Trotz der Stationierung ihrer 800. MP-Brigade im Irak lag Karpinskis Hauptquartier im Camp Doha, also in Kuwait, und genau dort sah erstmals ein Armeeoffizier für Öffentlichkeitsarbeit, Oberstleutnant Vic Harris, die Fotos aus Abu Ghraib, kurze Zeit nachdem Darby sie dem CID ausgehändigt hatte. »Unsere Rechtsabteilung ließ sie herunterladen und ausdrucken«, erzählte Harris, »und als PAO musste ich sie zwangsläufig sehen.« Die Bilder entsetzten ihn, aber mehr noch schockierte ihn die Reaktion der Führung darauf. »Ich hörte die Diskussionen des Stabes und unserer Kommandeure, die offenbar nichts anderes beabsichtigten, als die Angelegenheit in Grenzen zu halten«, teilte er mit. »Sie wollten nicht einmal die Strafverfolgung aufnehmen, sondern bloß alles vertuschen und verhindern, dass die Bilder in die Medien gelangten, damit sich alles wieder legen konnte, ohne dass die Öffentlichkeit etwas davon erfuhr. Ich war sehr enttäuscht, hatte genau die entgegengesetzte Einstellung. Ich sah es aus der Perspektive: He, diesen Leuten muss man den Prozess machen.«

Irgendwann, so Harris, riefen Armeejuristen von Camp Doha bei CID-Agenten in den Staaten an und baten sie, alle Bekannten und Angehörigen der Soldaten Abu Ghraibs aufzuspüren, die per E-Mail Kopien der Bilder erhalten haben könnten. Harris fand das »ziemlich hinterlistig«, da Zivilisten in keiner Weise verpflichtet waren, ihre Computerdaten Ermittlern der Armee zu übergeben. Außerdem hielt er das Vorgehen im digitalen Zeitalter für fast aussichtslos. »Es ist lächerlich, auch nur anzunehmen, dass man sie alle ausfindig machen könnte«, sagte er. Doch der Befehl erging – tatsächlich standen bei Sabrina Harmans Frau Kelly bald Agenten vor der Haustür –, und Harris bestätigte das Ganze, dass eine große Vertuschungsaktion anlief.

»Man beabsichtigte nicht, diese Leute vor Gericht zu stellen, die auf den Fotos offensichtlich Straftaten, in manchen Fällen sogar Kriegsverbrechen begingen«, sagte er. »Wenn es möglich gewesen wäre, der Öffentlichkeit alles zu verheimlichen, hätte man dies in der Armeeführung eindeutig bevorzugt. Da bin ich mir absolut sicher – ebenso darin, dass sie nichts getan hätten, um die schuldigen Soldaten zu bestrafen. Weil das wahrscheinlich irgendwann erfordert hätte, die Bilder publik zu machen. Die hätten das Ganze völlig schleifen lassen.«

Harris kannte viele Leute beim Fernsehen. In der Vergangenheit hatte er bei Berichten für *60 Minutes* mitgearbeitet und war beeindruckt von den Ergebnissen. »Also rief ich eine Freundin an, die damals als Produzentin für Dan Rather arbeitete, Dana Roberson«, sagte er. »Ich weiß noch genau, wo ich damals war, nämlich bei einem Empfang in der Japanischen Botschaft in Kuwait City.« Er teilte Roberson mit, dass eine Anzahl von Soldaten in Abu Ghraib Häftlinge misshandelt hatten und dass es Bilder davon gebe. Roberson leitete dies an ihre Chefin Mary Mapes weiter, und alsbald fingen sie gemeinsam zu recherchieren an. Schließlich nahmen sie Kontakt zu Sergeant Frederick auf, und von ihm erfuhren sie den Namen Joe Darbys. Mapes suchte seine Telefonnummer heraus und rief bei ihm an.

Am anderen Ende habe sich Darbys Frau gemeldet. »Sie wollte nicht mit mir reden«, erzählte Mapes. »Wollte über die ganze Geschichte nicht sprechen, war wirklich aufgebracht über das, was ihr Mann gemacht hatte. Es galt von vornherein als großer Bockmist. Und so gerne wir in den gängigen Medien nach Schurken, Opfern und Helden suchen, gewann ich von seiner Frau den Eindruck, dass dies nicht bloß eine einfache Geschichte von einem Jungen war, der etwas sehr Schlimmes sah und dem Einhalt gebieten oder der Welt davon Kenntnis geben wollte: Es wirkte etwas finsterer. Darbys Frau ließ durchblicken, dass er Schande über die ganze Familie gebracht und ihnen allen das Leben sehr schwer gemacht hatte.«

Als Darbys Frau während des Telefonats nach draußen ging, hörte Mapes im Hintergrund die Nachbarn einen Faustkampf austragen, und bei dem Lärm habe sie sich ein Bild von Darbys Welt machen können – einer derben Kleinstadt mit starken militärischen Bindungen, wo jede Familie eng mit in die jeweilige Einheit eingebunden war und man auf eigene Gefahr aus der Reihe tanzte, wie Darbys Frau beklagte: »Inzwischen schob man das ganze Problem Darby in die Schuhe«, so Mapes, »und nicht den Soldaten, die dieses Unheil in Abu Ghraib angerichtet hatten. Das bereitete ihr im Alltag große Schwierigkeiten. Denn alle waren wütend auf Darby und im Wege der Sippenhaft auch auf sie. Ich vermute, seine Frau bekam von ihren Freunden in der Militärgemeinschaft ganz schön zugesetzt.«

Mapes habe einen neunjährigen Sohn, der »manchmal, ohne es zu wollen, etwas Verletzendes sagt, einfach aus Versehen, oder unabsichtlich Familiengeheimnisse verrät«: Bei Darby sei es ganz ähnlich, »als habe er den Stein versehentlich ins Rollen gebracht. Gewiss, er hatte etwas initiiert, jedoch ohne zu ahnen, dass es solche Ausmaße annehmen würde. Auch wenn ich ihn persönlich gar nicht kenne, gewann ich nie den Eindruck, dass in diesem Fall jemand schlicht und einfach das Richtige hatte tun wollen. Ich vermutete etwas anderes, konnte es aber nicht genau benennen.« Den Fotos selbst war Mapes keinen Schritt näher gekommen, doch sie ließ nicht locker und kam schließlich auf die Idee, sich an diejenigen Soldaten zu wenden, die sie gemacht hatten und darauf abgebildet waren – das heißt, an die dadurch belasteten, von denen man bis dahin noch gar nichts gehört hatte, denen jetzt aber viel Ärger ins Haus stand.

UNTERDESSEN WUCHS DIE ZAHL DER INSASSEN von Abu Ghraib unablässig an, und die Haftbedingungen verschlechterten sich zunehmend, da das Gefängnis immer häufiger unter schwerem Beschuss lag. Der 2. Februar, an dem Taguba erstmals das Gelände aufsuchte, war zufällig zugleich Tim Dugans letzter Tag dort, und er berichtete: »Wir waren die ganze Nacht beschossen worden. Ich glaube, am Tag davor hatten wir den Oberscheich der Stadt Abu Ghraib ausgeschaltet; die Besatzung des Kampfhubschraubers hatte ihn mit Infrarot beschattet, als er zweimal zu zwei verschiedenen Mörsertrupps fuhr, den Hurensohn bis nach Hause verfolgt und, als er in seine Einfahrt fuhr, mehrere Hundert Salven in seinen Wagen gejagt. Wenn das kein Blutbad ist. Ja, und wenn du einen Scheich tötest, wer kommt dann? Der scheißälteste Sohn des verdammten Scheichs. An jenem Samstagabend schlugen bei uns sechsunddreißig Mörsergranaten ein. So was hatte ich noch nie erlebt, und ich habe schon sehr tief in der Scheiße gesteckt. Als ich am Morgen abfuhr, war unsere gesamte Munition verschossen.«

An jenem Abend schrieb Sabrina Harman an Kelly:

> Letzte Nacht habe ich geträumt, dass mir jemand einen Satz Karten hinhielt, und ich zog eine mit Todesanzeigen – wie sie in Zeitungen erscheinen. Ich öffne sie, und da sind verschiedene Bilder und Erklärungen, die alle damit zu tun haben, wie jemand sterben kann. Also hatte ich den ganzen Tag Angst, dass Dir etwas passiert sein könnte. Jetzt komme ich grade von einem Einschlag in unserem Gebäude zurück. Es klang, als hätte die Granate meine Wand getroffen. Rod sprang auf mich, und dann rannten wir raus. Sie hatte eine LKW-Tankstelle direkt hinter unseren Räumen erwischt. Riesige Flammen, sah toll aus, aber ich bin SEHR gestresst. Meine Augen brennen, und jedes kleine Geräusch macht mir Angst. Diese Untersuchung bringt mich noch um – dauert viel zu lang. Ich habe aufgesteckt und ihnen die Notizen gegeben, die ich

für meinen Anwalt gemacht hatte ... Also habe ich ihnen alles gesagt. Ich weiß, dass mir das nicht helfen wird, auch wenn sie das Gegenteil behaupten. Doch es geht ja nicht um mich, sondern darum, den tausend anderen zu helfen, die hier als Gefangene enden. So wird das nicht noch einmal passieren. Keine Reue! Halt die Ohren steif, Süße – ich liebe Dich.
Sabrina

Dies war Harmans letzter Brief aus Abu Ghraib. Ein paar Tage später wurden die sieben MPs der Nachtschicht, auf die der CID von vorneherein seine Untersuchung konzentriert hatte, aus dem Gefängnis abgezogen und nach Camp Victory verlegt, um dort ihr weiteres Schicksal zu erwarten.

DRITTER TEIL

NACHBEREITUNG

»Selig sind die Toten, die starben, ohne sich jemals fragen zu müssen: ›Und wenn sie mir die Fingernägel ausreißen, werde ich dann reden?‹ Noch seliger aber sind die anderen Toten, die sich, kaum ihrer Kindheit entwachsen, nicht jene *andere* Frage stellen mussten: ›Wenn meine Freunde, Kameraden und Anführer einem Feind vor meinen Augen die Fingernägel ausreißen, was werde ich dann tun?‹«

JEAN-PAUL SARTRE

21.

In Shakespeares *Othello*, einem Melodrama über Demütigung und Rache im Oberkommando von Venedig, entscheidet ein einziger Augenblick grotesker Sinnestäuschung über die extrem verwickelte Intrige der konspirativen Machenschaften und Betrügereien. Als Othellos engster Vertrauter, der heimtückische, doppelzüngige Jago, ihm einredet, dass seine Frau Desdemona ein Verhältnis mit Cassio hat – zufällig Jagos Nebenbuhler im Machtkampf –, fordert Othello unwiderlegliche Beweise. »Beweise, Schurk, mir, dass mein Weib verbuhlt, Tu's ja, schaff mir den sichtlichen Beweis.« Jetzt heckt Jago einen aufwendigen Plan aus, um ihm das Verlangte zu liefern. Er bemächtigt sich eines bestickten Taschentuchs, das Othellos erstes Geschenk an Desdemona war, ein kostbarer, ihre Liebe und Bindung symbolisierender Fetisch, und platziert es in Cassios Schlafgemach. Dann versteckt er Othello dort und lässt ihn beobachten, wie Cassios Frau auftritt und ihrem Mann das Tuch ins Gesicht wirft, mit der Anschuldigung, es stamme von einer Geliebten. Othello verfolgt die Szene – er glaubt nun, was er sieht, ohne zu erkennen, dass er nur sieht, was man ihn zuvor zu glauben verleitet hat –, und ein Blutbad schließt sich an.

Der sichtliche Beweis: Mehr als dreihundert Jahre vor der Erfindung der Fotografie beschreibt Shakespeare präzise die Macht von Schnappschüssen, das Gefühl völlig evidenten Wissens zu erzeugen, und gleichzeitig ihre Macht, aus dem Kontext gerissen als ein Mittel der bewussten Irreführung zu dienen.

ENDE APRIL 2004 erschienen eine Handvoll Bilder aus Abu Ghraib in der Sendung *60 Minutes* und im *New Yorker*, und binnen weniger Tage gingen sie um die ganze Welt. Auf diese Weise avancierten die Männerpyramide, die Haubengestalt auf der Kiste, die junge Soldatin mit dem angeleinten Häftling und der in Eisbeutel eingepackte Leichnam zu den maßgeblichen Bildern des Irak-Kriegs, über die der Präsident der Vereinigten Staaten später das Verdikt sprach, dass der Tag ihrer Veröffentlichung der schlimmste Tag des Kriegs gewesen sei.

Nie zuvor hatte jemand solche urtümlichen Kerkerszenen so unverblümt im Bild eingefangen. Hätte ein Fotojournalist die Aufnahmen gemacht, so wären sie als unvergleichliche Sensation mit Preisen und Ausstellungen bedacht worden. Doch hätte kein Außenstehender mit Kamera Zutritt zu den Geschehnissen im MI-Block erhalten, und gerade die Tatsache, dass das Fotografieren mit zur Aktion gehörte, verstärkt ihren Effekt des krud Entlarvenden, als gestohlene Einblicke in etwas, das wir ansonsten nicht hätten sehen dürfen, das erst zur Presse durchsickern musste. Auch optisch liegt die Stärke der Fotos in ihrer Laienhaftigkeit. Die einfache Ausrüstung, das digitale Rauschen, die grellen Blitzlichter im Kontrast zur schäbigen gelbgrünen Düsternis der Anstaltsbeleuchtung, die schrägen Winkel und wahllosen Ausschnitte vieler der Aufnahmen – diese formalen Aspekte der Fotos spiegeln die Ödnis und Erbärmlichkeit der mittelalterlichen Gemälde wider, mit denen sie uns konfrontieren.

Insbesondere jedoch sorgten die posierenden Soldaten, die vor den Kameras ihrer Kameraden Grimassen schnitten, während sie ihre Gefangenen in trophäenartigen Stellungen dominierten, für eine unbändige, unmittelbar realistische Ausstrahlung der Fotos. Die Inszenierung gehörte mit zur dokumentierten Realität. Und das Grinsen, die aufgestellten Daumen, die vor der stolz geschwellten Brust verschränkten Arme: Derlei ungehörige Prahlerei und Eitelkeit bildete den Gipfel des Stümperhaften. Die Soldaten-Fotografen

standen zugleich innerhalb und außerhalb der berichteten Ereignisse – sie beobachteten sich selbst bei der Teilnahme an dem Spektakel, und die Entscheidung, ihr Tun nicht zu verbergen, sondern zu enthüllen, zeugt davon, dass sie nicht nur als Fotografen, sondern auch als Folterer Stümper waren.

Insofern prägte das Stümperhafte nicht bloß den formalen Aufbau der Bilder von Abu Ghraib, sondern floss auch in ihre Motive ein, in das darauf Abgebildete, und entsprach einem Aspekt des Irak-Kriegs, der fast alle beunruhigte und tief verstörte: die rücksichtslos unbekümmerte Tollpatschigkeit, mit der man ihn betrieb. Es war ein Stümperkrieg, ebenso rabenschwarz wie unüberlegt, bei dem noch nicht einmal einleuchtete, wieso man ihn überhaupt führte: Zu viele Gründe mussten herhalten, von denen letztlich keiner Bestand hatte. Und jene Geschichten, die wir erfanden, um ihn uns selbst zu erklären, schienen kaum eine Rolle zu spielen, da er, einmal begonnen, eine Eigendynamik entwickelte: nicht als Mittel zum Zweck, sondern als Selbstzweck. Ausgegeben als ein Krieg der Ideen und der Ideale, entpuppte er sich als ein solcher der Posen und des Posierens. Dabei ging es um unser Selbstbild gegenüber unserem Feindbild, und nach diesem Maßstab konnten wir leicht erschreckend tief sinken, bis man uns ertappte. Die Bilder von Abu Ghraib haben uns bloßgestellt.

So viel erkannte man auf den ersten Blick. Und im *New Yorker* begleitete die Fotos ein Artikel von Seymour Hersh, der ein Exemplar von General Tagubas Geheimbericht erlangt hatte über die, wie es darin hieß, »eklatant sadistischen und mutwillig kriminellen Misshandlungen« von Gefangenen des harten Kerns. Indem Taguba sich weisungsgemäß auf das 800. MP-Bataillon konzentrierte, schrieb er die Hauptschuld den auf den Fotos sichtbaren MPs, die Hauptlast der Führungsverantwortung General Karpinski zu. Infolge seiner Ermittlungen entzog man ihr das Kommando, erteilte ihr eine förmliche Rüge und degradierte sie zur Obersten. An ihrer Stelle übernahm Generalmajor Geoffrey Miller, einstmals Guantánamo Bay, das Kommando in Abu Ghraib. Millers entscheidende Rolle

dabei, Abu Ghraib neun Monate zuvor nach dem Vorbild von Gitmo umzugestalten, war der Öffentlichkeit noch nicht bekannt. So entging der Presse die ganze Ironie seiner Ernennung, als er Anfang Mai 2004 die Gefängnistore für Journalisten öffnete und sich »im Namen meiner Nation und im Namen des Militärs für die kleine Gruppe der Führungskräfte und Soldaten« entschuldigte, »die an den Häftlingen von Abu Ghraib eigenmächtig möglicherweise kriminelle Handlungen begangen haben«.

Tagubas Bericht stellte ausdrücklich klar, dass der MI, die CIA und zivile Verhörspezialisten für die Misshandlung der Häftlinge von Abu Ghraib mitverantwortlich waren, und drängte auf Disziplinarverfahren gegen Oberst Pappas, Oberstleutnant Jordan, Big Steve Stefanowicz und andere. In den folgenden Tagen, Wochen und Monaten trug eine wahre Flut von Recherchen und weiteren Enthüllungen dazu bei, das ganze Ausmaß der Sache Stück für Stück ans Licht zu bringen. Doch obwohl es sich um einen Skandal handelte, erschienen die Bilder sensationell, und dass die am eindeutigsten sensationellen eine Art Gruppenselbstporträt ergaben, vertiefte und verstärkte ihre beunruhigende Wirkung als Belege für eine allgemeine systemimmanente Korruptheit. Ohne die Fotos kein Skandal, und ohne sie hätten wir vielleicht nie erfahren oder in seinem ganzen Ausmaß verstanden, dass man junge amerikanische Freiwillige, als Befreier in den Irak geschickt, im Schatten von Saddams ehemaligem Todeshaus Verbrechen begehen ließ. In dieser Hinsicht leisteten die Bilder der Öffentlichkeit einen großen Dienst oder hätten ihr einen großen Dienst geleistet, hätten sie es ihr nicht so leicht gemacht zu glauben, dass sie die ganze Wahrheit enthielten.

ETWA EINE WOCHE NACH der Veröffentlichung der Fotos von Abu Ghraib erklärte der Präsident, er bedaure »die Demütigung der irakischen Häftlinge und ihrer Angehörigen«, und ebenso sehr bedaure er, »dass Menschen, die diese Bilder sehen, das wahre Wesen und das Herz Amerikas nicht verstehen«. Außerdem betonte er: »Die Missetäter werden sich vor Gericht verantworten müssen.«

Wenig später beorderte man den Spezialagenten Brent Pack als forensischen Chefermittler der Einheit für die Bekämpfung von Computerkriminalität der US-Militärstrafverfolgungsdivision ins CID-Hauptquartier in Fort Belvoir, Virginia, und übergab ihm zwölf CDs mit den Worten: Diese Datenträger enthalten Bilder von Abu Ghraib – Tausende von Bildern. Wir wollen, dass Sie diejenigen herausfinden, die mögliche Häftlingsmisshandlungen oder Personen darstellen, die sich währenddessen in dem Bereich aufhielten. Wir wollen genau wissen, wann die Bilder entstanden. Bringen Sie alle in die chronologische Reihenfolge, damit ein Gericht den Anfang und das Ende jedes einzelnen Vorganges erkennen und ermessen kann, wie viel Zeit zwischen den Aufnahmen verging, wie viel Aufwand die Täter für den Häftlingsmissbrauch trieben und wer sonst noch dabei war, als diese Dinge geschahen.

»Die Bilder sagten mehr als tausend Worte, aber solange man nicht wusste, welchen Tag und welche Uhrzeit sie betrafen, kannte man die Geschichte nicht«, erklärte Pack. »Erst wenn man sich die einzelnen belegten Handlungen anschaut, kann man mit einiger Sicherheit sagen, was sie tatsächlich darstellen. Das dient keinem politischen Zweck, sondern der Strafjustiz.«

Also fing Pack an, das Material zu sichten. Er sortierte Duplikate und eine große Vielzahl von Bildern aus, die sich weder auf Misshandlungen noch auch nur auf Abu Ghraib bezogen, und behielt auf diese Weise etwa zweihundertachtzig Fotos zurück, die fast sämtlich den Kameras Graners, Harmans und Fredericks entstammten. Zwar hatten diese automatisch jedes Bild mit Datum und Uhrzeit versehen, diese Angaben entsprachen jedoch nicht den

Gegebenheiten der betreffenden Nachtschichten. Pack wusste, dass die Soldaten von der Ostküste kamen, was bei zwei der Kameras, Graners und Fredericks, die Zeitverschiebung zum Irak erklärte. Doch erst als er Fotos nach offenbar identischen Vorfällen anordnete und erkannte, dass es acht Anlässe gab, bei denen alle drei Kameras etwa gleichzeitig aufnahmen, konnte er die Zeiteinstellungen rekonstruieren und Harmans Daten mit den beiden anderen abgleichen, indem er bei den ihren jeweils ein Jahr, neun Monate, elf Stunden und neunundzwanzig Minuten hinzurechnete.

»Danach schienen sich alle Fotos nahtlos ineinanderzufügen«, berichtete Pack. Er stellte auf seinem Computer den größtmöglichen Power-Point-Rahmen von fast sechzig mal einsfünfzig ein und verwandte die folgenden beiden Monate darauf, seine Chronologie aus zweistündigen Sequenzen aufzubauen, indem er Miniaturen der Bilder entsprechend anordnete. Er gruppierte sie nach Ereignissen, ermittelte ihre Reihenfolge darin und markierte mit Farben, von welcher Kamera sie stammten. Dies ähnelte der Montage eines Bildes aus einem Potpourri von Pixels. Gegen Ende seiner Bemühungen erhielt Pack eine Kopie des Tagebuchs, das die MPs im MI-Block geführt hatten, und als er die Einträge mit seinem Diagramm verglich, Tag für Tag und Häftlingsnummer für Häftlingsnummer, passte alles genau zusammen.

Jetzt konnte er festhalten: »Sie haben an etwa zwölf verschiedenen Tagen einschlägige Bilder gemacht. Es gibt sechsundzwanzig mögliche Misshandlungsfälle, und in jedem einzelnen war jemand für den Ablauf verantwortlich. Also muss man herausfinden: Wer war für diesen, wer für jenen verantwortlich? Ist dies wirklich eine Straftat oder Standarddienstanweisung? Dafür muss man genau ermitteln, was die Fotos zeigen, also Gefühle und Politik heraushalten, denn hier geht es um Verdächtige, denen vor Gericht Freiheitsstrafen drohen. Daher war es wichtig, säuberlich zwischen Straftaten und nicht strafbaren Handlungen zu unterscheiden, und gerade darauf musste sich auch die Staatsanwaltschaft konzentrieren. Bei echten Körperverletzungen weiß man, dass eine Straftat vorliegt. Strafbar

ist auch, jemanden in eine sexuell demütigende Lage zu bringen. Ebenso der Zwang zum wechselseitigen sexuellen Missbrauch. Dabeistehen und zusehen oder fotografieren, wie jemand mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen wird, ist Pflichtversäumnis und somit strafbar. Bei dem Mann, der mit Drähten an den Fingern auf der Kiste steht, sehe ich nur, dass man ihn in eine Stressposition gebracht hat. Ich schaue mir das Bild an und denke, das sieht nicht aus wie richtige Stromkabel: Standarddienstanweisung – mehr ist das nicht.«

Entkleidung, über den Kopf gestülpte Schlüpfer, palästinensisches Hängen – auch in alledem sah Pack nur »Standarddienstanweisung«. »Ich diene seit zwanzig Jahren in der Armee«, sagte er. »Ich war beim Desert Storm dabei, habe vier Monate in Guantánamo Bay zugebracht. Von Menschen ohne diesen Hintergrund kann ich nicht erwarten, dass sie die Bilder genauso sehen wie ich. Ein Foto hält zeitliche Momente und Realitäten fest, mehr nicht. Man kann es je nach dem eigenen Erfahrungs- und Wissensfundus unterschiedlich interpretieren. Doch als ein dem Gericht vorgelegtes Beweismittel ist ein Foto lediglich das, was es zeigt.« Letzten Endes laufe es doch auf Folgendes hinaus: »Wenn du im Zusammenhang mit diesen Sachen auf einem der Bilder warst, dann bekamst du Schwierigkeiten. Und wer unseren Präsidenten zwang, sich vor der Weltöffentlichkeit zu entschuldigen, der bekam sogar große Schwierigkeiten.«

Pack war Techniker. Ihn interessierten nicht Motive, sondern nur Taten. Doch zu den Bildern dessen, was er als »die schändliche Sieben-Mann-Pyramide aus nackt aufeinandergestapelten Irakern« bezeichnete, sagte er: »Graners und Harmans Gesichtsausdruck verrät, was sie dabei dachten und empfanden. Man sieht es an ihren Augen, dass sie richtig Spaß dabei hatten, und aus meiner Sicht hat diese Szene ihr Schicksal besiegelt.« Pack fügte hinzu: »Ich würde sagen, dass in all meinen Jahren als Polizist mehr als die Hälfte der Fälle aufgeklärt wurden, weil der Täter eine Dummheit beging. So was zu fotografieren ist doch wirklich saudumm.«

Nachdem Pack die Aufnahmen und die daran beteiligten Soldaten monatelang erforscht hatte, folgerte er: »Ich glaube, dass sie ihr Tun für zulässig hielten, denn die Grenzen des Zulässigen verschwimmen im Krieg leicht.« Doch selbstverständlich könnten die Fotos nicht aufklären, warum die MPs im MI-Block so dachten, und als einem Zeugen der Anklage sei ihm das auch gleichgültig. Während seiner Arbeit hätten ihn die Bilder emotional nicht berührt. Er sei stolz auf seine klinische Distanziertheit und, wie er sagte, apolitische Objektivität. Doch als Soldat, sogar MP, und Bürger habe er irgendwie versuchen müssen, sich einen Reim auf die Fotos zu machen. Er sah keine Folter, sondern Demütigung, und zwar beiderseitig. »Absolut«, sagte er. »Diese Bilder haben auch uns gedemütigt.«

ALS ERSTER SOLDAT VON ABU GHRAIB stand Jeremy Sivits vor einem Kriegsgericht, jener MP, der am geringsten in die Verbrechen des MI-Blocks verstrickt war und in seiner Anwesenheit am meisten getan hatte, um die Leiden der Gefangenen zu lindern. Sobald ihn die CID im Januar zum Sachverhalt befragte, hatte Sivits gestanden und bei der Aufklärung mitgewirkt, um sich bei seinem Verfahren in Bagdad, kaum drei Wochen nach Bekanntwerden der Fotos, in allen Anklagepunkten für schuldig zu erklären: Verschwörung zur Misshandlung von Gefangenen, Pflichtversäumnis, Misshandlung von Schutzbefohlenen. Dennoch erhielt er die Höchststrafe von einem Jahr Gefängnis, Degradierung und Entlassung wegen Fehlverhaltens.

Im September legte Specialist Armin Cruz, einer der MI-Soldaten, die bei der Peinigung der drei vermeintlichen Gefängnisvergewaltiger mitgewirkt hatten, ein volles Geständnis ab und bekam wegen Verschwörung plus Misshandlung acht Monate Freiheitsentzug, Degradierung und Entlassung wegen Fehlverhaltens. Im Oktober folgte das Geständnis Sergeant Fredericks auf einem Militärstütz-

punkt in Deutschland. Sein Urteil wegen Verschwörung, Misshandlung Pflichtversäumnis, Körperverletzung und sexueller Belästigung lautete auf acht Jahre Gefängnis, Degradierung zum Gefreiten, unehrenhafte Entlassung nebst Verwirkung aller Zahlungs- und Leistungsansprüche. Ende des Monats verurteilte ein Gericht die ebenfalls geständige Megan Ambuhl wegen Pflichtversäumnis zu Degradierung und Verlust eines halben Monatssolds. Im Januar des folgenden Jahres stand Charles Graner im texanischen Fort Hood vor Gericht, das ihn wegen Verschwörung, Misshandlung, Körperverletzung, Pflichtversäumnis und sexueller Belästigung zu zehn Jahren Haft, Degradierung zum Gefreiten und unehrenhafter Entlassung nebst Verwirkung aller Zahlungs- und Leistungsansprüche verurteilte.

Im Februar gestand Javal Davis, und seine Gesamtstrafe wegen Pflichtversäumnis, Abgabe falscher amtlicher Erklärungen und Körperverletzung belief sich auf sechs Monate Gefängnis, Degradierung und Entlassung wegen Fehlverhaltens. Ende des Monats erhielt der MI-Soldat Roman Krol das Urteil zehn Monate Gefängnis, Degradierung und Entlassung wegen Fehlverhaltens. Im Mai befand eine Kammer auch Sabrina Harman der Verschwörung, Pflichtversäumnis und Misshandlung für schuldig und verurteilte sie zu sechs Monaten Gefängnis, Degradierung sowie Entlassung wegen Fehlverhaltens nebst Verwirkung aller Zahlungs- und Leistungsansprüche.

Lynndie England kam als letzte der sieben Nachtschicht-MPs an die Reihe. Im Februar 2004, kurze Zeit nach der Versetzung der Gruppe ins Camp Victory, stellte sich heraus, dass sie von Graner schwanger war, der sich inzwischen von ihr getrennt hatte. Man schickte sie zurück in die USA, nach Fort Bragg, wo England im Oktober ihren Sohn Carter gebar. Kurz vor dessen erstem Geburtstag, im folgenden September, verurteilte ein Gericht sie wegen Verschwörung, Misshandlung und sexueller Belästigung zu drei Jahren Haft, Degradierung und unehrenhafter Entlassung. Graner hatte inzwischen vom Gefängnis aus Ambuhl geheiratet.

Schließlich standen auch die Hundeführer-Sergeants Cardona und Smith vor Kriegsgerichten. Ersteren verurteilten sie wegen Pflichtversäumnis und schwerer Körperverletzung zu neunzig Tagen Zwangsarbeit, Letzteren wegen Verschwörung, Misshandlung, Körperverletzung, sexueller Belästigung und Pflichtversäumnis zu sechs Monaten Gefängnis, einer Geldstrafe, Degradierung zum Gefreiten und Entlassung wegen Fehlverhaltens.

Von den ranghohen Offizieren musste sich nur Oberstleutnant Jordan vor einem Kriegsgericht verantworten. Er trat als letzter der Soldaten von Abu Ghraib vor die Schranken, ohne freilich für schuldig befunden zu werden. Stattdessen erhielt er lediglich eine Rüge wegen Missachtung des Befehls, nicht über Missbrauchsermittlungen zu debattieren, doch wurde diese alsbald wieder zurückgenommen und aus der Dienstakte gelöscht. Auch Oberst Pappas erhielt eine Rüge und sogar eine Geldbuße, jedoch in einem Disziplinarverfahren, weil er den Einsatz von nicht mit Maulkörben gesicherten Hunden für die Einschüchterung von Gefangenen erlaubt hatte, ohne sich dies von General Sanchez genehmigen zu lassen. Ferner sahen sich eine Reihe anderer Offiziere mit Rügen und Geldbußen wegen Pflichtversäumnis in Abu Ghraib belegt.

Allerdings musste kein Soldat im Rang oberhalb eines Sergeants eine Haftstrafe verbüßen. Keiner der zivilen Verhörspezialisten wurde in irgendeiner Weise strafrechtlich belangt. Auch legte man niemandem Folter, Kriegsverbrechen oder Verstöße gegen die Genfer Konventionen zu Last. Und niemand bekam Probleme, weil er Gefangene entkleidet, angekettet, als Geiseln benutzt, weil er Kinder ohne jeden Strafvorwurf oder Sicherheitsgrund eingesperrt, weil er Tausende von Insassen bei ständiger Lebensgefahr in einer Gefechtszone gehalten, weil er Tausende von Zivilisten ohne Rechtsgrund festgenommen und auf unbestimmte Zeit unter Konzentrationslagerbedingungen ohne Kontakt mit der Außenwelt gelassen, weil er hinter Stacheldraht eingepferchte Häftlinge mit Schüssen schwer verwundet oder getötet oder weil er al-Jamadi im Duschraum der Ebene 1A ermordet hatte – obwohl Sabrina

Harman sich anfangs fast auch dafür hätte verantworten müssen, ihn dort fotografiert zu haben.

»Man wollte mich wegen Vernichtung von Staatseigentum anklagen, was ich nicht verstehe«, sagte Harman. »Und wegen Misshandlung durch Fotografieren eines Toten. Wie das? Der war tot. Ich weiß nicht, wie das Misshandlung sein soll. Außerdem Beweisunterdrückung, weil ich den Verband von seinem Auge genommen habe, um ein Foto zu machen, und ihn dann wieder drauflegte. Als er tot war, haben sie ihn gründlich gesäubert und dann erst verbunden. Also ist das nicht wirklich Beweisunterdrückung, das hatten die bereits für mich erledigt. Doch um die Vorwürfe zu untermauern, mussten sie auch diese Bilder ins Spiel bringen, was sie eigentlich gar nicht vorhatten, da sie ganz offenkundig einen Mord decken wollten, und damit hätten sie wirklich schlecht ausgesehen. Also ließen sie später alle Vorwürfe wegen des OGA-Typen in der Dusche unter den Tisch fallen.«

Genau so lief es: kein Foto, kein Delikt. Der sichtliche Beweis: das Dargestellte als Mittel der Vertuschung.

22.

»DAMIT IST EIN DICKER BROCKEN meines Lebens futsch, den ich nie mehr wiederherstellen kann«, klagte Javal Davis. »Und meine alte Privatsphäre bekomme ich auch nicht mehr zurück. Die hat man mir geklaut. Ehe? Kaputt. Wissen Sie, man hat mich im nationalen Fernsehen verfemt. Wozu? Um jemandes Lügen zu vertuschen, unsere Taktiken, Verfahren, für die heute niemand geradestehen will. Mein Sohn denkt heute noch, dass ich beruflich unterwegs war – ist noch zu klein –, ich werde ihm später alles ganz genau erklären. Meine Tochter weiß Bescheid. Ihr habe ich das erklärt, und sie hat's kapiert. Sie wird nicht zum Militär gehen. Ich will kein Polizist mehr sein. Ist erledigt. Bin jetzt im Verkauf. Habe dort einen – na ja – gemütlichen Berufsweg vor mir. Kann ganz normal mit den Leuten verhandeln. Muss mich um niemandes Probleme mehr kümmern. Habe auch nichts mehr mit Gewalt zu tun. Das geht jetzt nur noch von geschäftlich zu geschäftlich, mit persönlicher Note. ›Guten Tag. Wie geht's? Ich bin Javal Davis. Nett, Sie kennenzulernen‹. Alle sind glücklich und zufrieden. Mir gefällt das, der Verkauf. Ich bin jetzt Vertreter.«

»Abu Ghraib, das ist ein heißes Eisen«, sagte Tim Dugan. »Ich meine, welchen Vorteil könnte es für einen Politiker haben, jemanden aus Abu Ghraib zu verteidigen? Könnte ihm das irgendetwas für seine politische Karriere bringen? Also werden sie den, der dort war, zerfetzen. Was du auch zur Rechtfertigung vorträgst, was du auch getan hast, du bist im Unrecht. Du bist Teil von Abu Ghraib. Ich war tatsächlich stolz auf alles, was ich in Abu Ghraib gemacht habe, und heute schäme ich mich, auch nur zu erwähnen, dass ich dort war. In dem Spiel kannst du nicht gewinnen. Wenn jemand ein Buch darüber schriebe, müsste es ein Roman sein, weil

niemand diesen Mist glauben würde. Ich war da und glaube es ja selbst nicht. Ich sitze hier und zittere, nur vom Reden, ich fange an zu hyperventilieren, wenn ich darüber spreche: posttraumatische Belastungsstörung.«

»Du fühlst dich immer schuldig«, sagte Sabrina Harman, »denkst, du hättest was daran ändern können – oder, nehme ich an, Pflichtversäumnis: weil du was nicht gemeldet hast, obwohl die Leute es ja wussten. Ich denke, man hätte zu jemand anderem gehen können. Also akzeptiere ich den Vorwurf der Pflichtversäumnis. Ich persönlich kann den akzeptieren! Wäre schön, das alles hinter sich zu lassen. Stinkt mir zwar, aber man kann vielleicht was daraus lernen: Durch die Mangel gedreht zu werden hilft dir zu wachsen. Ich weiß nicht. Ich weiß echt nicht, wie es weitergehen soll. Erst mal mache ich meine Ausbildung als Fotografin fertig, und das wär's für den Moment.«

»Ich habe zwei Jahre meines Lebens als Soldat in Vietnam verbracht«, sagte Lane McCotter, »und eins davon buchstäblich rund um die Uhr bei den Vietnamesen. Wir haben diesen Krieg nur wegen der Politik verloren – weil unsere Führungsriege nicht bereit war, das fortzusetzen, worein wir investiert hatten. Wofür dann diese fast dreizehn Jahre und mehr als fünfzigtausend gefallenen Soldaten? Viele waren gute Freunde von mir. Ich glaube, ich sehe einige Parallelen zu dem, was manchmal im Irak passiert, und das finde ich beängstigend. Unsere Dolmetscher: Wir wurden echt gute Freunde. Ein paar von ihnen weinten, als ich nach Hause fuhr. ›Warum gehst du heim? Ihr werdet abziehen. Werden alle Amerikaner abziehen?‹ Das war ihre größte Befürchtung. Ich hoffe nur, dass wir sie nicht im Stich lassen wie damals die Vietnamesen. In Amerika scheint man ungeduldig zu werden.«

»Wie sollen wir die Wahrheit erfahren, wenn die Inhaber der Wahrheit verstummen und nicht reden?«, fragte Ken Davis. »Ist es etwa unamerikanisch zu sagen, dass ich meine Kinder nicht im Knast enden sehen will, weil sie Befehle ausführen und die Offiziere zu feige sind, für ihre eigenen Befehle geradezustehen? Ich habe mit

meiner Frau gesprochen und gesagt: ›Weißt du, es tut weh, daran zu denken, dass die Leute nach dem allen anfangen könnten, die Lüge für die Wahrheit und die Wahrheit für die Lüge zu halten.‹ Das ist eine Art Schattenspiel. Mit meinen Kindern spiele ich oft Verstecken, und schließlich brachte ich meine Töchter dazu, es auch im Dunkeln zu tun. Also fragten sie, ›Pappa, warum willst du im Dunkeln spielen?‹ Und da sagte ich, ›Weil, überlegt mal, im Hellen seht ihr doch alles, oder? Doch im Dunkeln seht ihr nichts, könnt aber rumlaufen und könnt euch verstecken.‹ Das Schattenspiel. Das, glaube ich, treiben all diese Verwaltungstypen. Die bleiben immer im Dunkeln, lassen andere Leute machen, was sie wollen, und dann verschwinden sie einfach.«

»Als ich mich hier das erste Mal wieder ans Steuer setzte, fuhr ich zu meinem Bruder rüber«, erzählte Gary Deland. »Kurz davor sprang meine Ampel auf Rot und die der anderen Seite auf Grün, und zwei Autos überquerten die Kreuzung. Die hatten genau den richtigen Abstand, wie wenn ich im Irak das Heck des ersten so knapp wie möglich verfehlte und, ohne sie zu treffen, an den hinteren Stoßstangen beider Wagen vorbeischoss – wenn ich alles richtig machte. Also schaltete ich, statt vor der roten Ampel zu bremsen, meinen Camaro runter, gab Gas und raste voll in die Kreuzung, direkt auf die beiden Autos zu. Meine Frau schrie, und das weckte mich auf. Ich machte eine Vollbremsung und rutschte seitlich in die Kreuzung. Sie fragt, ›Was zum Teufel machst du da?‹ Ich gab zurück, ›Na, die waren doch genau richtig für mich aufgereiht.‹ Das Wiedereinleben fiel mir sehr schwer. Einmal sagte ich, ›Ich lege mich fünf Minuten hin‹, und wachte vierundzwanzig Stunden später wieder auf. Ebenso fuhren wir Freunde besuchen, mit denen wir jeden Sommer eine Woche an ihrem See in Georgia verbringen: Ging rein und sagte, ›Ich lege mich fünf Minuten aufs Ohr‹. Das war morgens um elf, abends um elf wachte ich wieder auf. Ich meine, ich konnte nicht mehr. Hatte Depressionen. Es klingt seltsam, aber ich vermisste den Irak sehr. Wissen Sie, ich fand es wirklich gut, was wir da drüben gemacht haben. Allerdings störte es mich auch sehr, dass

wir große Schwierigkeiten hatten, einige der angeheuerten Iraker dazu zu bringen, bei uns in der Strafvollzugsakademie zu bleiben – weil wir ihnen erklärten, ›Ihr dürft keine Familien erpressen. Ihr dürft keine Gewalt anwenden. Ihr dürft dies nicht, und ihr dürft jenes nicht‹ – und dann waren es plötzlich Amerikaner, die sich danebenbenahmen! Also sagten sie jetzt natürlich zu allem, was wir ihnen eintrichterten: ›O, diese heuchlerischen Scheißamerikaner!‹«

»Ich hatte beim Militär einen guten Namen, bis ich diesen Mist baute«, sagte Jeremy Sivits. »Mein Onkel war auf den Tag genau dreizehn Jahre vor meiner Geburt in Vietnam gefallen, mein Vater bekam dort zwei Tapferkeitsmedaillen. Auch mein Großvater erhielt in Vietnam eine Tapferkeitsmedaille. Dann kam ich, ließ mich in diese Sache verstricken und zog damit den Namen in den Dreck. Ich wollte immer der Stolz meines Vaters sein, weil ich schon früh spürte, dass er nicht wirklich stolz auf mich war. Ich war ziemlich gut im Baseball, hatte eine Reihe von Kollegen, jüngeren Kollegen, die zu mir aufsahen. Ich bemühte mich wirklich sehr, ein Baseball-Stipendium zu bekommen. Doch als es dann nicht klappte, ging ich zum Militär, und ich sah, wie stolz er an dem Abend war, als ich mit meinem Eintrittsbescheid nach Hause kam. Ich wollte nichts anderes werden als ein Gefechtsveteran, genauso wie mein Vater, mein Onkel und mein Großvater. Ich wollte in ihre Fußstapfen treten, einer von ihnen sein: wie sie Gefechtsveteran. Und an dem Abend, als ich zu Hause anrief, um zu beichten, dass ich Ärger hatte, konnte ich meinen Vater nur beschwören: ›Bitte verstoß mich nicht.‹ Mir ging es dann nur noch um eine ehrenhafte Entlassung und den Status als Gefechtsveteran, damit ich sagen konnte, dass auch ich meine Pflicht getan hatte, genau wie mein Vater, mein Onkel und mein Großvater. Aber leider wurde nichts daraus, und ich glaube, deshalb fühlte ich mich so mies.«

»Das Leben ist nicht gerecht, so viel ist sicher«, meinte Megan Graner. »Doch wahrscheinlich wusste ich das schon vorher.«

»VIELE LEUTE, DIE MIT MIR REDEN und sehen, was ich durchmache, halten mich für so ein zartes Persönchen, das jeder kleinste Windhauch umhaut«, sagte Lynndie England. »Aber so bin ich nicht. Ich denke nicht darüber nach. Wenn ich darüber nachdenke, überwältigt es mich. Es ist einfach unerträglich, über all den Kram nachzudenken, den ich durchgemacht habe. Das ist es also, was mich zur Ruhe bringt: Nicht darüber nachzudenken. Ich denke an was anderes, lese ein Buch, sehe mir einen Film an, egal was.«

»Manchmal habe ich Albträume, aber die erzähle ich noch nicht mal meinem Psychiater. Ich möchte gar nicht darüber reden. Was soll es mir bringen, darüber zu reden, außer es noch mal zu durchleben? Das hat doch keinen Sinn. Ich will es auch nicht. Denn, wissen Sie was – aber lachen Sie nicht –, Gedanken erzeugen Gefühle. Wenn ich nicht darüber nachdenke, fühle ich auch nichts. Wenn ich nicht darüber nachdenke, passiert es auch nicht. Also mache ich das so. Ich denke über nichts nach. Ich will es nicht noch einmal durchleben oder spüren.«

»Deshalb nehme ich Medikamente, um keine Albträume zu kriegen. Ich schlucke Pillen gegen Depressionen und Ängste – das, und gewöhnlich bin ich von meinem Sohn ganz erschöpft. In den seltenen Fällen, wenn ich meine Tabletten vergesse, habe ich regelmäßig Albträume. Wie dieser Typ in der Dusche schrie, das höre ich mitten in der Nacht. Ich schrecke auf und drehe fast durch. Das wird immer bleiben. Die Art, wie er schrie, einfach ein Todesschrei. Er schrie unausgesetzt wie am Spieß. Und du bist direkt nebenan. Es ist, als würde dein ganzer Körper vibrieren, so laut. Ich glaube nicht, dass mir das jemals wieder aus dem Kopf geht.«

»Ich will einfach weiterleben – einen Beruf ausüben, meinen Sohn großziehen. Jetzt versuche ich, was zu sparen, damit er mal studieren kann. Ich glaube kaum, dass mir noch viel Auswahl bleibt. Es wird schwer, eine Stellung zu bekommen, weil ich ja vorbestraft bin. Und außerdem mögen Leute die Publizität nicht. So, wie ich mich heute in meinem eigenen Land fühle, habe ich immer noch

Angst, die Straße entlangzugehen, weil es Leute gibt, die hinter mir her sind, und Typen, die mich hassen. Die meinen, wir hätten das nicht machen dürfen, oder halten uns für Unmenschen, oder was auch immer sie darüber denken. Ich habe sogar schon Hass-Mails dafür bekommen.«

»Im Irak wusste ich wenigstens immer, wer der Feind ist. Hier weiß ich es nicht. Obwohl ich im eigenen Land bin, komme ich nicht davon los. Ich gehe raus. Ich gehe zu Wal-Mart, gehe einkaufen, fühle mich aber ständig gehetzt. Ich gehe ungern in die Öffentlichkeit, ungern die Straße entlang, ungern in Räume mit Menschenansammlungen, weil es mir so vorkommt, als starrten alle mich an. Und so ist es auch. Wenn ich Lebensmittel oder so einkaufe, habe ich ja meinen Sohn dabei und kann mich auf ihn konzentrieren, spüre aber trotzdem, dass Leute mich anstarren. Sie kennen mich eben. Aber das gilt nur für meinen Heimatort. In irgendeiner größeren Stadt würde ich wahrscheinlich gar nicht auf die Straße gehen, weil ich nicht wüsste, was für Leute mich da erwarten, ob sie für oder gegen mich sind. Das Risiko möchte ich nicht wagen.«

»Ich habe nur getan, was man mir sagte. Ich habe den Krieg nicht angefangen, kann ihn auch nicht beenden. Ich meine, Bilder können keinen Krieg entscheiden oder beeinflussen. Das ist doch Blödsinn. Ich meine, warum sehen die Leute mich als die Schurkin an? Die Regierung schiebt mir die Schuld in die Schuhe, weil das so leicht geht – es ist eine Falle. Ich kann mich nicht mehr aufregen. Ich meine, ich bin darüber weg. Mir geht's gut. Nicht, dass es mir *damit* gut ginge, sondern, na, einfach so.«

»Das ist der Lauf der Welt, nicht wahr? Alle fallen einander in den Rücken. Ungerechtigkeit. Tragödien. So ist das Leben. Und du lebst es. Lerne aus deinen Fehlern. Ich habe aus meinen gelernt. Daher brauche ich auch keinen Mann mehr zum Überleben. Vergiss es. Und bei jeder neuen Situation, in die ich jetzt komme, trete ich lieber einen Schritt zurück, als mich kopfüber hineinzustürzen. Ich denke vorher schon an die Folgen. Früher hätte ich einfach Gas gegeben. Das gehört wahrscheinlich dazu, jung und naiv zu sein.«

»Ich denke an Sivits, der nur auf einem Bild war, und das veränderte sein ganzes Leben. Bei mir war der entscheidende Moment, der mein Leben veränderte, die Begegnung mit Graner. Ohne die Affäre mit ihm wäre ich nicht in diese Lage gekommen. Und dann wäre ich auch nicht auf diesen Bildern. Ich hätte wahrscheinlich gewusst, was da vor sich geht, mich aber herausgehalten, wäre nicht ins Gefängnis gegangen und hätte nicht als Postergirl für diesen Krieg herhalten müssen.«

»Nicht weinen. Unsinn, ich weine nicht darüber. Kann ja doch nichts mehr daran ändern, und wenn ich könnte, dann hätte ich Carter nicht. Ich meine, ich würde ihn für nichts auf der Welt hergeben. Also möchte ich auch nicht zurückgehen und was ändern. Ich meine, ja, ich bin auf Bildern, die zeigen, dass ich eine Leine halte, die der Bursche um den Hals trägt. Aber das ist auch alles, was ich getan habe. Ich wurde dafür verurteilt, auf einem Foto zu sein. Also, wenn ich eine Schurkin bin, nur weil ich auf einem Bild stehe, dann habe ich so was noch nie gehört.«

WAS DEN BURSCHEN AM ANDEREN ENDE der Leine angeht: Von dem Moment an, als Gus aus dem Loch hervorgekrochen war und wieder eine Wahl hatte, nahm er nichts mehr zu sich und wies auch jegliche Bekleidung zurück. Wie Sergeant Hydrue Joyner berichtete, lehnte er dann alles nur noch rundheraus ab: »Ich sagte, ›Junge, du musst dich anziehen‹. ›Nein danke.‹ ›Junge, es wird schweinekalt, da könnten dir Zweig und Beerchen verschrumpeln. Zieh doch besser was an.‹ ›Nein danke.‹ ›Iss das.‹ ›Nein danke.‹ ›Du musst was essen.‹ ›Nein danke.‹«

»Weil ich der Feind war. So nannte er mich Tag für Tag. Im Grunde erklärte er mir jeden Tag, dass er mich umbringen würde und dass sein großer muslimischer Anführer Saddam Hussein zurückkehrte, um die Amerikaner und die Juden zu töten. Ich staune, ›Die Juden? Was haben die dir denn getan? Schulden die dir noch

Geld oder so was?‹ Aber, ja, in diesem Punkt blieb er unerbittlich. Gus und die Juden, die wollte er alle umbringen. Eines Tages fragte ich, sozusagen um das Eis zu brechen: ›Junge, warum hasst du mich denn so sehr?‹ Er sah mir entseelt ins Gesicht und sagte, ›Weil du mir den Irak gestohlen hast‹. Ich sage, ›Vertrau mir, du kannst ihn zurückhaben – du bekommst alles zurück‹. Schließlich fragte ich ihn: ›Gus, wenn du mich auf der Stelle töten könntest, wie würdest du es anstellen?‹ Ich dachte an das Übliche, wissen Sie – ich würde dich erstechen oder erschießen. Er sagte, er würde sich eine Rakete besorgen. Und ich denke, eine Rakete für eine Person? ›Du magst mich wirklich nicht, gell?‹ Es sah mir ins Gesicht und sagte, ›Nein‹.«

Aufgrund seiner militanten Einstellungen hielten die MPs Gus für einen Widerstandskämpfer oder Terroristen, doch der MI hatte keinerlei Interesse an ihm, und er selbst sagte nur, dass er nach Bagdad zurückwollte. »Dann ermittelten wir die Geschichte seiner Festnahme«, erzählte Jeffery Frost. »Dabei stellte sich heraus, dass er ein ganz normaler Typ war, der angetrunken jemanden verprügelt hatte, also einfach einer der üblichen Häftlinge, die man auch in unseren Provinzgefängnissen findet. Daher dachten wir, ›Lassen wir ihn doch einfach laufen, damit er nach Hause zurückkommt und wieder isst‹, denn wir wollten ja nicht, dass er verhungert.«

»Es spitzte sich zu«, befand Tony Diaz. »Er nahm immer weiter ab. Wir sagten, ›Gus, steh auf, steh auf‹. Er rührte sich nicht. Eines Tages boten wir ihm an: ›Also gut, wir bringen dich nach Bagdad, aber dort musst du was essen – versprochen?‹ Er nickte. Daraufhin verfrachteten sie ihn in einen Krankenwagen und fuhren damit eine halbe Stunde lang auf dem Gelände herum, wobei er selbstverständlich nicht nach draußen sehen konnte, und brachten ihn anschließend in das kleine Krankenhaus direkt nebenan.« Gus befand sich keine hundert Meter vom harten Kern entfernt, wähnte sich jedoch in Bagdad und nahm eine Mahlzeit zu sich.

Abu Ghraib bot nicht viele Möglichkeiten, einem Gefangenen seine Lage zu erleichtern – also hatten die MPs bei Gus ein ziemlich

gutes Gefühl, zumindest in den paar Stunden, bis sie ihn wiedersahen. Einer der Offiziere aus der Klinikleitung hatte herausgefunden, warum Gus dort war. »Ihm gefiel die Sache nicht«, sagte Diaz. »Er sagte: ›Nein, Sie können das den Häftlingen nicht antun, können die nicht derart täuschen!‹ Daher eröffnete man Gus, dass er nach wie vor in Abu Ghraib war, und brachte ihn wieder zurück in seine Zelle. Danach verlor er den letzten Rest an Vertrauen. Danach wollte er überhaupt nicht mehr essen.«

Tag für Tag trugen die MPs in ihr Tagebuch ein, dass Gus die Nahrungsaufnahme verweigerte und alles »Amerikanische« zurückwies. Manchmal zeichneten ihm die MPs als Stichelei einen Davidstern auf den Infusionsbeutel mit der Nährstofflösung. »Wirkliche Probleme bereitete er uns nur, wenn wir die Kanüle setzen wollten«, sagte Frost. »Dann kämpfte er, wehrte sich und wünschte uns allen den Tod. Ansonsten hörte man nichts von ihm.«

Wäre es abwegig, Gus als das Gewissen von Abu Ghraib zu betrachten? Andere – Wärter wie Gefangene – machten sich etwas vor. Wir ebenso. Er jedoch wollte nichts mehr mit dem allen zu tun haben. Sein Protest bekundete die totale Verweigerung. Wenn Gus »Nein danke« sagte, kam er dem Ideal, ein freier Mensch zu sein, so nahe, wie das in Abu Ghraib überhaupt nur möglich war.

August 2006–Februar 2008

ANHANG

ABKÜRZUNGEN

CACI	*Consolidated Analysis Centers, Inc.*
CID	Militärstrafverfolgungsdivision
CPA	Koalitions-Übergangsverwaltung
CPL	Korporal
FOB	Fronteinsatzbasis
HMMWV	High Mobility Multipurpose Wheeled Vehicle (Humvee), geländegängiges Fahrzeug
IED	Improvisierter Sprengsatz
IKRK	Internationales Komitee vom Roten Kreuz
JAG	Justizbehörden der US-Streitkräfte
LSA	Lebenserhaltender Bereich
LTC	Oberstleutnant
MI	Heeresnachrichtendienst
MOS	Militärberufsstruktur
MP	Militärpolizei
MPs	Militärpolizisten
MRE	Fertiggerichte
MSR	Hauptversorgungsstraße
MWD	Militärhunde
NCO	Unteroffizier
OGA	Andere Regierungsbehörden
PAO	Offizier für öffentliche Angelegenheiten
POW	Kriegsgefangene
PT	Körperliches Training
ROTC	Reserveoffizier-Ausbildungskorps
SAW	M249 SAW (Squad Automatic Weapon) Standard-Infanterie-Maschinengewehr
SOP	Standarddienstanweisung
TDC	Strafvollzugsbehörden des Staates Texas
VA	Veteranenbetreuung

ANMERKUNGEN UND DANKSAGUNG

FOTOS SPIELEN IN DER HIER ERZÄHLTEN GESCHICHTE eine wichtige Rolle, und vielleicht wüssten wir ohne sie bis heute nichts von den Ereignissen. Doch war die Entscheidung, in das Buch keine Bilder aufzunehmen, schon vor Beginn der Niederschrift gefallen. Zum einen sind jene Fotos, die unsere Wahrnehmung der Vorfälle von Abu Ghraib so sehr dominiert und manchmal auch verzerrt haben, in Druckwerken oder im Internet weithin verfügbar.* Zum anderen stellte sich bei dem Bemühen, die Geschichte mit anderen Augen zu sehen, schnell heraus, dass viele der entscheidenden Aspekte von Abu Ghraib nie fotografiert wurden. Zwar haben die Aufnahmen in der Geschichte ihren Platz, aber sie sind nicht die Geschichte selbst, und es würde nicht der Wahrheit dienen, sich hier erneut ihrem Rahmen zu unterwerfen.

Ebenso früh fiel die Entscheidung, nicht die wirklichen Namen der Häftlinge von Abu Ghraib zu verwenden. Da dieses Buch vom Auftreten der amerikanischen Soldaten in dem Gefängnis handelt, hielten wir uns an jene Spitznamen, die sie ihren Häftlingen gaben. Außerdem stellte das US-Militär letzten Endes fest, dass mindestens drei Viertel der in Abu Ghraib internierten Personen keine Straftaten begangen hatten, weshalb es uns unschicklich erschien, ihre Namen zu nennen, zumal ihnen dies sogar hätte schaden können. In ihrer Verwickeltheit konfrontiert die Geschichte Abu Ghraibs recherchierende Autoren mit dem klassischen Problem russischer Romane: Es gab einfach zu viele Beteiligte auf zu vielen Ebenen, als dass man die Sache in fasslicher Weise umfassend abhandeln

* Die komplette Sammlung des CID findet sich, nach Themen geordnet und mit Kommentaren, auf der Internetseite http://www.salon.com/news/abu_ghraib/2006/03/14/introduction/index.html.

könnte. Daher konzentrierten wir uns auf diejenigen, die direkt mit den Vorgängen im MI-Block vom Herbst 2003 in Verbindung standen, und würden es sehr bedauern, falls es im Dienste der Klarheit so erscheinen sollte, als hätten wir jemanden ausgelassen, der eigentlich mit dazugehörte.

ZUNÄCHST MÖCHTEN WIR ALL JENEN DANKEN, die sich zwischen Oktober 2005 und November 2007 für das Projekt *Standard Operating Procedure* befragen ließen: Joe Darby, Javal Davis, Ken Davis, Gary Deland, Tony Diaz, David DiNenna, Tim Dugan, Jeffery Frost, Megan Graner, Sabrina Harman, Vic Harris, Steven Jordan, Hydrue Joyner, Janis Karpinski, Roman Krol, Mary Mapes, Lane McCotter, Brent Pack, Jeremy Sivits und Andrew Stoltzman.

Nützliche Interviews gaben auch Douglas Barrett, Paul Bergrin, Torin Nelson, Sam Provance, Richard Russell und Holly Sivits. Zwar erscheinen sie aus strukturellen Gründen nicht in der Geschichte selbst, aber ihre Aussagen und Einsichten haben unser Verständnis der Vorgänge von Abu Ghraib vertieft.

Die besonderen Erfordernisse der filmischen Darstellung verlangen nicht nur eine gründliche journalistische Vorbereitung durch Befragungen, sondern auch vielfache Wiederholungen. So kommt es, dass die vollständigen Transkripte von Morris' Interviews für *Standard Operating Procedure* ein Konvolut von etwa zweieinhalb Millionen Wörtern bilden – was mehr als dem fünfundzwanzigfachen Umfang dieses Buches entspricht. Folglich mussten wir das Material dafür auswählen, straffen, gestalten und gliedern und haben uns dabei alle erdenkliche Mühe gegeben, individuelle Darstellungen miteinander und mit externen Unterlagen zu vergleichen. Mit der Arbeit an diesem Buch haben die Autoren entschlossen angestrebt, die Vorgänge von Abu Ghraib so wahrheitsgetreu wie möglich zu schildern.

Bei Originalzitaten haben wir mehr Wert auf Inhalt, Sinn und

Bedeutung der Aussagen gelegt als auf detailgetreue Wiedergabe der Transkription. Insbesondere wenn Gesprächspartner den gleichen Vorfall, Sachverhalt oder Standpunkt mehrfach wiederholten, haben wir gelegentlich um der eindeutigen Absicht willen Sätze verdichtet oder Monologe gerafft. Dabei ging es uns allein darum, denen, die so viel Zeit und Mühe aufgewandt hatten, um uns ihre Geschichte zu erzählen, die gleiche editorische Sorgfalt angedeihen zu lassen, die wir ganz automatisch auch bei der Paraphrasierung von Zitaten geübt hätten.

WIR DANKEN AUCH ALL JENEN, die amtliche Untersuchungsberichte für journalistische und andere Recherchen bereitstellten, um die dunkleren Abgründe der Vorfälle von Abu Ghraib ans Licht zu bringen. Insbesondere sind wir Seymour Hersh, Jane Mayer und Mark Danner verpflichtet, die bahnbrechende Nachforschungen angestrengt haben. Infolge der ersten Enthüllungen über Verbrechen an Gefangenen gelangte eine Flut von zuvor geheimen Richtlinien, Verhörregeln, Aktenvermerken, Militärschriftwechseln, Ermittlungsergebnissen und eidlichen Aussagen an die Öffentlichkeit – und wir möchten hier denen danken, die sie durchsickern ließen: Sie sind in einer offenen Gesellschaft oft die größten Wahrer des öffentlichen Interesses, und es ist ein besonders düsterer Aspekt des Kriegs gegen den Terror, dass unsere höchsten Beamten in der Regel eher bereit sind, Enthüllungen zu verfolgen und zu bestrafen als das Enthüllte.

Dankbar haben wir ferner auf die Transkripte der ausgedehnten Gespräche zurückgegriffen, die Angehörige der US-Militärstrafverfolgungsdivision mit Charles Graner und Ivan »Chip« Frederick führten. Alle im Text abgedruckten Originalzitate Graners und Fredericks stammen aus diesen Interviews, die auf gerichtliche Anordnung (mit Straffreiheitsgarantie bei weiterer Selbstbelastung) nach ihrer Verurteilung stattfanden. Da sich beide während der

Recherchen von *Standard Operating Procedure* in Haft befanden, standen sie für persönliche Interviews nicht zur Verfügung.

Wir danken auch für die aufschlussreichen Protokolle, die bei den CID-Ermittlungen zu Abu Ghraib anfielen. Alle oben verwendeten Originalzitate von Oberst Marc Warren, Hauptmann Carolyn Wood und Specialist Matthew Wisdom stammen aus den Transkripten ihrer eidlichen Aussagen gegenüber der CID.

DANK AN AMANDA BRANSON-GILL für ihre unermüdliche Entschlossenheit, die Informationen zu sammeln und zu verarbeiten, auf denen *Standard Operating Procedure* beruht. Und Dank an ihre Schwester Rosie Branson-Gill für ihre große Hilfe dabei.

Dank an Jeff Skoll, Diane Weyermann, Martin Levin, Robert Fernandez, Michael Vachon sowie Michael und Jamie Lynton für ihre Unterstützung.

Dank auch für die Beiträge von Ann Petrone, John Purcell, Dan Polsby und Hannah Mintz zur Organisation und Recherche.

Dank an die Autorenkollegen Thomas Ricks und Glyn Vincent für ihre kollegiale Hilfe.

Dank an Dylan Byers und An Hudson-Price für ihre Hilfe bei der Recherche. Dank an Petrina Crockford für das Korrekturlesen.

DANK AN UNSERE LEKTORIN Ann Godoff. Dank auch an Laura Stickney und Tracy Locke von *The Penguin Press* und an Scott Moyers, unseren anfänglichen Lektor.

Dank an Sarah Chalfant und Andrew Wylie sowie das Team der Wylie Agency.

DANK AN DAS UNTERNEHMEN YADDO und an den Sitz des Scottish Book Trust auf der Isle of Jura, wo Teile dieses Buches entstanden.

Dank an die Leitung und das Personal der *Paris Review* für ihre geduldige Unterstützung.

DANK AN VIJAY BALAKRISHNAN, Jeffrey Frank, Gilles Peress und Charles Silver – gute Freunde und Berater.

DANK AN LARISSA MACFRAQUHAR und Julia Sheehan, unsere Frauen, denen wir dieses Buch widmen.

ÜBER DIE AUTOREN

PHILIP GOUREVITCH ist der Verfasser der mehrfach preisgekrönten Bücher *Auf Eis gelegt. Ein ungeklärter Doppelmord in New York* und *Wir möchten Ihnen mitteilen, daß wir morgen mit unseren Familien umgebracht werden. Berichte aus Ruanda*, die unter anderem mit dem National Book Critics Circle Award, dem Los Angeles Times Book Prize und dem George K. Polk Award for Foreign Reporting ausgezeichnet wurden. Er ist der Herausgeber von *The Paris Review* und schreibt seit langer Zeit regelmäßig für *The New Yorker*.

ERROL MORRIS ist ein weltbekannter Filmemacher und Regisseur von *The Fog of War*, der mit dem Academy Award (Oscar) und dem MacArthur »Genius« Award ausgezeichnet wurde. Zu seinen weiteren Filmen gehören *Mr. Death*, *Fast Cheap and Out of Control*, *A Brief History of Time* und *The Thin Blue Line*. Sein jüngster Film *Standard Operating Procedure* hat bei der Berlinale 2008 den Silbernen Bären gewonnen. Roger Ebert sagte über ihn: »In meinen zwanzig Jahren als Filmrezensent habe ich nie einen Regisseur gefunden, der mich mehr faszinierte. ... Errol Morris gleicht einem Zauberer und ist ein ebenso großer Regisseur wie Hitchcock oder Fellini.«

Philip Gourevitch, geboren 1961 in Philadelphia, ist Redakteur der *Paris Review* und langjähriger Autor des *New Yorker*. Mit seinem Buch über den Völkermord in Ruanda erregte er 1998 großes Aufsehen und gewann zahlreiche Preise.

Errol Morris, 1948 in New York geboren, einer der herausragenden Dokumentarfilmer unserer Zeit und Oscar-Preisträger. Mit der Stephen-Hawking-Dokumentation *Eine kurze Geschichte der Zeit* feierte er seinen größten Erfolg. Sein Film S.O.P.: *Standard Operating Procedure*, der diesem Buch zugrunde liegt, erhielt bei der Berlinale 2008 den Großen Preis der Jury.

Umschlag:
Peter-Andreas Hassiepen, München,
unter Verwendung eines Stills
aus dem Film *Standard Operating Procedure*,
© 2007 Max Ave Productions. Courtesy Sony Pictures Classics. All Rights Reserved.

ISBN 978-3-446-23295-2

9 783446 232952

»Wir sind im Krieg. Die haben New York in die Luft gejagt, und daher ist alles erlaubt. Also, wir sind zwar zu weit gegangen, aber das war auch richtig so.«

Wer verstehen will, was im Irak-Krieg passiert ist, muss dieses schonungslose Buch über die Verbrechen von Abu Ghraib lesen. An diesem Ort hat sich die politische und militärische Hilflosigkeit der USA in rücksichtsloser Gewalt und Menschenverachtung entladen.

»Bewundernswert. Von beeindruckender Kraft.«
New York Times

»Ein faszinierendes Buch.«
The Economist

»Dieses Buch müssen Sie lesen.«
Newsweek

978-3-446-23295-2